



Bilder

aus der

Oberlausitz,

als ein

Beitrag zur Vaterlandskunde.

Entworfen

von

J. Aug. Ernst Köhler,

Lehrer an der Bürgerschule zu Budissin.

Budissin, 1855.

Im Selbstverlag des Verfassers,

sowie in Commission bei F. A. Reichel.

Herrn

Carl Traugott Wilhelm,

K. S. Oberarzt a. D.

und pract. Arzt

in

Budissin

gewidmet.

Vorbericht.

Es ist nun bereits ein Jahr vergangen, seit ich für die Freunde der Lausitz meine Einladung zur Subscription drucken ließ. Mancherlei zog das vollständige Erscheinen des Buches hinaus. Ich glaube aber, daß mein Werkchen dadurch eher gewonnen als verloren haben dürfte; denn unabläſſig war ich während dieser Zeit bemüht, zu berichtigen und zu ergänzen. Und doch blicke ich jetzt, da Alles beendigt ist, immer noch auf manche Parthie der „Bilder" mit Unzufriedenheit. Zwar dürften verschiedene Recensionen, welche nach dem Erscheinen der einzelnen Lieferungen geschrieben wurden, zu meinen Gunsten sprechen, ja sie dürften mich vielleicht mit einem kleinen Stolze erfüllen, wenn mir nicht in tiefſter Seele bewuſſt, daß die Ausführung nicht immer dem Willen entsprochen, und wenn ich nicht zu der Erkenntniß gekommen, daß die geehrten Recensenten

freundliche Nachsicht übten. Dabei will ich aber auch nicht leugnen, daß durch das Erscheinen der „Bilder aus der Oberlausitz“ Manchem ein kleiner Dienst geleistet wurde.

„Die Lausitz ist ein poetisches Land durch Natur und Geschichte!“ schrieb ich in meiner Einladung zur Subscription, und ich bin so fest davon überzeugt, daß ich auch heute mit ganzer Seele diesen Satz unterschreibe. Gar oft bin ich in sonniger Ferienzeit über die Berge der Lausitz gestiegen, bin durch die Thäler gestreift, habe die Städte gesehen und zahlreiche Dörfer; ich habe in Wäldern und auf Wiesen Pflanzen gesucht, Insecten gefangen und von dem Felsen den Stein zur nähern Betrachtung gebrochen, das Volk hab' ich kennen gelernt und seine Sagen, die Geschichte des Landes ward mir ein Lieblingsstudium, und auf diese Weise ward mir die Seele erfüllt von frischen Lebensbildern. Die habe ich nun in Worte zu fassen versucht, zunächst für meine lieben Standesgenossen und dann auch für Alle, die in dem Herzen Liebe zum Vaterland tragen.

Eben scheint durch mein Fenster die goldene Frühlingssonne, wie sie so oft geschienen. Ich denke an die liebe Kinderwelt, die um den Lehrer versammelt ist, um im Geiste mit ihm das Vaterland zu durchwandern.

Mag immerhin die Sonne lustig blinken, sie facht nicht immer Leben an in des Lehrers Herz. Wie es das Handbuch vorschreibt, so wird Heimaths- und Vaterlandskunde getrieben, es weht gar oft kein frischer

Geist in der Klasse. Also solls nicht sein. Darum habe ich vor der Hand Bilder aus der Oberlausitz geschrieben, dem Landestheile, der mir am nächsten liegt.

Wol wird der Lehrer mein Büchlein cum grano salis gebrauchen. Gar Manches ist drin, was für die Schule nicht taugt. Denn auch für Andere hab' ich geschrieben, für Alle, die in dem Herzen Liebe zum Vaterland tragen.

Wenn man in neuerer Zeit mehr vielleicht als früher die Oberlausitz bereist, um frische Eindrücke für das Alltagsleben mit hinwegzutragen, so könnte mein Büchlein, wenn auch nicht gerade durchgängig als Wegweiser, so doch dazu dienen, vor dem Beginn der Wanderungen das Land mit seinen Hauptpunkten kennen zu lernen. Oder, hat man die Lausitz bereist, so dürfte es Vielen gar nicht unwillkommen sein, noch einmal an meiner Hand das Land zu durchwandern, und sich der Eindrücke nochmals recht lebhaft zu erinnern, welche die Seele auf der Bergeshöhe, im Felsenthale, unter den Kiefern der Heide, in der Stadt und in dem Dörfchen empfangen.

Ein statistisches Handbuch soll freilich mein Werkchen nicht sein; es wird also Vieles darin fehlen, was jede vaterländische Geographie enthält. Aber ebenso wird der Leser wieder Manches in meinen „Bildern" finden, was keine Geographie erzählt.

So lege ich denn jetzt meine Feder weg und hoffe das Beste. Nur Liebe zur Schule und Liebe zur Hei-

math hat mich getrieben, daß ich solch Wagniß in jetziger Zeit unterfing. Den geehrten Subscribenten sage ich Dank, daß sie mein Unternehmen so freundlich unterstützten. Ich schließe mit dem Wunsche, man möge anderswo damit fortfahren, was ich begonnen, damit daraus mit der Zeit eine erfrischende, lebendige Vaterlandskunde für Schule und Haus entstehe.

Budissin, im Monat Mai 1855.

Der Verfasser.

Verzeichniß der Subscribenten.

Baruth.

Herr Bäckermeister Wiesold.

Belwitz bei Löbau.

Herr Ritterguthspachter Rehschuh.

Bernstadt.

Herr Advocat Lange.

Budissin.

Herr Hauptmann von Reutter.
- Oberstadtschreiber Seemann.
- Advocat Braüer.
- Bürgerschullehrer Saupe.
- " Domaschke.
- " Nicolai.
- " Falcke.
- Waisenhauslehrer Börner.
- Oberlehrer Rodig.
- " Jänchen.
- " Handrick.
- " Richter.
- Diaconus Trautmann.
- Apotheker Jäßing.
- Kaufmann Frommelt.
- Gerichtsdirector Schluckwerder.

Herr Advocat Stephan.
" Dr. Weinlig.
" von Otto, Besitzer der Papierfabrik in Doberschau.
" Advocat Fiedler.
" Thierarzt Riese.
" Seminarist Steinborn.
" Kaufmann Schade.
" Seminarist Lorenz.
" Gymnasiast Hermann.
" Postsecretär Munsch.
" Steuerrath Kölz.
Frau Steuereinnehmer Presser.
Fraülein Frankenberg, Vorsteherin des Kindergartens.
Herr Schlossermeister Fiebiger.
" Stadtrath Zwiefel.
" Hauptmann Koch.
" Kämmereiverwalter Liebert.
" Agent Heichen.
" Kaufmann Lincke.
" Cantor Wolf.
" Director Buk.
" Stadtrath Weltz.
" Advocat Höckner.
" Past. Prim. Dr. Wildenhahn.
" Advocat Siebe.
" Oberleutnant von Meerheim.
" Zimmermeister Hobjan.
" Advocat von Jeschki.
" Bahnhofsinspector Barby.
" Seminarist Gärtner.
" Bürgerschullehrer Biehle.
" Kaufmann Karl Menzel.
" Kaufmann Carl Adolph Meyer.
" Advocat Schenk.
" Subrector Dr. Jähne.

Herr Kaufmann C. A. Kneschke.
" Landgerichtscopist Pritzsche.
" Seminardirector Dreßler.
" Kaufmann Robert Klemm.
" Fabrikant Demuth.
" Bürgerschullehrer Kretschmar.
" Eisenwerksbesitzer Petzold.
" Lithograph Weigang jun.
" Stadtgerichts-Copist Drogusch.
" Cantor Becker.
" Advocat Petrik.
" Advocat Ehrig II.

Burk.

Herr Lehrer Borsch.

Burkersdorf bei Zittau.

Herr Pastor Mättig.
" Lehrer Ritscher.

Commerau.

Herr Lehrer Gude.

Crostwitz.

Herr Joh. Jacob Petasch.

Demitz bei Bischofswerda.

Herr Lehrer Muczink.

Deutsch-Baselitz.

Herr Inspector Selleng.

Göda.

Herr Lehrer Kaiser.

Großschönau bei Zittau.

Durch Herrn Geometer Hause 10 Exemplare.

Großwelka.

Herr von Hartmann.
" Lehrer Höhne.

Groß-Schweidnitz bei Löbau.

Herr Lehrer Brückner.

Grunau bei Ostritz.

Herr Lehrer Bergmann.

Herrnhut.

Herr Schulinspector Raillard.
" F. Jenke.

Herwigsdorf bei Löbau.

Herr Lehrer Kunath.

Hermsdorf.

Herr Lehrer Bartusch.

Kleinbautzen.

Herr Pastor Haubold.

Klitten.

Herr Lehrer Jurk.

Kleinschönau bei Zittau.

Herr Lehrer Seyffert.

Königshain bei Ostritz.

Herr Lehrer Lorenz.

Leipzig.

Herr Lehrer Riemz.

Löbau.

Herr Kaufmann Schmidt.
" Lehrer Elßner.
" " Krause.
" Candidat Borott.
" Dr. Schröder.

Luga.

Herr Lehrer Mitan.
" Gärtner Leidthold.

Luttowitz.

Herr Hauslehrer Lehmann.
" Verwalter Schrader.

Milstrich bei Kamenz.

Herr Lehrer Paulinus.

Mochholz bei Muskau.

Durch Herrn Lehrer Brühl 2 Exemplare.

Möhrsdorf.

Herr Lehrer Zimmermann.

Neschwitz.

Herr Pfarrer Richter.
" Diaconus Taffel.
" Lehrer Herzog.
" " Pollack.
" Hause.

Oberullersdorf.

Herr Lehrer Bibrack.

Oppach.

Herr Lehrer Carl August Israel.

Pohla bei Bischofswerda.

Herr Pastor Jencz.

Räckelwitz bei Marienstern.

Herr Lehrer Johannes Kochta.

Reichenau bei Zittau.

Herr Lehrer Brendler.

Rosenhain bei Löbau.

Herr Lehrer Schöne.

Rusdorf.

Herr Ed. Kammler.

Warthe.

Herr Lehrer Immisch.

Wehrsdorf.

Herr Lehrer Kern.

Weißig bei Kamenz.

Herr Hauslehrer Hauptmann.

Zittau.

Herr Joseph Posselt, Lehrer an der katholischen Schule.
= K. E. Koch.

Zschillichau.

Frau Rittergutsbesitzer Beck.

Zschorna bei Kamenz.

Herr Lehrer Bähr.

Zwickau.

Herr Gymnasiallehrer Opitz.

Inhaltsverzeichniß.

Berichtigungen.

Seite 65. Zeile 1 v. unten l. „verkehren" st. verkehen.
» 65. » 13 v. unten l. „dem Besucher" st. den Besucher.
» 122. » 17 v. oben l. „erebarius" st. cerbrarius.
» 160. » 2 v. unten l. „an der deutschen Kirche" st. an der wendischen Kirche.
» 181. Anmerk. 5 l. „Carex globularis" st. Curex globularis.

„Es müsse Gosens Wohl in den
Provinzen wachsen!“

Carpzow.

Von der sandigen Mittelmark bis nach Süden, wo sich Böhmens Grenze durch waldige Gebirge zieht, und wieder im Osten von der Bober und dem Queis bis nach Westen zum alten Kurkreise und der Pulsnitz, liegen, durch die Geschichte verschwistert, die Nieder- und die Oberlausitz. [1]) Von Letzterer nur entwerfe ich jetzt meine Bilder. Verschieden wie die Sprachen der Bewohner sind die Formen des Bodens; im Süden liebliche Bergzüge mit Quellen und Thälern, im Norden weite Ebenen mit Sümpfen und Sand. Und auf den Bergen und in den Thälern wechseln mit den immergrünen Fichten und Tannen frische Laubgehölze, während die sandbedeckte Ebene graugrüne Kiefern trägt.

Wir durchstreifen zunächst die Gebirge, durchwandern die romantischen Thäler, und folgen dann dem Laufe der Flüsse, bis hinab, wo es keine Berge mehr giebt, wo die Nachkommen eines „berühmten Volkes“ [2]) genügsam in ärmlichen Hütten wohnen und den dürftigen Acker bauen nach ihrer Väter Art.

Verschwistert mit dem benachbarten Sudetenkamme und hineingreifend in das Böhmerland, zieht sich unser Gebirge bis an die Fluthen der Elbe, an deren jenseitigem Ufer die ersten Höhen des Erzgebirges aufsteigen und weiter nach Süden das böhmische Mittelgebirge sich anschließt.

Characteristische Glieder zeigt jedes Gebirge, dessen Inneres einander fremde Felsarten zusammensetzen, und das von Flüssen zerrissen ist, die es selbst erzeugte. Auch unser vaterländisches Gebirge, der südliche Theil der Oberlausitz, zerfällt in wesentlich getrennte Gruppen, deren Darstellung ich jetzt versuchen will.

Da, wo das Lausitzer und das Riesengebirge einander die Hand reichen, erhebt sich 3483 Fuß über die Nordsee das Joch der Tafelfichte. Auf festem grobkörnigem Granit ruht ein Gneusgestein, und von dem, gewiß zwei Stunden Umfang bietenden Gipfel kann man die Verbindung mit dem südöstlich sich ziehenden Iser- und dem ziemlich nach Westen streichenden Heindorfer Kamme betrachten. Hier oben sieht man über die weiten, mit Tannen, Fichten und Buchen bewachsenen Abhänge hin, in Fernen von 15 — 30 Meilen. Vom Riesen des Lausitzer Gebirges erspäht man den Riesen des Erzgebirges, den 3731 Fuß hohen Fichtelberg. Und ist das Auge geschärft und die Luft rein, so zeigen sich am Horizont wie aufsteigende Wolken die Grenzgebirge zwischen Böhmen und Mähren. [3]) Das ist die Tafelfichte, der Anfangspunkt unsers vaterländischen Gebirges, erzeugend das erste vaterländische Flüßchen, die Lausitzbach, die im Frühling

mit starkem Geraüsch den Abhang hinabstürzt, und durch Messersdorf fließend, sich dann mit der Schwarzbach vereinigt, um mit dem Queis in die Bober, und dann in die Oder zu fallen.

Hier, am Fuße der Tafelfichte blüht der Gewerbfleiß, von jeher durch die Besitzer von Messersdorf gehoben und gepflegt. Das edle Geschlecht von Gersdorf muß hier ehrenwerthe Erwähnung finden, wenn ich einen Namen nenne, auf dessen Träger die Lausitz stolz sein darf. Ich meine Traugott Adolph von Gersdorf. Nachdem ihn rege Wißbegierde durch fremde Länder geleitet, in denen ihm der noch später zu nennende Meyer von Knonow ein treuer Gefährte war, lebte er wirkend im Heimaththal für das Wohl seiner Unterthanen und für die Wissenschaft. Naturforscher von ganzer Seele, zog er auf seinen Bergen umher, ihre Natur zu ergründen und ihre Höhen zu messen. Er war mit einer der begeisterten Männer, die 1779 in Görlitz zusammentraten, um im Vereine mit gleichgesinnten Freunden die Gesellschaft der Wissenschaften zu gründen. Dort hat er sich ein bleibendes Denkmal gesetzt, wenn ihn ja die Nachkommen der Landleute vergessen sollten, denen er Vater war. Das Wohl seiner Unterthanen lag ihm am Herzen, und die Gewerbe und der Ackerbau hoben sich unter ihm. Sein Schloß war ein Tempel der Wissenschaften durch Bibliothek und Sammlungen, und seine Zimmer nahmen gastlich die Männer auf, die durch gleiches Streben sich innig mit ihm befreundet.

Und wenn der Raum nicht gestattet, seinem Andenken

mehrere Seiten zu widmen, so mögen die wenigen Worte genügen, sein Wirken der Erinnerung zu übergeben und es mit einzuflechten in die Bilder des geistigen Lebens der Lausitz. [4])

Haben wir uns auf der Tafelfichte und unten im Thale nach Pflanzen umgesehen, so werden seltene Exemplare, die wir zu Hause dem Herbarium einverleiben, uns einst die Erinnerung stärker erwecken, und bei dem getrockneten nördlichen Rippenfarn (**Blechnum boreale**), dem Tannen-Bärlapp (**Lycopodium selago**), der alpenliebenden Gänsedistel (**Sonchus alpinus**), und seltneren Orchideen (**Neottia repens** und **Epipactis cordata**) wird uns sein, als wandelten wir eben auf jenen Gebirgen und in den Thälern umher und freuten uns der Jugend. Seltene Pflanzen im Herbarium sind bedeutsame Blätter im Tagebuche des Lebens, sie sind Zeugnisse der strebsamen Kraft und mit Gelingen gekrönter Hoffnung. [5])

Erwähnen darf ich hier nur den Heindorfer Kamm und das Jeschkengebirge, da beide, obschon durch die Natur mit der Lausitz verbunden, von jeher anderen Herrschern gehörten. Wir betreten das Zittauer Sandsteingebirge [6]), wo der Klingstein die neptunischen Gebilde zerbrochen und sich zu Bergen erhoben hat.

Hier, wo die Natur mit schöpferischer Hand Felsenklüfte baute und schweizerische Thäler, wo ein Meer einst seine Wogen brausen ließ, und die Wasser sich Bahn brachen, hier liegen freundliche Dörfer mit Webstühlen und Fabriken, und Leute wohnen da, beseelt von unternehmendem Handelsgeiste.

Die Ortschaften laufen wie Strahlen nach einem Punkte hin, nach dem schönen Zittau, dem Hauptsitze des Lausitzer Leinwand- und Damasthandels, und dem Sammelplatze mannigfacher Gewerbe. — Bei einer Höhe von mehr denn 1500 Fuß entspringt auf dem Jeschkengebirge die Neiße, welche, nachdem sie den südlichen Gebirgszug durchbrochen hat, in einer Höhe von 670 Fuß die von Westen kommende Mandau aufnimmt.

Und nicht weit davon, im Angesichte des romantischen Gebirgs und umgeben von freundlichen Gärten breitet sich nun die Stadt Zittau aus, ihrer Handelsthätigkeit wegen Klein-Leipzig genannt. Zwar wimmelt es nicht auf den Straßen von geschäftigen Menschen; aber umsomehr arbeitet in den Haüsern der fleißige Kauf- und der Handwerksmann.

Nicht unterlassen kann ich es, kurze Zeit in Zittau zu verweilen, weniger, um die freundlichen Straßen zu beschauen und die einladenden Promenaden, auch nicht, um den Leser an das neue Rathhaus zu führen und in das Innere der Johanneskirche [7]), oder hin, wo die königliche Gewerbschule an die Anlagen grenzt, und wo sich in den Lehrzimmern des Gymnasiums die für die Wissenschaft begeisterte Jugend sammelt: das Alles muß hier unterbleiben, wenn ich, selbst in kurzen Zügen nur, Scenen aus Zittau's Geschichte entwerfe, und Einige seiner Männer nenne, deren Namen wie leuchtende Sterne aus dem Dunkel der Vergangenheit schimmern.

Zweifelhaft wird es bleiben, ob den Deutschen oder den Slaven der Ruhm gebürt, die ersten Hütten da ge-

baut zu haben, wo jetzt die freundlichen Straßen der Stadt den Fremden gastlich grüßen und wo die bethürmten Kirchen ernst über die Dächer blicken.

Der Name deutet allerdings auf slavische Ansiedler hin, die hier vielleicht zuerst den Samen auf den Acker streuten und im Schweiße ihres Angesichts das Brot aßen. Es gibt noch jetzt ein böhmisches Wort „Žito“, welches das Getreide bezeichnet und wahrscheinlicher Weise die Veranlassung zum Namen Zittau's gab. [8]) Lebten aber vor den Einwanderungen der Slaven keine Völker an den Ufern der Neiße, wohnte kein germanischer Volksstamm da, der von den Fremdlingen gedrängt, die alte Heimath verließ und andere Gauen zur Heimath machte? Die Blätter der Geschichte schweigen, sie erzählen hauptsächlich von den jüngsten Jahrhunderten mit ihren Schreckenstagen.

Noch leben in der Geschichte der Stadt die Drangsale des Hussitenkrieges, von denen es in einem alten Geschichtswerke heißt: „**Dyse stat hat etwo vil widerwärtigs von den Hussitisschen keczirn mussen erleiden, hat darkegen also rechte cristen heftig gefochten.**“ **(Monachus Pirnensis.)**

Während des dreißigjährigen Krieges, bei dessen Beginn in Zittau bereits die Reformation Eingang gefunden hatte, verließen Freunde des Evangeliums ihr Vaterland Böhmen und gründeten 1623—1657 die böhmische Gemeinde vor dem Weberthore Zittaus. Unter den Zeugen des alten Glaubenshasses befand sich auch der Stammvater der Familie Pescheck, deren Glieder noch heute

grünen und sich eines guten Klanges erfreuen. Archidiaconus Dr. C. A. Pescheck arbeitet noch immer mit Jugendkraft für der Lausitz Geschichte, und längst verwesete Glieder seines Geschlechts nennt der Freund des Vaterlandes mit dankbarer Erinnerung. Sollte auch der Name Dr. Christian August Peschecks, der die erste Beschreibung und Geschichte des Oybin herausgab, für Viele fremd geblieben sein, so leuchtet doch der Rechenmeister M. Christian Pescheck, 1676 in Zittau geboren, und Lehrer der Mathematik am Gymnasium daselbst, als ein Stern aus der nebelumhüllten Vergangenheit in die Gegenwart hinüber. Seine Werke haben sich über ein Jahrhundert im Buchhandel erhalten und wurden noch neugedruckt, als selbst Urenkel von ihm sich an die Schriftsteller reihten.

Doch gedenken wir jetzt des 23. Juli 1757, jenes Tages der Schmerzen und des Todes vieler braver Bürger, die, von dem feindlichen Geschütz getroffen oder unter den Ruinen ihrer Häuser begraben, die Stätte des Jammers nicht sahen. Grenzenloses Elend brachte dieser Tag über die Stadt, weil die Preußen, die zur Deckung eines Magazins nach der Schlacht bei Kollin in den Mauern Zittau's zurückgeblieben waren, einer österreichischen Kriegerschaar die Thore nicht geöffnet hatten. Doch, jene Schreckenszeit ging vorüber; die verarmten Bürger erholten sich durch unermüdeten Fleiß, und die Gewerbe blühten, um neues Leben und neue Schönheit zu schaffen. Sind zwar Zittau's Denkmäler alter Geschichte zum großen Theil vernichtet und weht uns in den Straßen der neu-

erstandenen Stadt auch nicht der Hauch einer Vorzeit an, so reizt doch Einzelnes in der Rathsbibliothek das Auge des Geschichts- und des Naturforschers und läßt ihn die Verluste einigermaßen vergessen, welche die Wissenschaft durch Bombardement und Brände der Stadt erlitten hat.

Bald von Dir scheidend, mein gartenumkränztes Zittau, das schöner hervorstieg aus den Trümmern einer kriegerischen Zeit, freuet mein Herz sich nochmals Deiner denkwürdigen Männer. Es steigen aus ihren Gräbern Deine gekrönten Poeten, die ein vergangen Geschlecht durch ihre Gesänge entzückten. Sie sind nicht mehr; und aft auch vergessen sind ihre Namen, die Namen des alten Dramatikers Christian Weise und des Melchior Hause de Kommersberg, *) dessen Grabschrift in der Bundesstadt Lauban noch rühmend des Dichters gedenkt; — sie sind nicht mehr, alle die Männer, die in Begeisterung Verse zum Zeugniß geschrieben, daß auch vordem durch unsre Lausitz der Geist der Dichtkunst gezogen.

Ein Jahrhundert nach ihnen erschien der bekanntere Kretschmann, von seinen Freunden der Barde Ringulf genannt, und auch der junge Michaelis ließ seine Leyer ertönen, bis ihn Apoll in das Elisium rief.

Zum Abschied besteigen wir einen von den beiden Thürmen der Johanniskirche, um von der Gallerie aus das Bild der Landschaft uns einzuprägen, und sehen im Süden den Töpfer und den Ameisenberg mit dem engen Thale, das wir zu durchwandern haben, um ein Wunderwerk unsers Sandsteingebirges, den majestätischen Oybin zu besuchen.

Zittau gibt uns überall freundliche Ansichten. Vor den Thoren der Stadt schweift der Blick nach den schönen Bergen. Und wenn auch die Berge nicht Metallreichthümer enthalten, sondern nur den Steinbrecher verlocken, seinen Meißel an die Blöcke zu setzen, oder mit des Pulvers Kraft die Knochen der Erde zu brechen, so birgt doch der Schoos der nächsten Umgebung Schätze anderer Art, die gewiß nicht minder wichtig sind, als glänzendes Silber oder das feste Eisen. Tief senkt der Bergmann in den angeschwemmten Boden bei Harthau oder Olbersdorf seine Schachte, um zu den großen Braunkohlenschätzen zu gelangen, die ein zurückgetretenes Meer auf dem Granitboden zurück ließ. Diese Braunkohlenlager nehmen in ihrem südlichen Verlaufe an Mächtigkeit zu, bis sie endlich von einem Phonolithgange scharf begrenzt und von dem, vor dem Töpfer höher aufsteigenden Granit getrennt werden. Wir wandern durch das lange Olbersdorf, wo der Bergbau blüht, und betreten freudig erregt ein enges Thal. Denn bald sollen wir den denkwürdigen Oybin sehen. Zur Rechten haben wir den Ameisenberg, und zur Linken den Töpfer mit seinen überraschenden Sandsteinzerklüftungen und seinen Eisennieren. Jetzt, hinter der Teufelsmühle wendet sich der Weg, am Rande eines kleinen Bächleins hinlaufend, — und vor uns erhebt sich der Oybin wie ein riesiger Bienenkorb. Im grünen Wiesenthale stehen die Häuser des freundlichen Dörfchens Oybin, mit bleichendem Garn auf den Rasen, und ringsum eingeschlossen von bewaldeten Bergen. Wir befinden uns im Quadersandsteingebiete. Vom Wasser

aufgebaut und wieder vom Wasser zerrissen, erhebt sich der Oybin mit seinen Burg- und Klostertrümmern. Doch nicht unternimmt es meine Feder, hiervon ein großes Gemälde zu liefern, mit allen Einzelheiten und jedem Licht- und Schattenwechsel; nur ein oberflächliches Bildchen sei meinem Leser entworfen.

Wenn wir zwischen freundlichen Haüsern weiter gehen, die wie abgeschlossen von der übrigen Welt erscheinen und beschirmt sind im Süden vom Kamme des Hochwalds; wenn wir den Oybin bis zu seinen südlichen Felswänden umgehen, dann liegt, wie angelehnt an zerklüfteter Sandsteinmauer vor uns die Kirche des Dörfchens. [10]) Breite eingehauene Stufen führen den Fels hinan. Noch sehen wir die Ueberreste der alten Thore, und links oben Kellergewölbe und Mauern des alten Cölestinerklosters, den Ort, wo einst die frommen Väter speisten, nebst den Spuren ihrer engen Zellen. Ueberraschend sind die Ruinen der Kirche mit ihren gut erhaltenen Bogenfenstern und den Stufen des Hauptaltars im Hintergrunde, und der engen Sakristei. Hier grünen an den feuchten Mauern zarte Jungermannien, und aus dem steinharten Mörtel sproßt die Mauerraute. Unter der Kirche trotzen weite Gewölbe der umwandelnden Zeit. Alles steht da, als habe eine vernichtende Kraft zwar ein Riesenwerk in Trümmern gestürzt, als sei aber keine Kraft mehr vorhanden, die starken Ruinen vollkommen zu zermalmen. Links zieht sich an schroffen Felsenhängen der düstre Kreuzgang hin, über dem sich jetzt der blaue Himmel wölbt, der schöne blaue Himmel, das Dach der Klosterkirche. Und sind wir

hinausgetreten aus diesen Raümen, so stehen wir mitten unter Grabeshügeln. Es schlafen hier die geschiedenen Bewohner vom freundlichen Dörfchen Oybin, die man hoch oben bettet im Bereich geheiligter Plätze. Und über die Umzaünung des Friedhofs sieht man hinab ins grüne und felsige Thal, wo im klaren Wasser buntgefleckte Forellen spielen, und im Schatten der Felsenblöcke das zarte Dreieinigkeitsblümchen sproßt. Und wie so oft auf der Erde sich die Extreme berühren, so auch hier. An die Schlafkammern der müden Erdenpilger stößt der Gesellschaftsplatz mit dem kleinen Haüschen des Wirthes, wo lustige Gespräche tönen und man mit vollen Gläsern klingt. Doch der Besucher kann darob nicht zürnen, denn wie geschaffen ist der Platz zum fröhlichen Verkehr, wenn der Blick von dem bewaldeten Bergkranze ringsum, durch das enge Thal nach dem sonnenbestrahlten Zittau schweift.

Noch besteigen wir die Kuppe des Felsen, gekrönt mit einfachem Sommerhaüschen, und betrachten auf dem Rückwege die Ueberreste der alten Ritterburg, oder den Jungfernsprung [11]) und den merkwürdigen Felsengang, der einst die Resonanz bildete bei dem Chorgesange der ehrwürdigen Väter. Aber nicht erzähle ich hier weitlaüfig die Entstehung und Dauer der Raubfeste, nicht schildere ich den Kampf der Ritter und der Bürger, sondern sage nur kurz, daß die Burg 1349 von Kaiser Karl IV. erobert und vernichtet ward. An ihrer Stelle entstand ein Cölestinerkloster, das 1384 die Weihe erhielt, und 1546 von den letzten Mönchen verlassen wurde. Vielfach hat man die Geschichte des Oybin beschrieben; in unsere

Bilder gehört Ausführliches nicht. [12]) Nur erwähnen will ich kurz die Zerstörung des herrlichen Baues durch das Feuer des Himmels, das 1577 herabfuhr in die verlassenen Gebaüde und sie zerbrach. So sind sie stehen geblieben, ein Zeugniß von der Gewalt des Feuers, wie der Oybinfels ist ein Denkstein der mächtigen Wasserkraft und ein Buchstabe im Jahrbuche unserer Erdgeschichte. Möge einer von den Gesängen hier stehen, die poetisch den Fels und das grüne Thal beschreiben.

Nimm, o Natur! mich auf in deinem heiligen Schooße;
Liebend nahet zu dir ein lernbegieriger Jüngling,
Den der Gedanke durchglüht: Die Höhen, die Tiefen zu fassen
Deiner Schöpfungen. Groß im Kleinen; erhaben im Großen
Siehet der Forscher dich stets. Doch wer vermag es, das Dunkel
Deiner Geheimnisse zu durchdringen? Welch sterbliches Auge
Fand die verborg'nen Gesetze, wornach du schaffest? Wer wog sie,
Deine Kräfte? — Hier steht dem menschlichen Wissen ein Markstein. —
Ewiger Quell! Vor Deiner nie versiegenden Urne
Steht der Denker, und schweigt. — Triumph dir, heilige Erde!
Dich erschuf, dich beseelt der Geist, vor dem die Vernunft sich
Beugt, die stolze, verloren in stiller Bewunderung Feier! —
Wie vollkommen du einst aus den Händen des Schöpfers hervorgingst,
Als er zum Werden dich rief mit Stimme der ewigen Allkraft,
Also stehst du noch heut, in nie veraltender Schönheit,
Ob Jahrtausende gleich mit Todesflug der Vernichtung
Ueber deinem Scheitel hinweggeflohen. — Betrachtend

Irr' ich umher, und suche die Spuren verschwundener Zeiten. —
Maale prangen noch hier, aus fernen Tagen der Vorzeit,
Herrliche Zeugen von Größe, von Kraft und Stolz der Erbauer.
Aber, was einst aufstellte der Mensch mit trotziger Kühnheit,
Nieder sinkt es allmälig in Staub, der Sterblichen Ohnmacht
Traur'g an der Vergänglichkeit Scepter verkündend. — O laßt euch
Demuth sie lehren, die sinkenden Reste der heiligen Vorzeit!
Denn die Gebilde menschlicher Kraft, sie stehen nicht ewig;
Ja, sie verfallen, und ihrer Verwesung spotten die Felsen!
Also rief ich, als einst den erhabnen Oybin ich bestiegen,
Jenen gigantischen Fels an Böhmens waldigen Grenzen.
Tiefes Schweigen war umher in dem einsamen Thale,
Und mein Auge durchirrte die schauerlich düstere Gegend. —
Friedliches Thal! Dich haben noch wenig Dichter besungen,
Würdig gewesen wärst du der mächtigen Harfe von Kona,
Würdig in deiner Erhabenheit auch des Sängers der Alpen.
Rings von hohen Bergen umschlossen, von thürmenden Felsen,
Welch ein stilles Asyl der verfolgten, schüchternen Liebe!
Staunend steht der Wanderer hier die romantische Wildniß.
Unten blüht es im Thal, und ringsum starren die Felsen,
Wundersam geformt und gereiht in vielfache Gruppen;
Viel auch hängen drauend herab von den Halden der Berge,
Wenig bewachsen, und nur schattirt mit dem dunkelen Laubgrün
Aestigen Nadelgehölzes. Weit auslaufende Wurzeln
Klammern sich um das Gestein, die Spalten suchend, woraus sie
Dürftige Nahrung empor ziehn, oder aus schirmender Decke
Grünumkleidender Flechten und Moose. — Aber vor allen
Ragt in Mitte des Thals in majestätischer Schönheit
Kolossalisch hervor der Oybin. Wer hat dich gebildet,
Grauer Herrscher des Thals? Und wer ergründet dein Alter?

Stehst du mit deinen Brüdern Jahrtausende hier, unzerstörbar,
Tragend das Alter der Welt? War vor undenklichen Zeiten
Anders die Erde gestaltet, und hatten sich all' Elemente
Wild empört und bekämpft, und den Schooß zerrüttet des Erdballs?
Berge versanken und Flüsse versiechten; es flutheten andre.
Aus den Tiefen empor erhoben sich thürmende Felsen.
Welche Macht schuf Ordnung in diesem chaotischen Aufruhr,
Ruhe gebietend dem Kampf? Und welches wohlthätige Wesen
Rief dann wieder hervor ein neues Leben? Denn zahllos
Sanken ganze Geschlechter hin in öde Vernichtung. —
Welch ein Feld eröffnet sich hier der tiefen Betrachtung!
Aber der Forscher ergründet es nicht; es bleibet ihm Dunkel. —
Heilige Vergangenheit! Ließest Du hier denn nirgend ein Denkmaal? —
Finster umwallt dich der Schleier. Der Bildner verhüllet sein Bild mir.
Grauer Oybin! Dich krönen Ruinen ehrwürdiger Vorzeit.
Feierlich spricht sie mich an aus diesen verödeten Trümmern.—
Schon ging unter die Sonn', und fern am Saume des Hochwalds
Sinkt die Dämmerung nieder, und hier winkt einsame Ruhe. —
In vergangene Zeiten hier schweben die ernsten Gedanken,
Und aus dunkler Nacht der Sagen drängen hervor sich
Einzelne Bilder; es schweben die Geister der alten Bewohner
Um das Gemaüer, und leis' verhallende Stimmen vernehm' ich —
Was wohl bewog, was lockt euch, sonst so gesellige Menschen,
Hier in entlegener Wildniß, auf unzugänglichen Felsen,
Eure Wohnung zu bauen? Denn einsam weilet nur Andacht;
Oder es birgt sich ein Bösewicht nur. — Und siehe: so war es. —

Friedlich stehen die Trümmer gesellt; das verfallene Raubschloß,
Und das prächtige Klostergebaüde. Jenes am Abhang
Gräßlicher Tiefen, und dieses umschirmt von mächtiger Felswand. —
Lang schon nisteten Eulen in Ritter Dieterichs Burgthor.
Und auf Adelheid's Grab verblüheten Rosen und Disteln,
Als noch hier des heiligen Cölestinus Bekennern
Früh und spät das Glöcklein erklang zu Metten und Hora. —
Doch die Zeit auch verblüht. Es kamen wohl andere Tage;
Zu Jahrhunderten wuchsen auch sie; doch öde und stiller
Lösten die Tage sich ab; das Leben hat seine Begrenzung,
Wie die Welle sie hat, und die tausendwellige Meerfluth.[13])

Durch die Hölle, ein romantisches, enges Felsenthal, steigen wir aufwärts, und wandern im Grünen von Nadeln tragenden Baümen nach Jonsdorf. Vor uns sehen wir auf felsiger Höhe die berühmten Mühlsteinbrüche, mit einander verbunden durch schmale Gänge und belebt von fleißigen Arbeitern, die an den ausgebrochenen Quadern meißeln oder in der Bergschmiede ihre Werkzeuge schärfen. Wir sehen Abdrücke von untergegangenen Kammmuscheln oder anderen Schalthieren und man führt uns endlich zu der Orgel, um die saülenförmige Absonderung des Sandsteins in schönster Gruppirung zu betrachten. Schon im letzten Bruche sehen wir den Fels zusammengesetzt aus nebeneinanderstehenden oder schief sich deckenden Saülen, oft mit wenige Zoll haltendem Durchmesser, und hie und da bekleidet mit Brauneisenrinde. War es das Feuer, das den Quadersandstein nach denselben Gesetzen zu Saülen formte wie den Basalt? Wir

vermuthen es und wollen es glauben. Wir erkennen in den Jonsdorfer Sandsteinsaülen, die auf der Erde vielleicht nur an zwei Orten noch ihres Gleichen finden, wir erkennen an ihnen wie am Basalt die Wirksamkeit mächtiger Zusammenziehung.

Uns gegenüber stehen auf klippiger Felsenhöhe die steinernen Nonnen. Wir eilen hinab ins frische Thal, an einzelnen Hütten vom schweizerischen Jonsdorf vorbei, und besteigen munter die lockenden Sandsteinparthien mit engen Felsengängen, schauerlichen Schluchten, grünen Waldgründen und reizenden Ansichten des Gebirgs. Ein freier Blick nach Ost zeigt uns Zittau mit seinen fruchtbaren Auen, und ungefähr im Westen erhebt sich die Lausche wie die Königin unserer Berge. Haben wir auf schmalen Stufen die mannigfachen Felskegel bestiegen und die zerfressenen Sandsteinwände betrachtet, welche vor Jahrtausenden von wogenden Fluthen umspült wurden, haben wir uns Bruchstücke von den eisenhaltigen Steinschalen, oder die hellgelbe Lichtflechte mitgenommen, so verlassen wir auf abschüssigem Wege, in dessen Sande der Ameisenlöwe seine Gruben scharrt, die Felskuppen, um uns von unten noch einmal an dem herrlichen Anblicke zu ergötzen. Wir betreten die Nachbildung eines versteckten Alpenthales, mit frischen Wasserbächen unter den dunklen Fichten, und mit schwellendem Moos zwischen den langhinlaufenden Wurzeln der Baüme. Vor 200 Jahren bargen sich in diesen Thälern noch Luchse und wilde Katzen und oben in den Felsenschluchten horstete der Adler. Jetzt erschreckt höchstens eine giftige Natter

den emsigen Beerensammler, oder eine unschädliche Blindschleiche ist's, die auf dem Wege den furchtsamen Wandrer zum Ausweichen veranlaßt oder dem scheuen Mädchen einen Ruf des Schreckens entlockt.

Wir stehen hier unten an dem Wege, der durchs Gebirge nach Waltersdorf, an den Fuß der Lausche führt. Doch nicht verfolgen wir ohne Weiteres diese Richtung. Noch müssen wir das freundliche Jonsdorf eines Blickes würdigen, ehe wir Abschied nehmen von seinen grünen Bergwiesen und seinen quellenden Wassern, von dem grünbebordeten Bache, in welchem lustig die Forelle spielt, und von den Felskegeln, in deren Nähe die isländische Flechte an kalte Regionen erinnert. Hier oben kann die Göttin der Feldfrüchte, die segnende Ceres, ihr Füllhorn nicht so reichlich ausschütten wie auf den Gefilden Zittaus, da sich der Boden weniger zu ausgedehntem Getreidebau eignet. Aber desto freundlicher grünen die Bergwiesen, ähnlich wie die lieblichen Matten der Schweiz. Durch den feuchten Dunstnebel, der sich öfter um unsere Höhen und über ihre Thäler lagert, strömt die befruchtende Electrizität aus der Luft, um Pflanzen leben, um das Wachsen des Grasteppichs zu verstärken. Und auf den Wiesen glänzt es wie frischgefallener Schnee, der doch nicht wegthaut im warmen Sonnenscheine. Wir taüschen uns durch das Garn auf der Bleiche, das endlich, vom Schmuz gereinigt, in blendender Weiße hervorgeht.

Alt sind die Garnbleichen Jonsdorfs, und wahrscheinlich von eingewanderten Böhmen zuerst angelegt.

Und in der niedrigen, hölzernen Stube verarbeitet der Weber des Bleichers gereinigte Fäden, um an dem Webstuhle kärglich zu verdienen, was er durch Bearbeitung des Bodens nicht gewinnen kann.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war hier die Blüthezeit der Weberei. Noch gedenkt heute der Bewohner jener schönen Vergangenheit, die ihm seine Väter schilderten, als einer Zeit, wo die Leinwand von Zittaus Kaufherren gesucht und in fremde Länder gesendet wurde.

Gesund ist das Wasser Jonsdorfs, und mancher Fremde sucht nicht vergebens im Kaltwasserbade Heilung seiner Leiden. Und wenn den lieben Leser einst Trübsinn drückt, so ziehe er nicht in Bäder des Auslands, sondern komme hierher, wo die Luft so rein, wo das Leben so einfach und die Natur so schön ist. Ich hoffe, er wird vergnügt des Badearztes ländliche Wohnung verlassen, da die trüben Sorgen im ungekünstelten Badeleben verschwunden sind. Zum Abschiede aber gedenke ich des Dorfes und seiner romantischen Berge mit den Worten des Dichters:

„Wer aus der schönen Natur weihendem Brunnquell schöpft,
Misset gerne den niedern Prunk.
Froh durchirrt er die Flur; froh, wenn auch seinen Fuß
Keine blitzende Schnall' umwölbt.
Kraüselnd bläht sich das Moos, polstert den Felsensitz,
Schwellt zum Sopha die Rasenbank;
Der gefällige Lenz sticket ihm Teppiche
Mit Violen und Güldenklee.
Frische haucht ihm die Kluft, athmet das Birkenlaub,

Das vom duftigen Frühthau traüft;
Schatten braünen sich ihm, und der ummooste Bach
Rauscht ihm Kühlung und Schlummerton."

Munter durchwandern wir jetzt die immergrünende Nadelwaldung, an den Nonnen vorbei und an den Rabensteinen, auf deren Höhe die vorhin besuchten Sandsteinbrüche liegen. Zur Rechten sehen wir den waldbewachsenen Kamm des 1976 Fuß hohen Jonsberges, und im Wiesenthale, nicht weit von den Rabensteinen erhebt sich der Kegel des Schalksteins. Wir grüßen ihn als sagenverheißenden Freund, der uns mit einer Geschichte, ähnlich der von den Blumen der Lauenburg, den Weg nach der Lausche verkürzet. In seinem Innern ruht ein Schatz, und oben auf ihm erblüht in der Johannisnacht eine liebliche Blume. Wer diese Blume zu schauen bekommt, dem öffnet sich das Innre des Steins und die Schätze sind sein Eigen. [14])

Nach kleinem stundenlangen Marsche befinden wir uns im Angesichte der steil sich erhebenden Lausche, einem mächtigen Phonolithgange, der den umliegenden Sandstein durchbrach und sich zu einer Höhe von 2421 Fuß über den Meeresspiegel erhob, um den Riesen des sächsischen Lausitzgebirges zu bilden.

Nicht gezagt, wenn wir vom obern Kretscham in Waltersdorf die Kuppe ersteigen, die aus einer Höhe von 1200 Fuß uns den Willkomm winkt. [15]) Oben nehmen uns einfache, aber gastliche Häuser auf, und Harfenmusik oder Geigenklang schallt uns zur schönen Pfingstzeit entgegen. Hoch hebt sich die Brust, wenn ich der

hellen Sommernächte gedenke, die der Aufenthalt auf dem Gipfel der Lausche mir noch herrlicher gemacht. Ueber uns spannt sich der Himmel mit seinen Sternen, und tief unten in den Thälern schimmert das Licht aus den Wohnungen der Menschen. Hier oben auf dem Berge durchjubelt der Wanderer die Nacht, bis endlich im Osten sich der Himmel röthet. Da wird es still, nur leises Flüstern hört man, oder den Athemzug seiner nächsten Nachbarn, und:

„Des Himmels Pforten thun sich auf im Morgen,
Und hocherröthend tritt, noch halb verborgen,
Aurora in die nachtbedeckte Welt,
Die noch der Schlaf in seinen Armen hält.

Gleich Fackeln flammt's an Bergeshöh'n empor,
Der Himmel schwimmt in einem Feuerregen,
Und wie ein wunderreiches Meteor
Tritt bald die Sonne auf die Bahn voll Segen!"

Im frischen Morgenglanze deckt sich nach und nach die Landschaft auf. Wir sehen des benachbarten Böhmens waldbekränzte Berge, wir sehen das weite Quadersandsteingebiet bis über die Wogen der Elbe, den schönen Gebirgskranz vom Jeschken bis an den Winterberg, und in der Ferne tauchen andre Höhen auf, fremden Formationen gehörig. O, dürfte ich den Leser weit über die Grenze führen, über die Grenze des kaiserlichen Königreichs, das selbst einen Theil des Lauschegipfels umfaßt: wie wollte ich auch im Nachbarlande schöne Thäler zeigen und schroffe Felsen mit verfallenen Ritterburgen und Höhlen, wie wollte ich ihn einführen in die düsteren Wälder, in

denen wilde Bäche rauschen und die Esse der Glashütte dampft. Aber, es darf nicht sein. An der Grenze des schönen Böhmen kehren wir um zu den Bildern unsers nicht minder schönen Vaterlandes.

Noch muß ich für den Botaniker einige seltene Kinder nennen, welche die vielfachschaffende Mutter Flora auf die Lausche gesetzt. So blüht unter den Nadelbaümen, eingewurzelt im schwarzen Boden, dem Ergebniß verwe-seter Pflanzen oder verwitterten Phonolithgesteins, die knollentragende Zahnwurz (**Dentaria bulbifera**) und im Gebüsch steht, mit andern Straüchern vermischt, die wilde Johannisbeere (**Ribes alpinum**) und die Heckenkirsche (**Lonicera Xylostium**).

Noch könnte ich einer Anzahl seltener Pflanzen ge-denken, die alle hier oben fröhlich gedeihen, wenn ich nicht fürchten müßte, daß Mancher meiner Leser gähnend was Anderes verlangt. Aber aufmerksam machen muß ich noch auf die giftige Einbeere (**Paris quadrifolia**), auf den Türkenbund (**Lilium Martagon**), auf das Wald-Vergißmeinnicht (**Myosotis sylvatica**) und das alpenliebende Herenkraut (**Circaea alpina**), das zahllos am Wege zwischen Steingeröllen blüht.

Am Fuße der Lausche sehen wir Waltersdorfs Sand-steinbrüche, von deren Felswänden uns ein paradiesischer Blick auf das tiefer ziehende Thal den Abschied erschwert. Wir suchen an den Blöcken des neptunischen Gesteins nicht vergeblich nach den Denkmünzen früherer Erdge-schichte. Zahlreiche Muschelabdrücke und cylindrische Sand-steinbildungen, die gleich den Einschlüssen von Kohlenresten deutliche Spuren eines vorweltlichen Lebens sind, erwecken

in dem Forscher einen ähnlichen Schauer, wie die Bronce-geräthe, welche man aus den Trümmern Pompeji's gräbt. — Unter uns liegt, nahe an Waltersdorfs Haüsern der Unglücksstein mit seinem zackigen Gipfel und vulkanischen Gestein, das schon Leske in seiner Reise durch Sachsen beschreibt und als Mittelglied zwischen den Basalt und Klingstein setzt.

Nach Westen setzt sich die Lausche in hohem Kamme fort, und unten im Dorfe liegt das böhmische Dorf Grund, nach **Dr.** David's Messung mit einer Flurhöhe von **1118** Fuß. Sehnsüchtig schauen wir auf zu dem südlichen Waldgebirge, zu dem frischen Grün, denn dort oben „entzücken des Buchenwalds Saülenhallen."

Aber auf nun nach Großschönau, nach dem herrlichen Großschönau, gebaut an den Ufern der Mandau und der Lausur! Einträchtig neben den grauen hölzernen Häusern, in denen der Webstuhl schnarrt, stehen steinerne Prachtgebäude, zeugend von Luxus und schaffendem Reichthum. Mitten in gewerblicher Thätigkeit weiß das staunende Auge, weiß der denkende Geist nicht, welche Thätigkeit zuerst erfassen im kleinen Raume einer dumpfigen Weberstube.

Die kostbare Damastdecke auf der Tafel des Fürsten, wie die damastenen Tischtücher im Hause des wohlhabenden Bürgers sind Erzeugnisse hiesiger Weberei. Aber noch ehe die Hand des Webers aus Leinenfäden den gepriesenen Damast wob, mußte des Malers reicher Erfindungsgeist das Muster zu den Bildern im Gewebe schaffen und des Einlesers geschickte Hand die Fäden ordnen für den Webestuhl.

Wie in den Dörfern des oberen Erzgebirgs, so drängen auch hier sich nicht selten mehrere Familien eng in eine Stube zusammen. Man sieht es an den verbauten winkeligen Häusern, daß die Einwohnerzahl von Jahr zu Jahr sich mehrt. Der betriebsame Manufakturort zieht Fremde herbei; wer aber einmal in Großschönau seinen Heerd gegründet, der sehnt sich nicht hinweg. Und wie der Schweizer mit unendlicher Liebe an seinen Bergen hängt und an den frischen Thälern, so kettet auch Großschönau sein Kind, und zieht es zurück in das Heimaththal. Das ist die bindende Kraft der Natur und des Lebens. Wie aber sah es hier aus, da der Fabrikfleiß noch nicht erwacht, da Großschönaus Name noch in Dunkel gehüllt war? Erst im Jahre 1666 ging die gewerbliche Sonne hier auf, und sie strahlt segnend in immer schönerem Glanze. Des regen Gewerblebens kurze Andeutung möge meinen Leser bestimmen, über diesen Gegenstand umfassende Werke nachzuschlagen, vielleicht Friedrich Richters „Geschichtlich-statistische Darstellung unsers Damastmanufakturortes," mit seinem örtlich und gewerblich verschmolzenen Neuschönau. Doch wenden wir uns weg von diesem Bilde und rollen ein anderes auf, nur roh gezeichnet, wie des Kindes erste Anfänge.

In der Mitte des Dorfes erhebt sich auf linkem Mandauufer und gegenüber der Mündung der Lausur, der phonolithfelsige Huthberg.[16]) Hohe Nadelholzbäume zeichnen seinen Gipfel aus, wie die Zacken einer Krone das Haupt des Königs. Hier überschauen wir das eingeschlossene Thal, das nur nach Nordost sich öffnet und senkt, um das Wasser der Mandau durchzulassen. Dort

in der Senkung des Thales liegt Heinewalde, wo geübte Hände die feinsten Siebe flechten. Reizend zieht sich an den Windungen der Mandau das Dorf hin, dessen Haüser sich auch an den beiden Thalhängen zerstreuen. Ueberraschend ist die Ochsenbrücke mit ihrem hochgewölbten Bogen, und das alterthümliche Schloß, von Herrn von Kyau bewohnt. Hier war es, wo in der Lausitz der erste Blitzableiter angebracht ward. Der Garten zeigt Spuren ehemaliger Schönheit an den stockenden Springbrunnen, den verfallenen Stufen und alten Denksteinen des Parks, wo sich die Weinbergsschnecke (Helix pomatia) in Anzahl angesiedelt hat. Doch kehren wir wieder nach Großschönau zurück, dem weit regeren Orte durch seine Manufaktur und seine Handelsverbindungen. Wir haben im Mandauthale einen den Jonsdorfer Höhen fremden Boden betreten, ohne Sandsteine, jene giganten Wassergebilde. Zwar war auch hier einst ein Meeresbecken, doch setzte das Wasser nicht feste Felsmassen zusammen, sondern lagerte nur Sand ab und fruchtbare Dammerde, oder kleine Lager von Braunkohlen. Schwache Bohrversuche förderten das nützliche Brennmaterial zu Tage, und auf den Fluren des benachbarten Warnsdorf hat man Schachte gesenkt zu den Lagern des vorweltlichen Holzes. Das weite Thal schließen Phonolith und Klingsteinporphyrhöhen ein, nur hier und da den tiefer auftretenden Granit oder den durchgebrochenen Basalt freilassend. Erst auf fremdem Gebirgsgebiete, bei Spitzkunnersdorf, schließt sich ein Quarzfels an, der durch den starken Anflug von Eisenglanz die Aufmerksamkeit des Mineralogen verdient. Einst war das schöne Thal ein ungesunder

Moorgrund, voller Sümpfe und feuchter Nebel. Der Mensch hat die Landschaft umgewandelt und hat das Schilf verdrängt, das einst hier an den Wassern wucherte. Der Name „Schönau" soll seinen Ursprung dem slavischen Worte scino, d h. Schilf, verdanken; aber aus dem Schilforte ist eine wahrhaft „schöne Au" geworden.

Wir werden bald die Mandau überschreiten, welche die Grenze bildet zwischen dem Zittauer Sandsteingebirge und dem Lausitzer Gesenke. Dann begrüßen uns keine Sandsteine mehr, und nach Norden hin auch keine Phonolithe, sondern abgerundete Basaltkuppen haben den weitauftretenden Granit durchbrochen, um mit ihm gemeinschaftlich einen andern Gebirgstheil zusammen zu setzen. Reich ist die Natur des Mandauthales, wenn wir das Flüßchen in seinem Laufe verfolgen. Tritt auch der Frühling hier oben im Gebirge später ein als an den Ufern der Elbe, in dem Thalkessel, wo die Paläste von Sachsens Residenzstadt sich erheben, und kommt der Winter auch eher mit seinen eisigen Stürmen und seinen schneeigen Gefilden, so sproßt doch dann das Grün mit Allgewalt aus dem schnellerwärmten Boden, bis der September die Spuren des Sommers hinwegrafft. Der Landmann vermag zwar nicht hier in den Gebirgsthälern den Bedarf für Alle zu erziehen, aber benachbarte fruchtbare Gegenden, die Fluren von Zittau helfen aus, und ergänzen, was die Natur auf den Bergen versagte. Auf dem Breitenberge zwischen Heinewalde und Bertsdorf, auf dessen Höhe der Klingstein schöne Krystalle von Feldspath enthält, wollen wir Abschied nehmen von den durchwanderten Bergen und Thälern. [17]) In der Ferne sehen

wir das blaue Riesengebirge, das seine Arme hinein nach Schlesien und Böhmen streckt. Dort oben auf jenen Bergen und in ihren Thälern, da giebt es gar wunderbare Mythen von einem Berggeiste, der seinen Freunden Gutes that und der die Boshaften strafte. Wozu aber soll ich dergleichen Mythen denen erzählen, welche nicht das Riesengebirge bereisen, welche nicht auf den Trümmern des Kynast sind und nicht in der Kapelle der Schneekoppe? Haben wir nicht auch bei uns Geschichten von geisterhaften Wesen, die in den Bergen wohnten, und die aus ihren goldgefüllten Höhlen hervorkamen, um freundlich oder feindlich mit den Menschen zu verkehren? So mag denn meine Feder erzählen, was Wunderbares in unserer Heimath geschah, jetzt von den winzigen Querren, die auf dem Breitenberge wohnten und herabkamen zu den Bewohnern der Dörfer: — Im nahen Bertsdorf jubelten fröhliche Hochzeitgäste. Es geschah zu Ehren des Braütigams und der Braut. Im festlichen Schmucke saßen die Landleute, die Freunde des Hauses an den reichbesetzten Tischen. Sie freuten sich des hohen Festes und der frohen Braut, denn:

„Lieblich in der Braüte Locken
Spielt der jungfraüliche Kranz!“

Doch Einer hatte ungesehen die Fröhlichkeit geschaut. Es war ein Querr vom Breitenberge, ein kleines, zwerghaftes Wesen, das, mit einer Nebelkappe bedeckt, dem menschlichen Auge vollkommen unsichtbar blieb. Auf dem Breitenberge wohnte einst das Volk der Querre, klein und unansehnlich von Gestalt, aber im Besitze geheimer Wunderkräfte. Die Querre freuten sich mit den Menschen, waren

gern bei ihren Festen, und wenn sie nicht dazu eingeladen wurden, so luden sie sich selbst ein. Segen kam mit ihnen ins Haus, wenn man sie ruhig ließ; Unglück aber, wenn man sie verjagte. Das Hochzeitfest zu Bertsdorf war auch für sie ein frohes Ereigniß. Der Querr, der den Jubel im Hochzeithause hörte, lief zu seinen Brüdern im grünen Walde und in den dunklen Klüften, um ihnen Kunde zu bringen von der Lust der Menschen. Ein Bauer, der nicht weit vom noch jetzt vorhandenen Querrloche auf dem Berge saß, erblickte zu seinem Erstaunen die winzigen Männchen, wie sie zu der Felsenspalte traten und ihre Nebelkäppchen verlangten. Er trat beherzt hinzu und sprach, wie er von den Querren gehört: „Gieb mir mein Käppel heraus!“ Und siehe, er erhielt ein Nebelkäppchen, klein und niedlich, das sich auf seinem Kopfe ausdehnte und ihn unsichtbar wie die Querre machte. Nun redeten die Querre mit ihm und forderten ihn auf, mit zur Hochzeit nach Bertsdorf zu gehen, da lustig und guter Dinge zu sein und zuzulangen nach Herzensgelüsten. Doch Etwas von den Speisen einzustecken, das verbot man ihm streng. Der Bauer ging mit und setzte sich zu den Hochzeitgästen und that, wie ihm geheißen war. Auch die Zwerge ließen es nicht fehlen, sondern langten wacker zu, ungesehen von der fröhlichen Gesellschaft. Aber da kam das Leibgericht des Bauern und er konnte sich nicht enthalten, einen guten Bissen davon für den morgenden Tag einzustecken. Das bekam ihm schlecht. Im Nu wurde ihm seine Nebelkappe vom Haupte gerissen und er saß beschämt in seiner All-

tagskleidung unter den festlich geschmückten Gästen. Alles staunte ihn an, und er hielt es fürs Beste, den Hergang der Sache offen zu erzählen. Jetzt erst merkte man das schnelle Verschwinden der Speisen unter den unsichtbaren Händen so vieler nicht geladener Gäste. Man ließ sie aber ruhig gewähren und nöthigte auch den Bauer da zu bleiben und mit lustig zu sein. — Noch mehr kann ich von den Querxen erzählen, zum Beispiel von zweien ihrer Weibchen, die am Buschrande beschäftigt waren Kuchen zu backen. Das sah ein pflügender Bauer und bat um einen Kuchen. Am andern Morgen lag derselbe auf dem grünen Feldraine, so schmackhaft, wie der Bauer noch keinen gegessen. Die Menschen betrugen sich aber nicht immer lobenswerth, wenn die friedlichen Zwerge zu ihnen kamen, um sich ein Brot zu holen. Da buk man Kümmel mit ein, und den konnten die Querre nicht vertragen. Dessenungeachtet gefiel es denselben hier; als man aber anfing, Glocken auf die Thürme zu bringen, und als man des Sonntags vor dem Gottesdienste oder Abends, wenn die Sonne unterging, laütete, da wurde den Zwerglein bange und sie wollten gern fort. Da fand sich auch Jemand, der ihnen einen großen Wagen mit Gespann lieh und sie über die Grenze nach Böhmen schaffte. So groß war ihre Anzahl, daß sie selbst an den Radspeichen hingen, um nur mit fort zu kommen. Seitdem sind die Querre nicht wieder hierher gekommen. Und dies wird nach ihrer Verheißung erst geschehen, wenn keine Glocken mehr auf den Thürmen klingen und wenn die Lausitz wieder kommt an das Böhmerland.

Schlicht sind diese Mythen des Volks, einfach und ungekünstelt wie die Rede des deutschen Mannes. Und doch liegt Poesie in ihnen. Die Mythen sind Dichtungen, die ihren Ursprung mehreren Generationen eines Volkes verdanken. Sie sind Eigenthum desselben und man soll sie bewahren und nimmer vergessen. In der Poesie liegen tiefe Gedanken und in der Sage oder Mythe liegt oft ein geschichtlicher Grund.

„Um der Geschichte kampffesten Panzer
Schlingt sich der Sage lieblich Gewand!“

Eine Deutung der Mythen von den Querren soll erfolgen, wenn ich dem Leser von anderen Gegenden der Lausitz ähnliche Geschichten erzähle, wenn ich ihn zu den Feensmännchen oder zu den Buschweibeln und zu den Zwergen des Stromberges führe.

Jetzt kehren wir wieder zu der Wirklichkeit zurück. Auf dem Breitenberge haben wir eine Höhe von 1600 Fuß erreicht. Die Straße nach Zittau zieht sich unter uns den Abhang des Berges hinan, um bei Hörnitz wieder zu fallen und die Mündung des romantischen Schülerthales zu berühren. Dort in jenem Thale, wo unter der Eisenbahn der Steinbrecher den Phonolithfels bearbeitet, erfreuen den Naturkenner zahlreiche Bildungen von Mangandendriten, die sich gleich Pflanzenabdrücken auf den Spaltungsflächen des Gesteins zeigen. Im Schülerthal ist's jetzt einsam und still, wenn nicht eine Gesellschaft aus Zittau an den Felsen lustwandelt, oder die Locomotive über den Viaduct und den hohen Damm der Eisenbahn rasselt. Einst zogen jedes Jahr in

der Michaeliswoche die Schüler des Zittauer Gymnasiums auf die grüne Wiese, um Comödien aufzuführen und zu spielen, bis das Fest 1682 vom Rector Weiße aufgehoben ward. [18]) Aber noch früher brannten vielleicht auf der Höhe des Felsen die heiligen Opferflammen germanischer Priester, wenn die spärlichen Reste des Walles, deren bereits Cotta und Preußker gedenkt, nicht andere Bestimmung hatten. Wohl hat man angenommen, daß einst der Wall des Schülerthals Zwecken des Mittelalters diente, auch konnte er damals schon vorhanden sein, wenn er nicht einer jener Gräben ist, die Karl IV. zum Schutze gegen die Landesbeschädiger von einem Ort zum andern ziehen ließ. [19])

Doch, die Lausitz ist groß, es erwarten uns noch andere Gauen, vielleicht nicht minder anziehend als die besuchten. Meine Feder ist schwach und vermag nicht mit hinreißender Gewalt den Leser zu fesseln; sie kann nur aufmuntern, daß ein kundigerer Mann schönere Bilder entwirft vom schönen Vaterlande. Einst war die Zittauer Gegend mit all den Bergen und Thälern von Grottau und Kratzau an, bis hin zum Städtchen Rumburg ein Kreis des böhmischen Königreichs, bekannt unter dem Namen „Zagost" oder „Land jenseit der Gebirgswälder." [20]) Erst im 13. Jahrhundert wurde ein Stück desselben der Lausitz einverleibt und ist zum großen Theil ihr Eigenthum geblieben. —

Wir betreten nördlich von der Mandau ein anderes Gebirgsgebiet, das des Lausitzer Gesenkes [21]), um die schönsten Punkte daraus hervorzuheben.

Wie die Sonne von Osten nach Westen wandert, um weitersteigend die Gegend im Abend aufzuhellen, so mag sich auch jetzt der Leser die Landschaftsgemälde betrachten, welche die Morgengegend des Vaterlandes zeigt. Dann ziehen wir weiter bis zu den Ufern der Löbau und hinter die Quellen der Spree, an die großen Fabrikdörfer, die sich um den bewaldeten Cottmar lagern.

662 Fuß hoch liegt am linken Ufer der Neisse und in fruchtbarem Thalkessel der Flecken Hirschfelde. Ringsum grüßen uns auf den Höhen freundliche Dörfer und nach Nord öffnet sich ein enges Thal, dessen Eingang links von dem Dörfchen Rosenthal und rechts von den Trümmern der Burg Ronau auf felsiger Höhe beschirmt wird. — Hingewiesen durch die Natur auf Ackerbau und Viehzucht bearbeitet der Bewohner von Hirschfelde sein Feld gleich dem umwohnenden Dörfler. Doch schon im 16. Jahrhundert griff er nebenbei zur Leinweberei, im Anfange von Zittau's Meistern an der Ausübung dieses Gewerbes streng gehindert, bis die Zeit nach Beendigung des 30jährigen Krieges auch andere Gesetze gebar. Erst bezog der Hirschfelder mit seinen Waaren die Messen von Leipzig, Naumburg, Braunschweig und Frankfurt an der Oder, oder verschickte sie in noch größere Fernen, wenn der Absatz nach dem, durch Handel verbundenen Lauban nicht bedeutend genug war. Wohlstand führte auch hier zu Kleiderprunk, bis der Lausitzer Landstände bekannte Verordnung von 1655 der Hoffarth und dem Luxus Schranken setzte. Noch nicht lange vorüber waren damals die Leiden des 30jährigen Krieges, der wie die

Züge der Hussiten dem Städtchen Schrecken gebar. Gebrauchte ich jetzt für Hirschfelde die Benennung „Städtchen", so folgte ich darin dem Beispiel früherer Jahrhunderte, in denen der heutige Flecken nicht anders aufgeführt. Da aber dem Orte eigene, vom Landesherrn verliehene Rechte fehlten, so nahm, nach mancher scharfen Untersuchung, in späterer Zeit Hirschfelde den Rang als Flecken ein.

Nicht ragen aus seiner Geschichte allgemein denkwürdige Punkte hervor; was anzuführen wäre hat meist nur für den Bewohner Interesse. Aus den Händen der Geschlechter von Donyn und von Kyaw, denen Hirschfelde außer der Johannitercommende zu zwei Antheilen gehörte, ging es über in die Hände des Zittauer Raths, unter dem die Reformation 1570 auch hier Eingang fand. Alt scheint der Flecken zu sein. Und wenn auch keine schriftlichen Zeugnisse weit hinab in die graue Vergangenheit reichen, so haben doch andere Denkmale der Vorzeit des Ortes Alter bekundet. Durch ihre Sümpfe erschwerte einstmals die Gegend den Verkehr, weshalb für Fuhrleute, die von Böhmen über die Neisse kamen, ein Knüppelweg angelegt war, dessen Ueberreste noch vor einigen Jahren zum Anschaun der Gegenwart kamen. Gewiß hatte man damals schon Wirthshaüser an der Neisse und an der halsbrechenden Straße gebaut, und mitten aus den Wäldern des sumpfigen Thals erhob sich Hirschfelde nach jahrelanger Entfaltung. [22])

An der großen Garnspinnerei vorbei, wo die Dampfkessel brausen und das Maschinenwerk rastlos sich dreht

und bewegt, treten wir ein in der Natur heiligen Tempel, zwischen die Bergwände und auf die schmalen grünen Matten, die sich an den Ufern der Neisse ausbreiten.

Am Eingange des Thals liegen rechts auf felsiger Höhe die schon erwähnten Trümmer der Ritterburg Ronau, früher ein Besitzthum böhmischer Könige und Lehen für ihre Ritter, bis durch das Raubritterwesen aufgebracht, König Wenzel 1398 den Sechsstädten befehlen ließ: „daß sie, ob ihnen Gott Hülfe gebe, das Schloß Ronau gewinnen, brechen und gründlich verstören, und Alles, was sie auf dem Schloß und im (dazugehörigen) Vorwerk fänden, nehmen sollten.“ Solches geschah auch 1399.[23])

So zerfiel die stolze Feste, von der nur wenige Mauern noch hinabschauen in das tiefe Thal. Die Zinne des Wartthurmes liegt im Staube und der dunkle Nadelbaum rauscht geheimnißvoll mit den Aesten, als wüßten seine Wurzeln, die sich eng an das Mauerwerk klammern, vom Leben der geschiedenen Burgbewohner noch Manches zu erzählen.

Auf dem linken Ufer der Neisse wandern wir im Thale fort, bis uns Thurm und Dächer des Nonnenklosters Marienthal grüßen.

Wir lesen im Granit von des Neißthals trotzender Dauer, wenn wir unsern Blick zu den schroffen Höhen wenden, die wie Riesen stehen im goldigen Glanze der Abendsonne. Und wieder erkennen wir im zerbröckelten Gestein und in des Flußbetts Felsenblöcken der Jahrhunderte vernichtenden Zahn, welcher des Erdfeuers Riesenwerke zu Staub zermalmte, damit in reicher Blüthenfülle

Kraüter dem Boden entsprossen. Roth leuchtet an den Abhängen die Blume des Weidenröschens (**Epilobium angustifolium**), das wir für unsre Berge als Stellvertreter des Rhododendron besitzen, jener Zierde der Alpenwelt. Und an den Ufern der Neisse erfreut uns der Gräser stärkendes Grün mit dem Schmucke der Blumen, welche wie Edelsteine leuchten im kostbaren Teppich des Fürsten.

Wir stehen im Angesichte des Cisterzienserklosters Marienthal, wo Jungfrauen, abgeschieden von der Welt ihr „Hora" singen und in einsamer Zelle den Todesengel erwarten, der sie hinführt zum himmlischen Braütigam. Wie mögen sie den Boten des Friedens empfangen? Denn ein Bote des Friedens muß ihnen der Engel des Todes sein, wenn sie anders von der Welt gedrängt, und von harten Geschicken betroffen, Ruhe suchten hinter den Mauern des Klosters. Nicht stand dasselbe in frühern Zeiten auf der Höhe am linken Ufer der Neisse, in der Nähe des von den Hussiten **1427** vernichteten und nicht wieder aufgebauten Seiffersdorf. Wenn Grosser solches vermuthet, so veranlaßt uns doch nichts, ihm beizustimmen. Wir gehen vielmehr sichrer, das Kloster auch da aufbauen zu sehen, wo es jetzt steht, da die Brüder des heiligen Bernhardt, des Stifters der Cisterzienser, gern in freundlichen Thälern und nicht wie die Benedictiner auf Bergen ihre Zellen bauten.

Carpzow nimmt auf Grund eines, in seinem Ehrentempel (S. **342**) mitgetheilten Documents die böhmische Königin Kunigunde, Gemahlin Wenzelaus **IV.**, als Stif-

terin des Klosters 1234 an, und verneint die Gründung durch lausitzische Markgrafen, deren Namen Grosser angeführt hat.[24])

Sie mag ruhen, die Fürstin, die beseelt von religiösem Eifer und in frommer Anschauung den Grundstein legen ließ, um darauf ein Haus des Herrn zu bauen im schönen Hause Gottes, der in den Bergen seine Altäre formte und in dem blauen Himmel die weite Kuppel gewölbt.

Im katholischen Städtchen Ostritz verweilen wir nicht lange, um dessen Geschichte zu erfragen und das Bild seiner Fluren und Höhen frisch in die Seele zu zaubern. Die Burg Ostros, die im 11. Jahrhundert in der Nähe stand, gab dem sich bildenden Städtchen wahrscheinlich den Namen, der erst urkundlich vorkommt im Jahre 1301.[25]) Nicht lange darnach, 1368, zeigte das strebende Ostritz ein Bild der tiefsten Erniedrigung. Da rückten Söldlinge der Sechsstadt Zittau heran und rissen die neuen Befestigungsmauern und das Rathhaus nieder, um die junge Nachbarstadt nicht mit gleicher Pracht und ähnlichem Glanz geschmückt zu sehen. So ist Ostritz geblieben was es war, ein offenes Städtchen, aber nicht offen der Reformation.

In ihm tagten einst die Abgeordneten der drei Städte des alten Görlitzer Fürstenthums, die Gesandten von Görlitz, Lauban und Zittau, die in ähnlicher Weise hier für sich beriethen, wie der ganze Bund der Sechsstädte es in Löbau that.[26])

Wir wandern jetzt hinaus in die Umgebung der Stadt, auf den Hutberg, wo sich im Steinbruche die Basaltsaülen wie Orgelpfeifen aneinander reihen, und im September auf dem verwitterten Boden der Feld-Enzian (**Gentiana campestris**) blüht; wir besteigen munter den gleichfalls basaltischen Knorrberg, dessen Höhe, den süßholzblättrigen Traganth (**Astragalus glycyphyllos**), die Waldplatterbse (**Lathyrus sylvestris**) und die hohe Malve (**Malva Alcea**) erzeugend, frei über den Klosterwald schaut.

Doch vor unserm Auge mag jetzt ein kleines Völkchen stehen, das zufrieden und abgeschlossen seinen Sitz auf dem nahen Feensmännelberge aufgeschlagen hatte. Die Feensmännchen trugen kurze Kleider und lebten von Viehzucht und Ackerbau. Als aber nach und nach die Gegend von einem andern Volksstamme bezogen wurde, da ließen sich unsere Männchen weniger sehen und stiegen endlich in die unterirdischen Wohnungen ihres Berges hinab. Noch heute hallt es dumpf unter den Tritten des Wanderers, wenn er jene Höhe besteigt, um das Werk eines ziemlich vergessenen Geschlechts zu betrachten, oder sich an der herrlichen Aussicht zu erfreuen. Früher lagen im Innern des Feensmännelberges „Schätze zu Hauf“, und wurden von den kleinen Leutchen bewacht. In dem Augenblicke der Sacramentswandlung zu Ostritz war der Berg an jeder Christnacht geöffnet, und wer vom Glück begünstigt wurde, den führte das Schicksal zu dieser Zeit an den geheimnißvollen Ort, um von den gutmüthigen Männchen eine reiche Spende zu erhalten. Einst kehrte ein Jüngling heim zur Vaterstadt Ostritz. Er war lange draußen ge-

wesen in der Fremde, wo's ihm nicht heimisch geworden unter den Gefährten. Der Frühling konnte ihm nicht das Geleit geben, da die Sehnsucht zu stark war und ihn mitten im Winter hinaus auf die Landstraße trieb. — O, es ist schön, vom warmen Stübchen aus dem Spiel der Flocken zuzusehen. Da fliegt Alles im bunten Gewirr, zögernd und sich beeilend, und sich zusammenballend aus feinen Krystallsternen zu unregelmäßigen Schneeflocken. Aber wenn der Wanderer draußen im Freien von dem weißen Mückenschwarm umspielt wird, da freut er sich wohl ein Stündchen oder zwei; wenn aber das Gestöber gar nicht nachläßt, daß die Wege verdeckt werden, und wenn noch dazu der Abend kommt und der Hunger und die Müdigkeit, da ist's nicht gut sein für den jungen oder den alten Burschen. Wir sehen deren öfter vorbeispazieren und haben unser Mitleid mit ihnen. Aber früher, da waren die Wege noch schlechter und auch der Herbergen weniger. Wenn nun Einer ging und war vom rechten Wege abgekommen, so fand er nicht gleich Lichterglanz; es müßte denn von Irrlichtern gewesen sein, die eher schadeten als nützten. Ich weiß nicht, ob unser Wanderer, der vor mehreren hundert Jahren auf Ostritz losschritt, von Irrwischen sich hätte leiten lassen, wenn die Jahreszeit darnach gewesen wäre. So viel aber weiß ich, daß er nahe an der Stadt ohne Weg umherlief, und nicht wußte, wo hinaus. Das Schneegestöber am heiligen Christabend hatte ihm arg mitgespielt, und er hörte wohl bald die lieben Englein singen. Aber siehe da! auf einmal stand er vor einem Berge, und der Berg kam ihm bekannt vor,

trotz des winterlichen Kleides. In den Berg hinein aber führte eine breite Pforte, aus der wie aus himmlischen Thoren goldener Lichtglanz quoll. Die Pforte und das helle Licht auf einmal kam ihm gar wunderlich vor. Grade aber, weil's ihm so wunderlich vorkam, schritt er hinein und kam in einen wunderhübschen Saal. In demselben waren die Feensmännchen beschäftigt, Goldstücke zu zählen. Fast wollte ihm grausig werden, als er die kleinen Leutchen sah, von denen man ihm in seiner Kindheit so Vieles erzählt. Doch draußen war es kalt, und die Männchen sahen auch nicht grämlich aus; so blieb er da. Wie er so stand, und nicht wußte, was weiter thun, rief ihm Einer zu: „Greif' ein' Griff, und streich' ein' Strich und packe Dich!" Das natürlich ließ er sich nicht vielmals heißen; er langte mäßig zu und ging getrost aus der Höhle. Draußen war es schön geworden, und die Stadt war nicht mehr weit. In den ersten Morgenstunden trat er in das Vaterhaus, wo ihn liebende Arme umfingen; denn Vater und Mutter hatten die ganze Nacht gewacht und waren im Gotteshaus gewesen, um in derselben Nacht zu beten, in der einst Jesus in der Krippe lag und die Hirten umher knieten, und voll Verwunderung das Erscheinen der Engel priesen. Im engen Stübchen freute man sich des erschienenen Sohnes und des reichen Geschenkes, das der Jüngling hinlegte als Zeugniß für die Wahrheit seiner Erzählung.

So haben die Feensmännchen noch Manchem Gutes gethan. Auch sie sind, wie die Querre des Breitenberges nicht mehr. Die Glocken auf dem Kirchthurme zu Ostritz

störten sie endlich, und geordnet zogen sie mit Milchgelten durch die Ostritzer Altstadt, wo man noch den Weg bezeichnet, den sie einschlugen. Jahrhunderte hindurch haben sich die Sagen erhalten; die Mutter erzählte sie der Tochter, und diese pflanzte sie wieder fort auf ein jüngeres Geschlecht. Wie Volkslieder gingen sie von Munde zu Munde. Und wenn, wie es jetzt scheint, die Sage im Munde des Volkes erstirbt, so muß Jeder, der es vermag, die alten Geschichten dem Volke neu erzählen.

Ehe wir von Ostritz aus, wo der Spiegel der Neisse sich 619 Fuß über der Nordsee befindet, die Straße hinab bis nach Görlitz wandeln, wollen wir auch die linksliegenden Jauernicker Berge mit dem Dorfe gleichen Namens eines Blickes würdigen. Wie sich oft mitten zwischen den Palästen der Jetztzeit ein grauer Thurm oder das alte Thor einer Vergangenheit erhielt, so steht auch inmitten einer fast ganz evangelischen Bevölkerung Jauernicks der katholische Priester als Hüter seiner Kirche. Und oben auf dem 1144 Fuß (nach Hertel) hohen Burgberge, [27]) dem gegenüber sich der 70 Fuß niedrigere Steinberg erhebt, schaut seit 1783 ein eisernes Kreuz herab. Auf der Höhe, umgeben von den Hütten und den Gärten des Dörfchens steht die katholische Kirche, [28]) gegründet wohl schon im 9. Jahrhundert, doch der jetzige Bau das Werk einer spätern Zeit. Einst wirkte hier oben der Heidenbekehrer Cyrillus. Nicht habe ich mir den Arm des heiligen Wenzelaus betrachtet, den als Heiligthum die Kirche bewahren soll; lieber stieg ich hinauf zur Kuppe des Burgberges, wo Ueberreste eines Ringwalls das Kru-

zifir umgeben. Man schaut von hier aus zurück in jene Gauen, deren Bilder bereits meine Feder entwarf, und wieder schaut man im Osten des Riesengebirges blaue Kette und im Nord ladet freundlich das Königshainer Gebirge zu einem Besuch uns ein. Wir werden auch dieser Einladung folgen, wenn wir zuvor auf der nahen Landskrone gewesen und durch die Straßen von Görlitz gezogen sind.

Doch kann ich unmöglich das Dörfchen Friedersdorf unerwähnt lassen, wo einst G. Friedrich Otto als Prediger gewirkt und mühsam sein Lausitzer Schriftstellerlexicon geschrieben hat. Sein reger Eifer für des Vaterlandes Literatur und Geschichte ließ ihn den eigenen Vortheil vergessen und die Armuth ruhig ertragen, die Folge der Kosten war, mit denen sich die Herausgabe seines Werkes verknüpfte. Wie mancher Schriftsteller der Neuzeit möchte an ihm sich spiegeln, wenn er zur Klage geöffnet den Mund! „Vorwärts!" sei die Loosung, und rastlos gebaut den kleinen Acker, auf den uns das Schicksal gestellt. Das Vaterland zu durchforschen, seinen Werth und seine Pracht an's Licht des Tages zu ziehen, das sei unser Ziel. Ist dasselbe erreicht, dann steuern wir leichter nach jenem großen Ziele, das uns vorsteckt die hohe Bestimmung des Menschen, kennen zu lernen die große Heimath, die Welt. — In Friedersdorf war es auch, wo den 9. Aug. 1744 Michael Dienel geboren wurde, der ohne Lehrmeister ein bewundernswerth mathematisches Wissen sich erwarb. Zum Tischler bestimmt, fand sein Geist doch eine andere Bahn. Gerechtes Erstaunen erregte seine astronomische Uhr mit immerwährendem Ka-

lender und Harfenspiel, und sein Tychonisches und Kopernikanisches Weltsystem, an denen er 14 Jahre gearbeitet hatte, um damit die Lausitz und einen großen Theil von Deutschland zu durchziehen. [29])

Versetzen wir uns im Geist auf die Landskrone, die sich als Basaltkegel über den ringsauftretenden Granit erhebt. Wenn wir in Klein-Biesnitz nach Hertel 822 Fuß über der Nordsee uns befinden, so steht unser Fuß auf dem Gipfel des lausitzer Parnassus oder Helicon, wie Grosser die Landskrone nennt, 482 F. höher. [30])

Das Menschenleben findet schwer eine Beachtung, wenn es beginnt und durchlaüft im geraüschvollen Treiben der Stadt. Der Character bildet nicht eigenthümlich sich aus, der Einzelne verschwimmt in der wogenden Masse. Doch wenn der Mensch sich in der Einsamkeit entfaltet, wenn er plötzlich mit seiner Kraft und seinem Streben vor die Augen der Menge tritt, dann nennt man gewiß seinen Namen und zählt preisend seine Vorzüge. Das Schicksal des Menschen ist nur das der gesammten Natur. Im Gewimmel majestätischer Berge, in der erhebenden Alpenwelt verschwindet fast gänzlich die Kuppe des niedrigern Berges. Aber wenn das Land sich in weiter Ebene verliert, und aus derselben ein isolirter Höhengipfel wie ein Fels im ruhigen Meer emportaucht, da kennt man ihn rings in der Ferne und steht, die Landschaftsgemälde bewundernd, freudig auf seiner Höhe.

Der Reisende, welcher die Straße von Lauban nach Görlitz wandelt, oder der von einem freien Punkte des Zittauer Gebirgs nach Norden schaut, oder der Spazier-

gänger, welcher auf den Wällen des alten Budissin sinnend nach Osten blickt, wird am Horizonte bei reiner Luft den Kegel eines Berges auftauchen sehen, von welchem schon ein alter Lausitzer Dichter singt, daß

„— — — — Alle, die ihn kennen,
Ihn, wegen seiner Form, des Landes Krone nennen!“ [31])

Wo jetzt auf ihm ein steinerner Pavillon und Restaurationsgebaüde den Besucher zum geistigen Genusse und zur körperlichen Stärkung einladen, da standen vor Jahrhunderten die Thürme und trotzenden Mauern einer Ritterburg, deren Gründung durch den longobardischen Feldherrn Ziscibor in das Jahr 923 fallen soll. Einst dem adeligen Geschlecht der Landskröner gehörig und zuletzt ein Lehen des Vinzenz Heller aus der Hand derer von Biberstein, die es auch als Lehen empfangen aus den Händen der Herren von Giesdorf, wurde das Schloß, weil seine Insassen den fleißigen Bürger bedrohten, der mit Waaren ruhig seine Straße zog, auf Befehl des Kaisers Siegismund den 12. April 1422 gänzlich zerstört. [32])

Die Spuren von Mauerwerk sind geschwunden, und nur einzelne verrostete Gegenstände werden als Denkmäler aufbewahrt, zu versenken den Beschauer in jene ernste Stimmung, die ihn ergreift, wenn Werke eines gestorbenen Geschlechts hineintreten in das Leben der Jetztzeit.

Im steinernen Pavillon hat sich der schon früher erwähnte Karl Andreas von Meyer zu Knonow den Denkstein seines Sterbejahres gesetzt, denn 1797, als der Bau vollendet wurde, den Meyer angeregt, konnte er seinen

Blick nicht mehr über die Landschaft schweifen lassen, nicht das Königshainer Gebirge und nicht den Iserkamm schauen: der Engel des Todes hatte seine Augen zugedrückt. Knonow war ein Edler der Lausitz, von dem man sagen konnte, daß er Niemandes Feind, und daß Niemand sein Feind gewesen. Physikus, Techniker und Tonkünstler zugleich, war er Begleiter auf Gersdorfs Reisen und Erforscher von des Vaterlandes Natur und Geschichte. [32])

Hinabsteigend in den tiefen Brunnen müssen wir bewundern des Basaltes Saülenbau, während oben am Tageslicht desselben Gesteines Traubenform unser Interesse erregt. Nur niederes Laubholzgebüsch bedeckt jetzt die Abhänge des Berges, spärlich an manchen Seiten, besonders nach Nord, als trauere der Berg um seine Vergangenheit. Doch nein, bekannter vielleicht und besuchter ist jetzt seine Höhe, als zu der Zeit, wo noch die Ritter von oben auf die Straße lugten oder den Raub sich theilten und wild die Güter verzechten.

Ruhig steigt der Pflanzenkenner hinan, verborgene Kinder der Flora zu erspähen und ihres Schmuckes sich zu erfreuen. Es erblühen hier oben im sonnigen Lichte, angeschmiegt ans grüne Gebüsch, die heckenliebende Wicke (**Vicia dumetorum**) und die Walderbse (**Lathyrus sylvestris**), und auf den trocknen kahlen Plätzen leuchtet die Blüthe des Schneckenklee's (**Medicago falcata**).

Wie sich bei Görlitz der Sand der Heide und blumige Gefilde die Hand zu geben scheinen, so vereinigt die Stadt selbst in den bunten Promenaden und grauen Kirchenmauern die Schöpfungen der Gegenwart mit den

Werken einer mittelalterlichen Zeit. Wo die von Abend kommende Lunitz der Neisse Wellen berührt, um mit denselben vereinigt ins weite Meer zu rollen, da liegt in fruchtbarer Gegend das alte Görlitz, auftretend zuerst im Jahre 1071 als Dörfchen Yzhorelik, abzuleiten von gorić — brennen, und in seiner jetzigen bei den Slaven gebraüchlichen Form Zgorelec, etwa so viel wie „Brandenburg“ bedeutend.

Wir versetzen uns zurück in die vergangenen Zeiten, wo neben dem Dorfe sich die Burg Drebnow erhob, slavischen Ursprungs und Sitz eines wendischen Zupans. Als Drebnow durch Feuer zerstört, ward dennoch der Fels, der tief sich senkt bis an die Wellen der Neisse, von böhmischen Herrschern wieder befestigt, bis Herzog Sobieslaus von Böhmen im Jahre 1132 eine Burg auf jener Stelle erbauen ließ. Sie trug jetzt den Namen des Dorfes. — Als 1150, durch große Wasserfluthen aus dem Vaterlande vertrieben, flamländische Wollweber (Tuchmacher) in Görlitz sich niederließen, da vergrößerte die Burg sich zur Stadt, urkundlich als solche genannt erst im Jahre 1303. — [34])

Durcheilen wir schnell die Straßen, um einzelne Bilder frisch in die Seele zu zeichnen. Von den Kirchen erwähne ich jetzt die zu St. Peter und Paul, geweiht vor ziemlich 400 Jahren. Hoch steht der Bau auf Felsen gegründet, tief unten das brausende Wehr; und unter den Pfeilern der Kirche wölbt sich ein zweites Gotteshaus, die St. Georgenkapelle — Lange hab' ich gestanden auf dem Friedhof der Nikolaikirche und hab' hinüberge-

schaut auf die starre Haüsermasse der vor mir liegenden Stadt. Dann gedacht ich hier zwischen Grabeshügeln des Theosophen Jacob Böhme und des Bartholomäus Scultetus, der, Mathematiker und Astronom zugleich, 1540 in Görlitz geboren, nun ruht in der Nikolaikirche. Sein Name hat noch heute guten Klang. Ein Keppler und Tycho de Brahe waren seine Freunde, und Kaiser Rudolph und Papst Gregor XIII. kannten ihn. [35])

Nicht minder denkwürdig, wenn auch im Leben gehaßt und verfolgt, steht Jacob Böhme da. Wer sollte von ihm nicht gehört haben, dem Schuster und Philosophen zugleich? Seine „Morgenröthe" steht heut noch in den Bibliotheken, als Curiosum Manchen und Anderen als Erbauungsbuch. Doch der für sich im Leben keine Morgenröthe sah, hat jene Morgenröthe längst schon geschaut, die uns alle einst über den Gräbern erwartet. Als Böhme 1624 starb, weigerte sich die Geistlichkeit seine Ueberreste auf den Nikolaikirchhof zu begleiten, und nur höherer Befehl konnte bewirken, daß man die letzte Ehre einem Manne erwieß, dessen Lebenswandel, wenn auch abweichend von dem seiner Standesgenossen, doch in der Furcht Gottes bestand. Böhme rühmte sich eines inneren, in seiner Seele aufgegangenen Lichtes, und fühlte sich berufen, verliehene Einsichten in göttliche und natürliche Dinge durch Wort und Schrift zur Oeffentlichkeit zu bringen. [36]) Von der Dreifaltigkeitskirche mit jetzt nicht mehr benutztem hölzernen Altar, dessen Schnitzerei und Bilderwerk ein hohes Alter bekunden, wenden wir uns zur Kirche des heiligen Grabes. Es ist die-

selbe ein Zeugniß der Geistesrichtung im 15. Jahrhundert, gebaut vom Bürgermeister Emerich, der selbst zu wiederholten Malen die heiligen Orte in Jerusalem angeschaut. Er hatte Zeichnungen mitgebracht, um 1481 nach der letzten Rückkehr den Nachbau zu beginnen. [37])

Was weilen wir länger auf den Straßen, wenn man uns die Alterthümer der Stadt gezeigt? Auf den Plätzen stehen Preußens Krieger und wohlgemuth ziehn auf den Promenaden die Schüler des Gymnasiums und der höhern Bürgerschule. Freundlich entfaltet sich der botanische Garten, der lange in Görlitz gefehlt, wo die weitbekannte Gesellschaft der Wissenschaften und eine naturforschende Societät ihr Lager aufgeschlagen. [38])

Abschied nehmend von der Stadt, eilen wir nicht nach dem schloßartigen Bahnhofe, um schnell westwärts, hinein in's Lausitzer Land, oder hin nach Ost zu fahren, wo uns bald Schlesiens Gefilde grüßen.

Wir wandern zunächst auf das Königshainer Gebirge, das sich im Nordwest isolirt von den südlichen Bergen erhebt. Zwar verlassen wir jetzt das Lausitzer Gesenke; aber wir kehren wieder dahin zurück, wenn unser Fuß auch die Höhen zwischen dem weißen und schwarzen Schöps betreten. Im Bogen das Dorf Königshain schützend, erheben sich die Berge aus Granit gebildet, der in verschiedenen Varietäten auftritt und öfter einen graubraunen Quarz enthält. Nicht sind die abenteuerlich gestalteten Felsenblöcke vom fernen Norden hergeschwemmt, wie Preusker und Engelhardt schreiben, sondern tief liegt dasselbe Gestein im Innern unsers Gebirges,

seiner Beschaffenheit nach nicht an scandinavische und finnländische Granite erinnernd. Wir werden dann erzählen, wie der Geolog die Bildung von Steinblöcken erklärt, welche scheinbar von Riesenkräften übereinandergethürmt, auf den bewaldeten Höhen des Königshainer Gebirges, gleich entblößten Knochen eines verwesenden Thieres in ihrer Starrheit sich zeigen. Von Ost nach West erstrecken die Berge sich zwei Meilen weit, im Ahlberge, als dem höchsten Punkte, 1295 Fuß erreichend, und in ihren Vorbergen nach Nord und Nordwest theilweise aus terziärem Sandstein und aus Quarz, und im Ost aus Kalk und Thonschiefer bestehend. Im Süd grenzt das Granitgebirge stellenweise an Diorit und an Basalt. Des Ahl=, oder wie Leske in seiner Reise durch Sachsen schreibt, des Ohlberges, (von dem darauf wachsenden Ohlbaume, wie man hier die Traubenkirsche, **Prunus Padus**, nennt) habe ich nur seiner Höhe wegen gedacht. Nicht hat er sonst für den Reisenden ein Interesse. So übergehe ich auch alle jene Nebenberge, die eine Monographie des ganzen Gebirges nennen müßte, und erzähle blos von den vier bekannteren Höhen, von dem Schwalbenberge, dem Todten= und Hohenstein und dem Kämpfenberge, die, das eigentliche Königshainer Gebirge ausmachend, sich von Nordost nach Südwest im Halbkreise hinziehen. Unter ihnen ist des Schwalbenberges Höhe die geringste, und auch sonst in anderer Beziehung nicht denkwürdig genug, um länger bei ihr uns aufzuhalten. Höchstens erwähne ich noch, daß die daselbst nistende große Mauerschwalbe (**Hirundo Apus, L.**) wahrscheinlich zur Benenn=

ung des Berges Veranlassung gab. — An seiner südwestlichen Seite erhebt sich der Todtenstein, der nach Schachmann allein 59 abgesonderte Granitfelsen von 60—80 Fuß Höhe enthält. Unter ihnen sind zwei aneinanderstoßende und nur eine schmale Kluft zwischen sich lassende Felsen am meisten bemerkenswerth. Sie führen zusammen, wie der ganze Berg, den Namen Todtenstein. Durch die erwähnte Kluft gelangt man auf die platte Oberfläche derselben und kann nun von hier aus seinen Blick schweifen lassen nach den Bergen des Südens oder nach der dunkelgrünen Heide, die im Nord wie das unendliche Meer mit dem blauen Himmel zusammenstößt. Wenn man den Felsen noch heute gern besteigt, so ist nicht zu verwundern, daß ein geschiedenes Volk, von der Erhabenheit der Natur hier angezogen, den riesigen Felsenaltar zum Opferdienst bestimmte. Unter der Rasenschicht der Plattform des nördlichen Felsens findet man heut noch Trümmern von thönernen Gefäßen, welche dem Fundort und ihrer Form nach zwar nicht als Begräbnißurnen, aber umsomehr als ehemalige Opfergeschirre anzusehen sind. Wahrscheinlich ist, daß schon Germanen, als die muthmaßlich ältesten Bewohner der Gegend, den Platz zur Verehrung eines ihrer Götter machten, und daß auch vielleicht die nachrückenden Slaven den Felsen wieder benutzten. Doch steht eine andere Ansicht noch offen, ohne fest für sie stimmen zu wollen, die aber, durch eine Volkssage gestützt, nicht ganz zu verwerfen wäre. Waren die Deutschen auch rings um das Gebirge von den Slaven vertrieben, so konnten in den undurchdringlichen Wäldern

der Berge Germanen zurückgeblieben sein, um verborgen vor den Feinden ihres Stammes eine bessere Zukunft zu erwarten. Spricht doch keine Namensspur wie in andern Gegenden der Lausitz für Benutzung der Felsen durch Wenden. — Es möge nun jene Sage hier stehen, einfach und ungeschmückt, wie sie das Volk erzählt. In dem Gebirge, besonders bei Thiemendorf, lebte das Geschlecht der Holzweibchen, klein von Gestalt und mit goldfarbigem langen Haar. Dann und wann erschienen sie den Hirten, die am Saume des Waldes ihre Heerden hüteten. Ein Holzweibchen aber ist einmal gegen den Herbst zu einem Bauer gekommen und hat den Winter über bei ihm gewohnt. Als jedoch der Frühling kam, der die Vögel wieder ins Land lockt und das Gras und die Blumen hervorsprießen heißt aus der schwarzen Erde, da ist ein anderes Weibchen am Fenster der Hütte erschienen und hat gerufen: „Deutoseu!“ Auf dieses Wort sei das Holzweibchen in der Hütte seiner Schwester draußen gefolgt, und man habe beide seitdem nie wieder gesehen. So weit die Mythe. Darauf hindeuten muß ich, was auch von den Querren des Breitenberges, den Feensmännchen bei Ostritz und von den später zu erwähnenden Zwergen des Stromberges gilt, daß die Ansicht so verwerflich nicht ist, nach der man die in Sagen auftretenden Zwerggeschlechter für unterjochte Völker hält. Erscheint ja der Besiegte dem Sieger jedesmal schwach und klein; wie sollte er durch mündliche Ueberlieferung von Jahrhunderten nicht endlich zum Zwerge zusammenschrumpfen? Haben wir vielleicht unter den goldhaarigen Holzweibeln Germanen

zu verstehen, die verborgen und zerstreut in dem Gebirge lebten, bis endlich bei vorrückenden deutschen Kriegern, die das altbesessene Land zu erobern gekommen waren, die Losung „Deutoseu“ (Teuten, Deutsche,) sie mit jenen verband? Alles dies ist Vermuthung, denn nicht ist es uns vergönnt, einen klaren Blick in die älteste Geschichte des Vaterlandes zu werfen. Ein dichter Nebel hat sich über die Begebenheiten der frühesten Vergangenheit gelagert, und nur wenige lichtere Stellen treten uns entgegen, die aber kaum erkennen lassen, was dahinter liegt. —

„Der Schnee zerrinnt,
Der Mai beginnt.“

So singen die Kinder in der Schule, so singen sie draußen im Freien, wenn die Luft so warm und der Himmel so blau. Sie fühlen, daß die Natur ihren Festtag feiert, sobald der Frühling kommt. Und in den Dörfern der Wenden prangt der bebänderte Maienbaum, umtanzt von der lustigen Jugend. Man feiert das Frühlingsfest. Ein Frühlingsfest hatten auch die Völker in ihrer Kindheit, wo sie sich innig der Natur anschlossen. Sie nahmen es mit hinüber in die christliche Zeit; doch ging zuweilen die Bedeutung verloren. So zog auch zu Anfange dieses Jahrhunderts jeden Sonntag Lätare Jung und Alt aus dem Dorfe Königshain mit Strohfackeln versehen auf den Todtenstein, singend die Worte: „Den Tod haben wir ausgetrieben, den Sommer bringen wir wieder!“ Und als man das Stroh auf dem Felsen verbrannt, zog man unter gleichem Gesange wieder heimwärts ins frühlingharrende Thal. Dem Winter hatte man Abschied

gegeben und den Lenz willkommen geheißen. Bezeichnet man doch für gewöhnlich den Winter als die Zeit des Todes, weil da dem oberflächlichen Blicke alles Leben erstorben scheint. Freilich grünt auch unter der Schneedecke das zarte Moos und der Saft strömt auch im Winter durch die Gefäße der Baüme. Aber das Volk sieht nicht, was der Forscher bemerkt, drum gilt mit Recht der Frühling als die Zeit des neuerwachenden Lebens und der Winter als der Tod in der Natur. Wer weiß, ob nicht schon in grauer Vergangenheit, in vorchristlicher Zeit auf dem Todtensteine das Todtenfest, oder richtiger Frühlingsfest gefeiert wurde. Hat vielleicht der Fels seinen Namen von jenem Feste, oder dürfen wir ihn am Ende von Teut, dem muthmaßlichen Stammvater der Deutschen ableiten? [39])

Weiter nach Süden liegt der steile Hoch- oder Hohestein, dessen höchste Felsenparthie, insbesondere noch denselben Namen führend, sich 1283 Fuß über die Nordsee erhebt. Die Spuren von Vertiefungen sind auf den Felsen zu unbestimmt, als daß man sie für Reste einer heidnischen Zeit mit Gewißheit halten könnte. Auf den Felsen wachsen als erste Anfänge einer Vegetation die genügsamen Flechten, ein Bild der geduldigen Armen, welche still und ohne Neid um sich die Reichen betrachten.

Zuletzt gedenken wir noch des 1248 Fuß (Charp.) hohen Kämpfenberges, an dessen Fuße sich einst eine Schlacht entsponnen haben soll, die im Volksmunde den Namen des Berges begründet.

Von jeher hat das Königshainer Gebirge seiner Felsenschichtungen wegen besondere Aufmerksamkeit erregt, und mancherlei Meinungen sind aufgetaucht, um die Geschichte jener Steinbildungen gehörig aufzuklären. Schachmann, dessen Beschreibung des Gebirgs übrigens als musterhaft gelten kann, glaubt, daß die Granitblöcke, welche in den verschiedenartigsten Formen scheinbar lose aufeinander liegen, nicht durchsetzen bis in die Tiefe der Berge. Ihm bestand das Innere des Gebirgs aus Lehm, mit Quarz und Glimmer vermengt. Aber schon Leske hat ihn widerlegt. — Der Meinung von Engelhardt und Preusker habe ich schon gedacht, wenn ich ein Anschwemmen jener Blöcke durchs Eis des Nordmeers leugnete. Wohl findet man in der Ebene der nördlichen Lausitz und auch weiter hinauf nach den Bergen hin, erratische Blöcke, die durch ihr eigenthümliches Gefüge an kein Vorkommen im Vaterlande erinnern, sondern auf gleiches Gestein der Gebirge Finnlands verweisen. Doch erratische Blöcke sind die Felsenkegel und die Naturmauern mit ihren Höhlen und Zerklüftungen nicht, wie sie die Berge bei Königshain so zahlreich uns vorführen. Ihre Heimath ist das Gebirge, auf dem sie lagern. Vor Jahrtausenden hervorgequollen aus dem Innern der Erde begann die feuerflüssige Masse des Granits sich abzukühlen, und zwar an den äußern Theilen mehr als im Innern. Dadurch mußte die Oberfläche der entstehenden Felsen eine lockere Beschaffenheit annehmen und endlich durch die Einflüsse der feuchten Atmosphäre in Trümmergestein und Sand zerfallen. Die dichteren und somit festeren Kerne aber

blieben übereinander liegen, Viele zu der Ansicht verleitend, als sei der ganze Bau durch gewaltsame Kräfte aufgethürmt. So vermag also die langsam nagende Luft Riesenbauten zu schaffen. — Der Mensch weiß die festen Steinblöcke zu benutzen. Im grünen Waldgebirge begrüßt uns das Gehämmer der Steinbrecher, jenes einförmig klirrende Pochen, das dem einsamen Wanderer öfter nicht unangenehm ist. Ehe wir nach andern Gauen des Vaterlandes wandern, wollen wir von einem der Felsen des Gebirgs die Gegend nochmals überschauen und der Völker gedenken, die muthmaßlich einst um diese Berge gewohnt.

Südwestlich von Reichenbach und überhaupt im südlichen Theile der Oberlausitz lebten die Lutitschen, ein slavischer Volksstamm, der aus Ungarn über Böhmen eingewandert war. Daher ist heute noch die Sprache der Wenden, welche im Angesichte unserer lausitzer Berge wohnen, mit der böhmischen näher als mit der russischen verwandt. Und wieder im Norden der Lausitz wohnten die slavischen Sporoi, aus Polen und Rußland eingewandert und mit den Völkern jener Länder sprachverwandt. Zwischen beiden slavischen Stämmen mochten sich an der nördlichen Abdachung des Königshainer Gebirgs die vandalischen Silinger und in der Gegend von Görlitz bis weiter nach Süden die Lygier niedergelassen haben. — In der Nähe von Thiemendorf bezeichnet man eine Gruppe sonderbar zusammengestellter Felsenstücke als Zilligstein. Könnte man hierbei an einen Silingstein denken, der vielleicht den in den Schluchten und Thälern der Nordseite des Königshainer Gebirges zerstreut wohnenden Si-

lingern zum Versammlungsorte diente, um somehr, da allgemein die Grenze der Silinger in jener Gegend angenommen wird? Waren es vielleicht die Silinger oder Lygier, oder war es ein noch früheres Volk, das auf dem Todtensteine seinem Frühlingsgotte opferte? Der Fragen nähme kein Ende; drum hören wir auf und gedulden uns ruhig bis Fleiß der Alterthumsforscher oder ein glückliches Ungefähr bestimmte Resultate liefern. [40])

Noch will ich wenigstens auf die Dubrau bei Groß-Radisch führen, dem nordwestlichen Grenzpunkte des eben beschriebenen Gebirges. Die Eichen, welche einst zu ihrem Namen (Dubrau, d. h. Eichberg) Veranlassung gaben, sind, bis auf Strauchwerk, gänzlich von ihrer Höhe verschwunden. Doch liegt zu unsern Füßen ein Theil des lausitzer Landes, das segengekrönt ist durch Feldbau und rauschende Forste. Wir stehn auf dem Gipfel der Dubrau an weithinlaufender Felswand, und wissen, daß hier sich der terziäre Sandstein zu einer Höhe von 926 F. erhebt. Es bewillkommnet uns oben der schwarzwerdende Bohnenstrauch (**Cytisus nigricans L.**), und an den feuchten Stellen der Abhänge steht der sumpfliebende Porst (**Ledum palustre L.**). Wir nehmen Blüthenzweige zum Andenken mit, da uns zunächst eine andere Vegetation erwartet. Wohl könnten wir sogleich hinab nach der Haide steigen, doch winken uns mächtig die Berge im Süden, und später können wir längere Zeit durch die nördliche Ebene reisen. [41])

Um den übrigen Theil des lausitzer Gesenkes zu durchwandern, versetzen wir uns im Geiste an seine Grenze gegen das Zittauer Sandsteingebirge. Wir sehen da die

alten Klingstein- und Basalthöhen wieder und in den Thälern stundenlange Dörfer. Ein herrliches Panorama überschauen wir bei Oderwitz, von dem 1574 F. (Ch.) hohen Spitzberge, dessen Gipfel nackten Phonolithfels zeigt. Vor Jahren kamen hier oben am ersten Pfingstfeiertage die Burschen der Umgegend zusammen, um Steine hinab ins Thal zu rollen. Woher stammte diese Sitte? War sie aus jener Zeit entsprungen, da man die heidnischen Götzenbilder von den Bergen warf? Auf der Lausche bestand früher gleiche Sitte. War die Lausche einem Gotte geweiht? Noch heute tanzt man auf ihrem Gipfel, hoch auf der luftigen Höhe. Ein eigener Tanzsal fürwahr, ein Gebrauch mit geschichtlicher Bedeutung. Tanzten Volk und Priester der heidnischen Zeit nicht bei ihren fröhlichen Opferfesten?

An der Straße, die von Zittau über Neusalz und Stolpen nach Dresden führt, liegen außer Ober- und Nieder-Oderwitz die großen Weberdörfer Eibau und Ebersbach. Nicht weit von letzterem, noch näher an Gersdorf, finden wir im Jacobsbrunnen auf einer Meereshöhe von 1455 F. (Schätzung von Prudlo) den Anfang der Spree, die ihren Namen vielleicht von den wendischen Sporoi erhielt.

Wenn wir den 1795 F. (Ch.) hohen Kottmar bestiegen haben, um von seinem kleinen Kamme nach den schlesischen Gebirgen, oder vom großen Kamme aus nach den Bergen der sächsischen Schweiz zu blicken, wandern wir nach dem ungefähr zwei Stunden entfernten Herrnhut. Wir werden dem Berge noch mehrmals aus der

Ferne begegnen und vielleicht in dem Stübchen daheim nach dem Ursprung seines Namens suchen. Einstweilen stelle die Ableitung desselben von einer wendischen Göttin Mara (Kottmar, Mara-Gang) den Wanderer zufrieden.[42])

Herrnhut ist es, das wir jetzt betreten. Nicht herrscht hier das Getümmel der Straßen, nicht der Streit der Arbeiter auf den Wegen, sondern tiefer Friede empfängt uns.

Es war im Jahre 1722, als mährische Emigranten vor die Großmutter des Grafen von Zinzendorf, Freifrau von Gersdorf traten, um einen Zufluchtsort auf ihren Besitzthümern zu suchen. Auch währte es nicht lange, da fiel der erste Baum zum Baue Herrnhuts. Nach hundert Jahren hat man den Platz durch einen Denkstein bezeichnet, und der Wanderer sieht ihn rechts im Walde, wenn er Herrnhut verlassen hat, um auf der Straße nach dem freundlichen Zittau zu wandern. Auf seinem Grabsteine hat man's dem Manne geschrieben, der am 17. Juni 1722 die Axt erhob, um den ersten der Waldbaüme ins weiche Moos zu strecken. Wohl dröhnte der Boden vom schweren Fall, wohl knisterten die Aeste des Stürzenden, als sie hinstrichen durch die stolzen Kronen der nächsten Waldgeschwister! Waren dies Töne der Angst, oder war es der Jubel des Stammes, der entzückt seine Verwandten zur Nachfolge rief? Mancher Stamm wurde später vom scharfen Eisen getödtet und des Meißels und Hammers Kraft putzte des Felsens zertrennte Glieder, damit von ihnen Haüser errichtet würden, in denen die gedrängten Fremdlinge wohnten. Ein neuer Ort entstand am Fuße des Hutberges und die Bewohner erbaten glaübig für ihn,

er möge immerdar unter des Herrn Hut stehen, und nannten ihn Herrnhut. 1756 ward auch die Kirche vollendet, ein einfaches Gotteshaus ohne Bilderwerk und Prunk. Noch sieht man im nebenanstoßenden Gemeinhause den ersten Betsaal, geschmückt mit einzelnen Oelgemälden, welche der strenge Glaubensgenosse nur ungern an ihren Plätzen duldet. Zwar unterscheidet sich der Herrnhuter nicht wesentlich von den Anhängern des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses, doch hat er sich mehr von der Welt zurückgezogen und liebt die einfachsten kirchlichen Gebraüche.

Große Stille und das Vermeiden alles Prunkes zeichnet den Ort und die Bewohner aus. In getrennten Haüsern wohnen die ledigen Brüder und die ledigen Schwestern beisammen, und das Band einer engen Freundschaft scheint Alle zu umschlingen, den Reichen wie den Armen. Der Kopfputz der Frauen und Jungfrauen ist das kleine weiße Haübchen, an dem verschiedenfarbige Bänder die Wittwe von der Frau, und beide von der Jungfrau unterscheiden. Das Kind trägt dunkelrothes Band, die Farbe der Liebe, womit es seine Aeltern und diese wieder das Kind umfassen. Und die Rosen unsers Geschlechts, die Jungfrauen zart und hold, die aber Manchen schon mit blätterumhülltem Dorn unendliches Weh gebracht, sie tragen die Farbe der Blumenkönigin. Rosenrothe Bänder umflattern sie; winkt jedoch Ihnen allen eine rosige Zukunft? Ach, manchem Mädchen Herrnhuts nicht, das fort muß von Aeltern und Geschwistern und von der theuren Heimath, hinaus in die weite ferne Welt, um an der Seite eines begeisterten

Mannes unter den Heiden zu wirken. Und ist die Frau nach Jahre langen Mühen dem ungewohnten Klima nicht erlegen, so kehrt sie mit dem Manne, dem müden Heidenboten, heim in das Vaterhaus. Ihre Kinder hat die Heimath erzogen und oftmals wieder fortgeschickt mit dem Berufe des Vaters. — Blaues Band trägt das dem Manne angetraute Weib, es trägt die Farbe der Treue. Ist ja der Himmel über uns auch blau, der uns nie gelogen hat, der fest steht über den stürmenden Wolken und schwarzen Ungewittern, der seine Farbe entfaltet ewig klar und ewig schön. — Ist endlich der Sommer und Herbst vorüber, und der Winter naht mit seinem Frieden und seiner Sabbathruhe, dann bleichen die Leidenschaften des Lebens, die bunten Blüthen ersterben und allgemach senkt sich die Sonne. Am fernen Horizonte umschimmert die Berge weißer Schnee. Drum tragen die Wittwen in der Brüdergemeinde weißes Band, zum Zeichen, daß ihnen oft mit dem Manne der Lenz und der Sommer des Lebens erstorben, und daß der Winter ihrer harrt mit seinem Leichentuch. Zwar tragen die *jungen* Wittwen auch weißes Band. Doch dies Band kann sich noch färben, wenn auch nicht roth, wie in der Frische früherer Jugend, so doch blau, bei neuem Ehebündniß.

Ostern, Ostern, Frühlingswehen!
Ostern, Ostern, Auferstehen
Aus der tiefen Grabesnacht!
Blumen sollen fröhlich blühen,
Herzen sollen heimlich glühen,
Denn der Heiland ist erwacht.

Der im Grabe lag gebunden,
Hat den Satan überwunden,
Und der bange Kerker bricht.
Frühling spielet auf der Erden;
Frühling soll's im Herzen werden;
Herrschen soll das ew'ge Licht.

Alle Schranken sind entriegelt,
Alle Hoffnung ist besiegelt,
Und beflügelt jedes Herz.
Und es klagt bei keiner Leiche
Nimmermehr der kalte, bleiche,
Gottvergess'ne Heidenschmerz.

Alle Gräber sind nun heilig;
Grabesträume schwinden eilig,
Seit im Grabe Jesus lag.
Jahre, Monde, Tage, Stunden,
Zeit und Raum, wie schnell verschwunden!
Und es scheint ein ew'ger Tag.

(M. v. Schenkendorf.)

Ja, Auferstehen, Frühlingswehen! Noch dämmert es am ersten Ostermorgen und geheimnißvolle Schatten lagern über den Thälern. In Herrnhut ist Leben, stilles, frohes Leben, und von dem Betsaal aus bewegt sich ein Zug. Langsam schreiten die Bewohner und die zahlreichen Fremden nach dem Gottesacker, der sich wie ein Garten am südöstlichen Abhange des nahen Hutberges ausbreitet. Mit Gesang wird die Sonne begrüßt, wenn sie im Osten sich über der Röthe erhebt. Dann gedenkt man auch der verstorbenen Brüder, die auf Erden keinen Ostermorgen mehr feiern. Stets habe ich am Auferstehungsfeste Jesu auch

jenes Auferstehungsfestes gedacht, das gleichzeitig die Natur feiert. Dann sproßt es aus der Erde nach dem winterlichen Schlafe, zuerst das Weiß und Blau, eingewebt im grünen Rasenteppich; die Frühlingsfalter zerbrechen ihre Puppenhülle und die Käfer treten hervor aus dem Grab. Vom fernen Afrika her kommen die Schwalben, und die Lerchen jubeln in den Lüften, als treue Boten des Lenzes. Die aber unter den Steinen liegen, die verwesten Leiber, die feiern keinen Frühling mehr mit Vogelgesang und Blüthenduft. Angehaucht von frischen Morgenlüften lesen wir jetzt auf dem Gottesacker die Namen derer, welche unter den weißen Steinen ruhen. Zu beiden Seiten des Hauptweges ziehen sich in langen Reihen die Grabsteine hin, alle gleichmäßig einfach und hoch, und keiner prunkend mit eitler Lobrede. Links vom Hauptgange liegen die Todten männlichen, und rechts die weiblichen Geschlechts. Es schlummern nebeneinander, die in der Kälte Grönlands, und die unter der Sonne Afrika's wirkten; sie waren heimgekehrt zu den Brüdern, oder sie suchten, im fremden Erdtheil geboren, unter den Befreundeten ein stilles Asyl und bei der Mutterkolonie eine Grabesstätte. —

Auf einem der Hauptgänge ist Zinzendorfs Grab und neben ihm liegen Freunde und Glieder seiner Familie. Hier allein sind die Steine größer und mit längeren Inschriften versehen. — „Hier ruhen die Gebeine des unvergeßlichen Mannes Gottes, Nicolai Ludwigs, Grafen von Zinzendorf und Pottendorf, der durch Gottes Gnade und seinen treuen und unermüdeten Dienst, in diesem 18.

Seculo erneuerten Brüderunität würdigen Ordinarii, geb. den 26. Mai 1700, und ging in seines Herrn Freude ein den 9. Mai 1760. Er war gesetzt Frucht zu bringen, und eine Frucht die da bleibet." So steht auf dem Grabsteine des Gründers der Brüdergemeinde. Zwar war es nicht Zinzendorf, der den Anfang des Baues von Herrnhut leitete, sondern seine bereits genannte Großmutter, Frau von Gersdorf. Es gebührt ihm aber das Verdienst, die Angesiedelten zu einer Gemeinde vereinigt zu haben.

Besteigen wir noch den Pavillon auf der Kuppe des Hutberges, so befinden wir uns nach Messungen Charp. 1120 Fuß über der Nordsee. Richtungslinien, deren Nummern auf die in kleinen Nischen angebrachten Ortsnamen hinweisen, erleichtern bedeutend das Orientiren in der anmuthigen Landschaft. [43])

Doch eilen wir jetzt nach dem Bahnhofe, um mit dem Eisenwagen zur Sechsstadt Löbau zu fliegen. Keuchend fängt die Locomotive an die Wagenschlange zu ziehen, und pfeilschnell rasselt sie dann auf der Bahn dahin. Links und rechts schauen wir von hoher Brücke auf Cunnersdorf mit seinen zwei Kirchen hinab, durchfahren einen tiefen Einschnitt im Felsen und halten unter starkem Pfeifen des dampfspeienden Rosses auf dem Bahnhof des gemüthlichen Löbau.

Löbau, die älteste der Sechsstädte, zum Theil auf einem Basaltberge erbaut, der 80 Fuß höher ist als das im Thale fließende Löbauer Wasser, verdankt nach den verbreitetsten Nachrichten seine Gründung dem Böhmenherzoge Krokus, im J. 706. Dessen Tochter Libussa,

dieselbe, von der man erzählt, daß sie ihren Freiern ein arithmetisches Räthsel aufgegeben, erweiterte die Stadt und baute Ringmauern. — Um zu erfahren, auf welche Weise der Name „Löbau" entstand, lese man in „Preußkers Blicken in die vaterländische Vorzeit" nach (Bd. 1. Seite 90) [44]). Wahrscheinlichkeit hat die Ableitung vom wendischen lubi, d. h. tiefliegend, da die ersten Ansiedlungen muthmaßlicher Weise unten im Thale, an den Ufern des Flüßchens erfolgten. Das Dorf Altlöbau ist ohne Zweifel älter als die Stadt und vielleicht der erste Träger des Namens. Hierbei kann ich nicht unterlassen, eine Sage wörtlich mitzutheilen, wie sie die Oberlausitzer Kirchengallerie erzählt: „Ein junger feuriger Sorbenhaüptling Mlink oder Monk liebte mit aller Glut die Tochter eines andern Haüptlings, jedoch hoffnungslos, weil deren Vater, ein angesehener stolzer Mann, sie ihm nicht geben wollte. Vergebens hatte Mlink schon die kühnsten Thaten ausgeführt, Wölfe, Bären und andere wilde Bestien mit eigner Hand getödtet, auch die wildesten Rosse mit fester Hand gebändigt. Nichts vermochte den grämlichen Alten ihm geneigt zu machen. Die Lage beider Liebenden, die sich nur höchst selten und nur heimlich sehen konnten, stieg dadurch fast zur Verzweiflung, besonders da Maria, die Geliebte, es nicht zugab, daß Mlink sie mit Gewalt entführe. Einmal, in der Stunde stiller Mitternacht wandelten beide Hand in Hand am rauschenden Strome dahin, da erschien ihnen die heilige Fee, die Göttin Pschipowinza (die Wahrsagerin) und verkündigte Mlink, daß er immer nach der Sonnen-Aufgang zugehen und dort

nach großem Kampfe eine That verrichten solle, die ihm den Besitz Marja's als süßen Lohn eintragen würde. Traurig, aber voll fester Hoffnung schien Mlink. Er bestieg sein Pferd, nahm Streitaxt und Wurfspieß zur Hand, und wanderte, den Worten der Fee trauend, fort. Nach unsäglichen Mühen und Gefahren, die ihn oft an den Rand des Grabes führten, durch Wälder und Sümpfe, die noch kein Strahl göttlichen Lichtes durchdrungen hatte, kam er im Schutze der Fee, endlich an einen rauschenden Bergstrom. Liebliche Wiesen grüneten an seinen Ufern und Vögel und Thiere aller Art lebten fröhlich in der, vielleicht noch von keinem Menschenfuße betretenen Gegend. Eine göttliche Ruhe füllete sein Herz; hier war ihm wohl. Er dachte seiner Geliebten, der Marja, und mit dem Rufe: „Jow ßo mi lubi!" (Hier es mir gefällt!) beschloß er, eine Hütte an dem Ufer zu bauen und sich anzusiedeln. Und daß ichs kurz erzähle, dies war die Gegend von Löbau (denn Löbau heißt: Lubi, d. h. „es gefällt mir," und Mlink war der Gründer von Altlöbau). Durch Hülfe der gütigen Fee kam er endlich wieder zurück zu seiner Geliebten; er erzählte dem Vater, was er Alles gesehen, und beschrieb ihm mit hinreißender Freude das neue Paradies, daß dieser an der Spitze seines Volksstammes sich aufmachte, die Urwälder lichtete, und hier zuerst das Dorf Altlöbau und Oelsa erbaute. Mlink und Marja wurden ein glückliches Paar. Noch zeigt man in Altlöbau den Quell, wo zum Andenken jener Hilfe die gütige Wasserfee verehrt wurde."

„Löbau ist die kleinste unter ihren Schwestern, aber

desto größer ihre Liebe!" So lautet ein Sprüchwort und deutet damit an, daß die kleine Stadt doch fest ihre Anhänglichkeit an Fürstenhaus und Vaterland bewahrt habe. Sie war und ist deshalb noch beiden lieb, gegründet in einer „lieben Aue." Doch Wortspiel bleibt es, wenn man die Entstehung ihres Namens damit in Verbindung bringt.

Nicht des Alters, sondern ihrer geographischen Lage wegen wurde sie von den übrigen Sechsstädten zum gemeinschaftlichen „Tagen" ausersehen. 1346 war die erste Versammlung und 1814 die letzte. Durch das Abtreten von Görlitz und Lauban an die Krone Preußens, giebt es für uns nur noch einen Vierstädtebund; im genannten Jahre haben die Abgeordneten der Sechsstädte zum letzten Mal getagt. Dabei wurde merkwürdiger Weise durch das Eintragen der Namen von den Deputirten die letzte Seite des seit 1672 gehaltenen Conventbuches gefüllt. — Des Löbauer Trunkes will ich zum Schluß noch gedenken. Es sollte ein Trunk sein der Stärkung für die 9 Abgeordneten der verbundenen Städte. Heiß war am 28. Februar 1597 die Arbeit gewesen und willkommen die Labung, welche der Diener in dem blinkenden Weine umherreichte. Doch Mehreren wurde dieser Wein ein Todestrank. Uebelkeit stellte sich bei den Abgeordneten ein, und der Diener des Löbauer Bürgermeisters, welcher den Rest getrunken, gab, krank nach Hause gebracht, unter heftigen Schmerzen und starkem Nasenbluten bald seinen Geist auf. Am 6. März starb auch Michael Krolauft, Bürgermeister von Zittau, den 21 März der Bürgermeister

von Görlitz, Dr. Wels, und den 26. März Georg Hofkunze, ein Laubaner Bürger, der mit beim Convent gesessen. [15])

Wir verlassen die Stadt jetzt, ohne ihrer Bauten weiter zu gedenken. Höchstens begrüßen wir noch das Rathhaus mit seiner Geschichte, auch die nahe am Markte stehende Haupt- und die neue wendische Kirche, als die erste, welche uns auf dem Zuge durch die Lausitz entgegentritt.

Gegenüber im Osten erhebt sich der bewaldete Berg, die Freude und der Stolz von Löbaus Bürgern. Wir wandern durch das alte „Dybersdorf," jetzt Tiefendorf genannt und überschreiten die Lubata. Tiefendorf ist Vorstadt von Löbau und wurde 1366 von Heinrich von Landskron für 2 Pfund Pfeffer an den alten Voigt zu Görlitz und Budissin verkauft, der später das Dorf vielleicht an Löbau abtrat. Steil ist der Weg nach der südlichen Kuppe des Berges, auf der das Jägerhaus den Besucher Erquickung bietet. Die Aussicht ist zwar nach Nord zu von dem übrigen Theile des Berges verdeckt, dafür aber zeigt sich im Süd der blaue Zug der Grenzgebirge, die dem böhmischen Gesenke angehören, und weiter nach Südost erheben sich die Zittauer Berge, der Heindorfer Kamm und die Tafelfichte. Wir stehen hier auf Basaltgestein; schreiten wir aber über den Sattel, um vielleicht den 1374 Fuß (n. Char.) hohen Schafberg mit der Bautzner Kuppe zu besteigen, so tritt uns Nephelin-Dolerit in den umherliegenden Blöcken entgegen. Doch folgen wir zunächst der Senkung des Weges, um in der schweizerischen Wirthschaft am Honigbrunnen mit Löbaus Bewohnern fröhlich zu verkehen,

und die Aussicht besonders nach Nord zu erfassen, welche das Jägerhaus uns nicht zu bieten vermöchte. Rechts sehen wir den Rothstein und weiter hin das Königshainer Gebirge und die Dubrau, an die sich in der Ferne die sandige Haide anschließt, und gerade vor uns schlängelt sich im tiefen Thal das Löbauer Wasser hin. — Oft hab' ich am Felsenhange der „Scala" gesessen, jenes schweizerischen Thales, durch das die Lubata fließt. Beim Dorfe Georgewitz öffnet es seine Pforte, wo rechts auf hohem Ufer sich noch der Bielplatz erhalten hat. Die durch einen Steinbruch zum Theil vernichtete größere Schanze diente vielleicht kriegerischen Zwecken, während nicht weit davon ein kleinerer, aber steil sich erhebender Erdaufwurf zum Opferplatz bestimmt war. Wurde hier dem slavischen guten, weißen Gotte, dem „Bieleboh" geopfert und war das nahe Belwitz im Besitzthum der Priester? Wir sehen von der Terrasse des Honigbrunnens aus das Rittergut Belwitz liegen, die Dächer des Hofes umgeben von schlanken Pappeln. Noch könnten Andere die Verehrung des Pelwit oder die des Bilwitz, zweier deutscher Gottheiten auf den Bielplatz verlegen, und selbst ein Dritter leitet vielleicht den Namen des Ortes vom altpreußischen „pil," d. h. die Schanze, ab. [46]) Nur undeutlich werden wir vom Löbauer Berge aus den denkwürdigen Platz bemerken, aber desto deutlicher tritt links von der Scala, auf Kittlitzer Gebiet, die sogenannte Schwedenschanze auf, vermuthungsweise wie die übrigen Schanzen der Lausitz, semnonischen Ursprungs. Doch wir verirren uns zu weit. Auch der Löbauer Berg hat seine

Alterthümer und seine Sagen. Auf dem schon erwähnten Schafberge verdient ein Steinwall, von Basalt- und Dioritblöcken aufgebaut, Erwähnung. Nach der Sage sollte hier oben die Stadt Löbau gegründet werden und der Anfang war bereits mit der Mauer gemacht. Aber allnächtlich erschien ein weißes Pferd, das die Materialien zum Bau hinab in das Thal, in die Nähe des Flusses schaffte. Den Ansiedlern war dies ein Fingerzeig der Götter und sie gründeten die Stadt Löbau, wo sie noch heute steht. So weit die Dichtung des Volkes, die dem Forscher vaterländischer Geschichte einigermaßen das Dunkel der Vergangenheit lüftet. Bei den germanischen Stämmen war ein weißes Roß dem Wodan geheiligt, aus seinen Sprüngen und seinem Wiehern deutete man die Befehle des Gottes. Liegt es nicht nahe, auf dem Löbauer Berge einen heiligen Hain zu vermuthen, in dem man das Pferd Wodans pflegte oder das geweihte Roß eines slavischen Gottes, vielleicht des Swantewit? Merkwürdig ist, daß man dieselbe Sage auch bei Gründung der Kirche von Kittlitz erzählt. Die Kirche sollte weiter oben auf dem Berge gebaut werden, aber ein weißes Roß erschien des Nachts und trug die Bauhölzer an den Ort, wo jetzt das Gotteshaus steht. Daß der Steinwall auf dem Löbauer Berge nicht zur Vertheidigung diente, läßt sich aus seiner ungünstigen Lage vermuthen. Die Stücken geschmolzenen Basalts und Diorits, die man besonders an seiner westlichen Seite findet, bezeugen vielmehr die Annahme, daß der Besucher in der Umfriedigung des Steinwalles auf dem Boden eines Naturtempels, in unmittelbarer

Nähe eines heidnischen Opferplatzes steht. Vulkanischen Ursprungs sind jene Schlackentrümmer nach Untersuchungen Cotta's nicht, sondern sie sind wahrscheinlich nur Ergebnisse von anhaltenden Opferfeuern, welche den leichtflüssigen Basalt und Diorit zum Schmelzen brachten. — Wir steigen wieder abwärts nach dem Honigbrunnen, um auch den Geldkeller aufzusuchen. Aber hineinzugehen verwehren geheime Mächte, die Hüter des Goldes, das im Felsengewölbe nur zeitweilig der Erlösung harrt. Das Thor ist geschlossen, und nur an den hohen Feiertagen und zu bestimmten Stunden war es Einzelnen vergönnt, ins Innere der Höhle zu treten und sich dort Schätze zu holen. Der Habsüchtige kam dabei oft übel an, wenn er sich vom aufgehaüften Golde nicht genug zusammen zu raffen vermochte und dabei die Zeit vergaß. Die Höhle schloß sich dann plötzlich und der Bethörte mußte zuweilen lange in der Gefangenschaft bleiben. Einem Löbauer Bürger erging es so. In tiefen Schlaf versunken wachte er erst auf, als sich der Eingang von neuem öffnete. Alle errafften Schätze vergessend dachte er nur an den verlornen großen Schatz, an seine Freiheit, und eilte mit leeren Händen hinaus in den grünen Wald und hinab in die Vaterstadt. Viel hatte sich, seitdem er hin auf den Berg gestiegen, verändert, denn sieben Jahre waren vorübergegangen, als er im Geldkeller neben den Schätzen in tiefem Schlummer gelegen.

An einem Charfreitage, eben als man vom Chor die Passion sang, war eine Frau mit ihrem Kinde in der Nähe des Kellers. Durch die geöffnete Pforte sah sie

im Innern das blinkende Gold und die Edelsteine liegen und ging mit dem Kinde hinein, die günstige Zeit zu benutzen Als sie das Kind in einer Ecke der Höhle niedergesetzt, raffte sie schnell von den Schätzen zusammen was möglich, und trug den Reichthum hinaus, um immer mehr zu holen. Aber auf einmal schloß sich der Eingang und ihr Kind war verloren. Untröstlich bei all dem Golde fand sie niemals Ruhe und kein Mensch vermochte sie zu trösten. Endlich war ein Jahr vorüber und zu derselben Stunde wie ehemals stand die Frau vor dem Felsen. Siehe, der Geldkeller öffnete sich und drinnen saß das Kind munter und frisch, der Mutter die Aermchen entgegenstreckend. Eilig stürzte dieselbe hinein, und ihr Kind fest umfassend sprang sie froh aus der Höhle. Ich glaube kaum, daß sie dabei das glänzende Gold gesehen. Zwar soll das Kind in tiefe Ohnmacht gefallen sein; aber ein kluger Mann brachte heilsame Pflanzen aus dem nahen Kraütergarten, die das Kind wieder ins Leben riefen. — Der Kraütergarten liegt nicht weit von dem Geldkeller. Einst wuchsen hier heilsame Pflanzen. Sie sind aber von den bezeichneten Plätzen verschwunden, und nur noch in Beschreibungen des Berges wird ihrer gedacht. — In der Mitternachtstunde der Johannisnacht aber erblüht hier oben eine Blume, purpurroth, mit silberumfaßten grünen Blättern und veilchenblauem Stengel, die gepflegt wird von den Geistern des Berges. Noch Niemand hat sie gepflückt, wol Viele haben sie gesehen. Den Glücklichen aber, der ihren Stengel knickt und sie mit sich nimmt, fallen alle die Schätze im Berge zu Eigen. [47])

O heilger Abend des Johannes!
Elf Schläge zittern durch die Luft,
Da regt im Drange holden Bannes
Sich's geisterleis' in Grab und Gruft.
Still bohrt sich durch der Erde Rinde
Ein blühend Wunder lilienschlank
Und duftet süß in die vier Winde
Der Welt, soweit die Nacht schon sank.

An jedem Blatt ein Silberrändchen
Schließt leuchtend ein das weichste Grün.
Die Blume roth mit weißem Käntchen,
Ihr Kelch ein magisch Glühn und Sprüh'n!
Der Stengel blau und blau der Stempel!
Die Wurzel hold in goldnem Moos!
So, duftend durch der Bergtrift Tempel,
Erwartet sie ihr dunkles Loos.

Und dumpf weht nah und immer näher
Die kalte todte Mitternacht —
Im Walde schreit erschreckt der Häher,
Der Nix auf Teich und Sumpf erwacht.
Da schließt sich wieder still das Wunder,
Des blüh'nden Räthsels duft'ge Schrift —
Von ihm nur rauscht noch der Hollunder
Ein goldnes Märchen durch die Luft.

(Kauffer.)

Noch grüßt uns im Ost der basaltische Rothstein. In einer Stunde können wir an seinem Fuße uns lagern und dann vielleicht von Bischdorf aus die höchste Kuppe ersteigen, die schroff sich nach Süden zu senkt. Der Weg führt uns zunächst auf den Kamm, welcher die westliche Georgenkuppe mit der höhern südöstlichen Spitze, dem

eigentlichen Rothsteine verbindet. Auf letzterem Punkte, der ungefähr 1400 Fuß erreicht [48]) und also noch etwas höher ist als der Löbauer Berg, erblickt man deutlich den Ueberrest von einem Ringwalle, höchstwahrscheinlich den Opferplatz eines germanischen Stammes. Von einer Burg findet man keine Spur, obgleich alte Schriften Ritter von Rothstein nennen. Ebenso unbekannt ist die Stelle, wo die in einer Urkunde von 1213 erwähnte Burg Dolgowitz stand [49]); ein Dorf dieses Namens findet sich noch am westlichen Abhange der Georgenkuppe. Auf dieser selbst sieht man noch Mauerwerk der alten Kapelle und auf dem Bischdorfer Kirchthurme [50]) zeigt man eine Glocke ohne Namen und Jahrzahl, die der Sage nach jener Kapelle angehörte. Anmuthig ist der Weg, wenn man vom Kamme wieder zurück nach Bischdorf steigt. Zu beiden Seiten treten Höhen vor, rechts die Kuppe mit der Kapelle des heiligen Georg, wo unter dunklen Nadelholzbaümen das einblüthige Birnkraut (**Pyrola uniflora**) und auf waldentblößten Strecken der gemeine Dost (**Origanum vulgare**) und die Alcea (**Malva Alcea**) blüht; und links zur Seite sieht man den höchsten Punkt des Rothsteins mit seinem Opferwalle. Ueppig ist überhaupt auf dem von verwitterten Basalt gebildeten Boden der Pflanzenwuchs, und manches Seltnere wird hier der Botaniker finden, wenn er zwischen dem dichten Gebüsch oder auf den kurzen Wiesenstrecken nach Flora's Schätzen sucht. Ich mache nur aufmerksam auf die Färberchamille (**Anthemis tinctoria**), auf die Waldplatterbse (**Lathyrus sylvestris**) den süßholzblättrigen

Traganth (**Astragalus glycyphyllos**), auf die Betonie (**Betonica officinalis**), den glänzend braunen Klee (**Trifolium spadiceum**), die Haselwurz (**Asarum europaeum**), die gemeine Schwalbenwurz (**Cynanchum Vincetoxicum**) und das Tausendgüldenkraut (**Erythraea Centaurium**). Oben auf dem Kamme sieht man einige niedere Eibenbäume (**Taxus baccata**).

Wenn der Leser einst den Löbauer Berg besteigt und seine Blicke vom Honigbrunnen aus über die nördliche Ebene schweifen läßt, so bemerkt er vielleicht in der Ferne einen grauen Hügel, der nur darum in die Augen fällt, weil er sich einsam über die Fläche erhebt, still und traurig wie ein Hühnengrab an des deutschen Nordmeeres Gestaden. Ein Hühnengrab ist der Denkstein von entschlafenen Riesengeschlechtern, und der S t r o m b e r g ein Denkmal, das an g r a u e Z w e r g e erinnert.

Einst pflügten zwei Bauern am Fuße des Berges; jeder hatte zwei rothe Ochsen vorgespannt. Und wie sie so arbeiten, und an Nichts denken, als etwa an die Aussaat, oder an den Sommer und wie die Ernte reichlich ausfallen möchte, da steht auf einmal ein kleines graues Männchen bei ihnen. Das aber will die Ochsen haben, weil sie roth sind, und will noch ein paar andere von gleicher Farbe dazu. — Die Bauern erschraken vor dem Zwerglein wie vor einem mächtigen Herrn. Der kleine Graurock aber tröstet sie und versichert, es solle ihrem Gespann kein Leid geschehen, sie sollten nur thun nach seinem Willen. Er sei der Abgesandte des Zwergvolks, das im Innern des Strombergs wohne. Sie

wollten jetzt fortziehen nach dem Rothsteine, der sich zwischen Löbau und Reichenbach erhebt; ihre Braupfanne mit dem Golde aber müsse auch mit fort, dazu sollten die sechs rothen Ochsen gebraucht werden. Die beiden Bauern spannten ihre Ochsen aus und holten noch zwei andere aus dem Dorfe herbei. Jetzt fragte sie der Zwerg, ob sie das Fortschaffen der Braupfanne sehen oder nur hören wollten. Sie wählten das Letztere als das weniger Gefährliche. Und doch stürzten sie fast vor Schrecken auf den Boden, als der Umzug begann. Die Erde erbebte unter ihren Füßen, es donnerte und grollte, als zöge sich ein Gewitter in den Tiefen des Bodens zusammen, um Alles mit seinen feurigen Blitzen zu zermalmen. Nachher ward es ruhig, und die Ochsen standen auch da, unversehrt, als sei nichts geschehen. Ob die Bauern eine Belohnung von den Zwergen erhielten, das habe ich nicht erfahren. Wahrscheinlich aber ist es, da die reichen Bewohner des Berges bei andern Gelegenheiten nicht gerade geizig waren.

So fand einst ein Knabe, der auf dem Berge das Vieh seines Herrn hütete, ein glänzendes Goldstück im lockern Boden; und als er es aufhob, ein zweites, drittes, ja endlich sogar ein zehntes. Jetzt hätte er aufhören sollen zuzulangen. Denn als er auch nach dem elften griff, um es habgierig einzustecken, da mochten die Zwerge unwillig werden. Er erhielt von unsichtbarer Hand eine Ohrfeige, und was das Schlimmste für ihn war, er verlor auch alle seine Goldstücke. War aber Jemand genügsam, dem spielten die Zwerge keinen Possen.

Eine Frau sah eines Sonntags, während man in Weißenberg und den umliegenden Ortschaften Gottesdienst hielt, auf dem Stromberge glühende Funken aus dem Boden springen. Schnell warf sie ihr Taschenmesser in das Feuer und ging hin, um nachzusehen, was ihr die Zwerge bescheert hatten. Mehrere alte Groschen, mit denen sie vergnügt von dannen ging, belohnten sie.

Zuweilen leuchteten in tiefer Nacht von der Spitze des Berges die erhellten Fenster eines Schlosses; brach aber der Tag an, so war Alles verschwunden und der Gipfel so öde wie zuvor. Einem Schuhmacher aus Löbau begegnete es einst, das Schloß des Stromberges zu sehen und in dasselbe hineinzukommen. Als er nämlich spät des Abends vom Weißenberger Markte zurückkehrte, verirrte er sich und ging auf jenes erleuchtete Schloß los. Niemand begegnete ihm; blos in einem der Zimmer fand er zwei Herren, den einen schreibend, den andern dictirend. Der Schuhmacher bat um eine Laterne; allein er mußte drei Tage dort bleiben und Steine auf den Berg karren. Als er endlich mit seiner Arbeit zu Stande war, gab man ihm einen Silberdreier mit der Weisung, denselben nie wegzugeben; so lange er ihn behalte, werde es ihm nie an Gelde fehlen.

Der Schuhmacher eilte so schnell wie möglich nach Löbau und fand zu seinem Erstaunen, daß er ein ganzes Jahr abwesend geblieben war. Er ließ aber jetzt Arbeit Arbeit sein und ergab sich einem liederlichen Leben. Da geschah es einst, daß er in der Trunkenheit den bedeutungsvollen Silberdreier weggab, und ihn nie wieder-

erlangen konnte. Er verfiel in die tiefste Armuth, raffte sich aber nach einiger Zeit wieder und fing ein arbeitsames Leben an. Durch seinen Fleiß kam er bald wieder zu Ansehen und Vermögen, und da er später ein wohlhabender Mann, selbst Obermeister seiner Innung wurde, erzählte er zuweilen an der offenen Lade den Meistern und Gesellen die wunderbare Geschichte von dem Dreier, und warnte Jeden, nicht aufs Schatzgraben auszugehen, sondern sich lieber durch Arbeitsamkeit und Fleiß zu einem wohlhabenden und geachteten Manne empor zuschwingen.

Die Zwerge des Stromberges sind nach Osten gezogen, das erzählt uns die Sage. — Als wir durch die östlichen Gegenden unserer Lausitz wanderten, auf dem Königshainer Gebirge und durch die Fluren von Ostritz, da begegneten uns Spuren, die darauf hinweisen, daß ein Zwerggeschlecht dort weilte. Ich gebe hier noch einmal die Deutung der Zwergsagen. Wir steigen wieder auf den Stromberg und zwar auf die südliche Kuppe desselben. Die Ableitung des Namens vom slavischen strma, d. h. steil, erscheint uns dabei als nicht unpassend, denn der Schweiß laüft uns in großen Tropfen beim Hinaufsteigen über die Stirn. Nachdem unser Auge das Prachtgemälde der umliegenden Landschaft erfasst hat, senkt sich der Blick auf den Boden, um einen Erdwall näherer Betrachtung zu würdigen. Wir finden dabei geschmolzenen Basalt und gebrannte Steine, die uns in diesem Erdwalle wie in dem Steinwalle des Löbauer Berges den Opferheerd einer längst entschwundenen Zeit erkennen lassen. Das Heidenthum hatte einst diesen Platz

geheiligt. Ein unbekannter Volksstamm wurde vielleicht von Westen her verdrängt und mußte seine Wohnungen verlassen, um nach Ost zu ziehen. Er verließ auch den Stromberg, und nur der Opferheerd mit seinen Schlacken, den Zeugen des wirkenden Feuers, ist zurückgeblieben, und die Mythe erzählt von Zwergen, die den Berg verließen. Die Braupfanne, welche sie mit auf den Rothstein nahmen, deutet auf Opfergeräthe hin. [51])

Wir haben durch den Besuch des Stromberges bereits einen neuen Theil des Lausitzer Gebirges betreten. [52]) Sobald unser Fuß die Löbau überschritten, steht das Granitgebirge vorherrschend zu Tage, und nur selten zeigen sich Basaltkuppen. Der Klingstein, welcher vereinzelt im Lausitzer Gesenke vorkommt, ist gänzlich verloren gegangen. Von dem Stromberg aus erblicken wir noch seitwärts das Landstädtchen Weißenberg und das schöne Gröditz mit dem entfernteren Baruth. Weißenbergs Geschichte erzählt uns nichts von großer Bedeutung. Ueber die Gründung des Städtchens giebts bloße Vermuthung von einer Furth, welche durch das Wasser der Lubata geführt und die ersten Ansiedelungen veranlaßt habe. Wahrscheinlich tritt es schon im 13. Jahrhundert als Stadt auf, adeligen Besitzern gehörig. 1625 erst kaufte es sich vom Junker Erasmus von Gersdorf für 8500 Thlr. los, um sich fortan nur unter einen Schutzherrn zu stellen. [53])

Ueber Gröditz, das zum großen Theil auf einer Anhöhe liegt, und dessen wendischer Name Rosczo (Hrodzischczo), d. h. Burg oder Feste, die deutsche Benennung bilden ließ, wandern wir zum Marktflecken Baruth. [54])

Geschichtlich denkwürdig ist, was die Kirchengallerie der Chronik des Kirchenbuches entlehnt: „a. 1266 hielt sich Graf Rudolph von Habsburg auf der Reise von Breslau nach dem Elsaß 2 Tage zu Baruth auf bei Heinrich von Gersdorf, der ihm 300 Fl. vorstreckte, die er ihm, als er 1273 Kaiser worden, doppelt wieder entrichtet und dieses Heinrichs schöne Tochter seinem Schwestersohne, Gottfried von Hohenstauffen, von welchem das Haus Chur-Brandenburg herrühret, verehelichet, dessen (Gottfrieds) Tochter hernach Albertus, des Kaisers Bruder Sohn, geheirathet."

Wir befinden uns in der Nähe des denkwürdigen Wurschen, und stehen bereits auf blutgetränkten Fluren. So wollen wir jetzt von jenen schrecklichen Maitagen des Jahres 1813 ein Bild entwerfen, das uns zertretene Felder zeigt und baümende Rosse. Krieger kämpfen für den Ruhm ihres Feldherrn oder sie fechten für die Freiheit des Vaterlandes. Ein Bild möchte ich zeichnen, auf dem Leben zu sehen ist und auch der Tod, der starr sich auf das Schlachtfeld gelagert.

In der Nähe von Bauzen kann der Wanderer die Orte besuchen, von denen Napoleon zuerst die Gegend und die feindlichen Truppen beschaute. Er kam von Bischofswerda her, wo ihn die rauchenden Trümmer und der Einwohner Klagen gerührt, und bezog in Kleinförstchen sein Hauptquartier. Dies war den 19. Mai 1813. Aber noch den Nachmittag desselben Tages bestieg Napoleon eine Grünsteinporphyrkuppe bei Stiebitz, um in der Nähe eines Kosaken-Postens die Gegend bis Hochkirch zu überschauen. Vor einigen Jahren bezeichnete noch eine Linde

die Stelle, wo Napoleon mit einigen seiner Generäle gestanden und den Plan zum Angriffe entworfen hatte. Aber der Steinbrecher Arbeit hat die Linde gestürzt und den Felsen gebrochen, welchen der Aufenthalt eines großen Mannes für kommende Geschlechter geheiligt.

Auf dem rechten Ufer der Spree hatten sich die Verbündeten verschanzt. Das gewiß 150,000 Mann starke Heer zog sich von den Bergen bei Cunewalde, Postwitz und Mehltheuer bis hinab in die Gegend von Malschwitz und Klix und erwartete ruhig die Franzosen. An den Bergen lehnten die Russen, während die Preussen den rechten Flügel bei den letztgenannten Dörfern bildeten. Schon nach der Schlacht bei Lützen hatte Napoleon den Marschall Ney bei Torgau über die Elbe geschickt und er erwartete ihn jetzt von Königswartha her. Darauf stützte sich sein Plan, das verbündete Heer am rechten Flügel anzugreifen. Nach Betrachtung der Gegend bot auch ein Angriff auf den linken Flügel zu viel Schwierigkeiteu, da die Russen sämmtliche Höhen besetzt hatten und die nach Nord hin sich erstreckenden Thäler ein siegreiches Vordringen sehr erschwert haben würden. Am Abend desselben Tages, an dem Napoleon auch die Höhen von Salzenforst und Luga und den Schmochtitzer Hügel bestiegen hatte, um die Stellung der feindlichen Truppen vollkommen zu erfassen und darnach seine Pläne zu entwerfen, hörte man deutlich von Königswartha her Kanonendonner. Die Verbündeten hatten eine Heeresabtheilung unter den Generälen Barclay de Tolly und York nach Königswartha geschickt, wo sie

mit den anrückenden Franzosen zusammentraf und besonders die italienische Division zum Weichen brachte. Wenige Stunden später erschien Ney von Särchen her und es entspann sich zwischen ihm und den Preußen ein hartnäckiger Kampf, bis endlich die Franzosen nach bedeutendem Verluste Sieger blieben. Die Preußen zogen sich zur Hauptarmee zurück. Die eigentliche Schlacht begann am 20sten, wo Ney gegen 3 Uhr Nachmittags die Spree passirte, während der Marschall Oudinot zum Schein den aüßersten rechten Flügel der Feinde angriff und bei Grubschütz über die Spree ging. Er drang bis gegen den Mehltheuer vor und setzte auch am folgenden Tage das Scheingefecht gegen den linken Flügel fort. Die Russen fühlten wohl die Wichtigkeit ihrer Stellung und empfingen während der Angriffe von Seiten der Franzosen schon in aller Frühe eine Verstärkung. Doch kannten sie den Plan Napoleons nicht vollkommen, der damit umging, den rechten Flügel, welchen, wie schon gesagt, die Preußen inne hatten, zu umgehen und so seine ganze Heeresmacht von 180,000 Mann nach jener Seite hin aufzurollen. Am 20. Mai dauerte das Gefecht bis in die Nacht, ohne daß die Franzosen etwas Besonderes gewonnen hatten. Bauzen, welches die Verbündeten inne gehabt, wurde zwar von Napoleon genommen, aber noch stand der Mittelpunkt der russisch-preußischen Armee bei Hochkirch fest. Am 21. Mai wurde dieser Theil zwar von den Franzosen beschossen, aber einen Hauptangriff hielt man nicht für gerathen. Gegen 1 Uhr desselben Tages rückte Ney bis Baruth vor, Marschall Soult aber

hatte den Befehl erhalten, die Höhen bei Kreckwitz zu erstürmen. Napoleon befand sich während der Zeit auf den Niederkainaer Bergen. Heiß entbrannte der Kampf bei Kreckwitz; immer von Neuem mußte das Fußvolk stürmen und immer von Neuem wurde es zurückgeschlagen bis endlich die Franzosen nach vielem Blutvergießen und besonders durch Hilfe der Würtemberger die Höhen behaupteten. Augenzeugen dieses Kampfes erzählen noch von den verstümmelten Kriegern, die, auf ihre Gewehre gestützt, aus den Reihen wankten und sich im Hintergrunde in die Baracken streckten. Noch klingt in ihren Ohren das Geschrei der Stürmenden und das Donnern der Kanonen, noch hören sie das Wimmern der Verwundeten unter den Händen der Feldärzte. Napoleon aber sah jetzt den Sieg voraus, das Vorrücken Ney's bis Baruth und die Erstürmung der Kreckwitzer Höhen hatten den Ausschlag gegeben.

Die Verbündeten, da sie nun die Feinde auch zum Theil im Rücken hatten, zogen sich zurück, aber ohne die geringste Verwirrung. Am Abend stiegen die französischen Kolonnen von den Niederkainaischen Bergen, um den Weichenden noch eine empfindliche Niederlage zu bereiten. Doch gelang es nicht, da umher schwärmende leichte Truppen, mit der Gegend bekannt, den Rückzug des verbündeten Heeres schützten. Beute hatte dieser und der vorhergehende Tag den Siegern nicht gebracht, wol aber Todte an 6000 Mann und fast eben so viel Blessirte. Der Wechsel des Geschickes machte, daß Marschall Ney für die nächste Nacht dasselbe Quartier bezog,

das vorher der Kaiser von Rußland und Preußens König inne gehabt; er nahm sein Lager nach dem Kampfe des Tages in Wurschen. Napoleon aber ließ sein Zelt an dem Wirthshause von Neu-Purschwitz errichten. Kaum begann es am andern Tage zu grauen, so rückten die Franzosen bereits den Verbündeten nach, die sich Schritt vor Schritt vertheidigten. Bei Markersdorf noch, als sich bereits der Tag dem Ende zuneigte, fielen nicht weit von Napoleon zwei seiner treuen Diener, der Groß-Marschall Duroc und der General Kirchner. So endete die Schlacht, welche Napoleon zwar den Sieg gelassen, aber auch Tausende braver Krieger geraubt. Nicht konnte ihn am Abende die Feldmusik erheitern; auf dem Feldstuhle saß er ruhig da und hinter ihm flüsterten die Generäle.

Vierzig Jahre nach der Schlacht bei Bautzen oder Wurschen hat man den Todten, die fern von der Heimath in der Nähe meiner Vaterstadt ruhen, einen Denkstein gesetzt. Hinter dem Taucherkirchhofe bei Bautzen erhebt sich auf freiem Felde ein Granitwürfel mit Spitzsaüle und folgenden Inschriften:

Gegen Westen:
Der
Erinnerung
an
die Schlacht bei Bautzen
am 20. u. 21. Mai 1813
gewidmet, den 20. Mai 1853.

———

Nur das Leben hasst;
Der Tod versöhnt.

Gegen Ost:
Außerdem ruhen
383 Mann auf dem Kirchhofe
zum heiligen Geist,
89 Mann in der Nähe des
Militair-Lazareths
20 Mann auf dem jetzt Nierthschen Felde
vor der Taschenpforte.

Gegen Nord:	Gegen Süd:
Der Acker	Der Acker
nach dieser Seite hin	nach dieser Seite hin
ist die Grabstätte	ist die Grabstätte
von 965 Soldaten	von 459 Soldaten
der französischen	der französischen
und	und
der vereinten	der vereinten
russisch-preußischen Armee.	russisch-preußischen Armee.

Eine zweite große Schlacht sahen die Fluren von Hochkirch. Wir erblicken das Dorf, wenn wir auf den Wällen Bautzens wandeln, und sein Kirchthurm ist noch heute mit den zerschossenen Mauern ein sprechender Zeuge jenes schrecklichen Tages, den uns die Blätter der Geschichte in dem 14. October 1758 aufbewahren. Zorndorf hatte bereits seine Berühmtheit erlangt, als sich Friedrich des Großen Heere bei Hochkirch lagerten, in geringer Entfernung von dem Lager der Oestreicher, das sich unter Daun's Befehl von den Bergen bei Sornsig und Dehsa über Kittlitz bis an den Stromberg ausdehnte. Die Stellung der Preußen war höchst unvortheilhaft. Dennoch verschmähte Friedrich den Rath seiner Generäle und beharrte auf seinem Entschlusse, sich nicht zurückzuziehen. Einen Rückzug hielt der siegsgewohnte König für schimpflich, besonders dem vorsichtigen Daun gegenüber, von dem er eher etwas Anderes als einen Angriff erwartete. Als der General Retzow, dem aufgetragen worden war, die Verschanzungen der Oestreicher auf den Bergen zu nehmen, aufs Bestimmteste erklärte, dies sei unmöglich, und als er lieber seinen Kopf zu des Königs Füßen legen wollte, bevor er die

Soldaten ohne Nutzen dem Tode in die Arme führe, da fiel er in Ungnade. Und **Keith**, der berühmte Feldmarschall, der seine Besorgnisse durch die Worte unverholen eingestand: „Wenn die Oestreicher uns in diesem Lager ruhig lassen, so verdienen sie gehangen zu werden!“ bekam von dem Könige die scherzhafte Antwort: „Wir müssen hoffen, daß sie sich mehr vor uns, als vor dem Galgen fürchten!“ So schlummerten 30,000 Mann Preußen sorglos in der Nacht vom 13. zum 14. October, viele, um nimmer zu erwachen, die andern, um vom Donner der Kanonen zum verzweifelten Kampfe geweckt zu werden. Die Glocke in Hochkirch schlug 5 Uhr, es war ein finstrer Herbstmorgen; da erschienen die Feinde vor dem Lager Friedrichs. Die Nacht hindurch hatten die Oestreicher zum Scheine Verschanzungen gebaut; ihre Arbeiter sangen und riefen sich zu und Nichts verrieth Daun's geheime Pläne. Der östreichische Feldherr hatte seine gewohnte Scheu besiegt, um über Friedrich zu siegen. Wie aus der Erde erstanden, waren auf einmal die Oestreicher im Lager der Preußen. Schrecklich war der Kampf Mann gegen Mann. Und als die Finsterniß gewichen, lagerte sich ein dichter Nebel über das Schlachtfeld. Hochkirch brannte und ging verloren. Es fielen auch der tapfere **Keith** und der Prinz **Franz** von Braunschweig. Als der Nebel gewichen, erblickte man erst die Verwirrung. Neue Schlachtordnungen bildeten sich; doch gab Friedrich nach fünfstündigem Kampfe Befehl zum Rückzuge. Daun verfolgte die Besiegten nicht, treu seinem Grundsatze, dem fliehenden Feinde noch eine

goldene Brücke zu bauen. Der Rest der Preußen nahm erst auf den Höhen von Niederkaina, Kreckwitz und Kleinbauzen eine feste Stellung ein; Friedrich aber bezog in Doberschütz sein Hauptquartier. Er hatte zwar viel verloren, aber den Muth noch nicht, das bewies er in der Folge. 9000 Mann waren von den Preußen und 8000 von den Oestreichern geblieben. — Kein Denkstein steht auf den Fluren Hochkirchs. Der noch heute Spuren jenes Kampfes tragende Thurm ist der einzige Denkstein, und in der Kirche erinnert ein Marmormonument an den gefallenen Keith, dessen Asche nach dem Willen Friedrichs in Berlin ruht. Der Reisende lese auf dem Denkmal nahe am Altar der Kirche folgende Worte:

Jacobo Keith
Guilielmi Com. Maresc. Hered. Regni Scotiae
Et Mariae Drumond Filio
Friederici Borussorum Regis
Summo Exercitus Prafecto

Viro
Antiquis Moribus Et Militari Virtute
Claro
Dum In Praelio Non Procul Hinc
Inclinatam Suorum Aciem
Mente Manu Voce et Exemplo
Restituebat
Pugnans Ut Heroas Decet
Occubit
D. XIV. Octobris A. MDCCLVIII.

Deutsch:

Jacob Keith
Wilhelm Grafen und Erbmarschall des Königreichs Schottland und Marien Drumond entsprossen
des Königs Friedrich von Preußen Feldmarschall
glorreich
durch Sitte der Vorzeit und Feldherrntugend,
in der unsern gelieferten Schlacht die schon wankenden Reihen der Seinen durch die Kraft seines Geistes, Wortes, Armes und Beispiels wiederaufrichtend und kämpfend, wie es Helden geziemt,
fiel er am 14. October 1758. [55])

Im Süden von Bauzen erheben sich freundliche Berge, die nur bei Postwitz ein breiteres Thal bilden, um die Spree mit ihrem segenspendenden Wasser durchzulassen. Stehen wir auf der Neusalzaer Chaussee, da wo die Eisenbahn unter einer Ueberbrückung die Straße durchschneidet, so beginnen zur linken Hand im Osten die Dehsaer Berge, an die sich der vielbesuchte Czorneboh anschließt und die Schmoritz mit dem verlassneren Thronberge. Hinter ihnen hat sich der Bieleboh versteckt, der mit erwähntem Zuge ziemlich parallele Richtung nimmt. Zur Rechten verbreitet sich das Gebirge, beginnend mit den Wilthner Bergen und dem Sorauer Pichow. — Wir wollen von den beiden Dehsaer Bergen nur den großen Stein besteigen, um von dem Opferplatze eines alten wendischen Götzen, muthmaßlich der Göttin des Lebens, der Fruchtbarkeit gebenden Żiwa geheiligt, hinab in die Thäler zu blicken. Nahe dabei sehn wir den Raüberkirchhof, einen

niedrigen Steinwall, welcher nach Erzählungen des Volks die Gräber gefallener Ritter und ihrer Knappen umschließt. Eine Burg soll hier oben gestanden und ein raüberisches Rittergeschlecht in ihren Mauern beherbergt haben. Durch eine Jungfrau, die hinauf entführt, doch zu entkommen wußte, wurden die Zugänge den Löbauern verrathen und die Feste ward zerstört. So die Sage, aber nicht die reine Geschichte. Diese weiß nichts von einer Ritterburg auf den Dehsaer Bergen; sie kennt hier oben nur einen ehemals heiligen Platz, auf dem die hellen Opferfeuer flammten, gleichwie auf dem benachbarten Czorneboh. — Von dem Dehsaer großen Steine an sind die Höhen in ihrem Verlaufe mit einer Reihe isolirter Felsmassen gekrönt, die sich wie das Mauerwerk einer zerstörten Feste erheben. Viele der Besucher staunen die Granitmassen an, welche wie übereinander geworfen, Arbeiten eines Riesengeschlechts scheinen. Allerdings wirkten hier gewaltige Kräfte, die des Feuers und der Luft. Die Granitmassen wurden durch des Feuers Gewalt, das noch heute im Innern der Erde wirkt, emporgehoben und bildeten unsre Berge, gerade wie in einem Teige der Gährungsprozeß Blasen auftreibt. Anfangs waren die Berge kahle Felsgerippe von weiten Meeren umwogt. Die Luft war feucht und reich an Dämpfen, die sich aus den Wassern entwickelten. Die feuchte Atmosphäre aber wirkte auf die Felsmassen ein und zersetzte ihre aüßern Theile, auf denen sehr bald Flechten Platz genommen, in Gerölle und Sand, bis endlich ein fruchtbarer Boden gebildet ward, der geeignet war, die erste grüne Vegetation zu nähren.

Die innern Theile der Felsmassen dagegen hatten durch Concentration bei der Abkühlung eine bedeutendere Härte erlangt und trotzten der einwirkenden Atmosphäre. Sie blieben als mächtige Steinkerne über einander liegen, abenteuerlich aufgeschichtet. — Nach dem Besuche des großen Steines wandern wir auf den Czornebóh.[1] Vom Dörfchen Wuischke, das im Deutschen einen Paß bezeichnet, führt der Weg nach seinem Kamme. Wir betreten diesen Weg und preisen im Gehen die sich zur Rechten darbietende Fernsicht. Endlich haben wir den ersten Felsen des Czornebóh erreicht; es ist die G a c z k a, d. h. Ente. Woher der Fels diesen Namen erhalten hat, ist den Forschern vaterländischer Geschichte bis jetzt ein Räthsel. Deutlicher ist der Name des folgenden Felsen. Wir erblicken vor uns den Thurm, der auf dem Opfersteine gegründet ist. Hier wurde einer slavischen Gottheit, dem sogenannten Czornebóh (schwarzen Gotte) geopfert, dem Finstern, Gefürchteten, der in ewigem Streite lebte mit einem guten Wesen, dem sogenannten Bieleboh, d. h. dem weißen Gotte. Einige Forscher haben die Namen Czornebóh und Bielebóh gänzlich gestrichen, indem sie der Ueberzeugung sind, daß bei den alten Wenden diese Gottheiten nicht existirten. Sie suchen das Aufkommen beider Namen in dem Einflusse des Christenthums. Die ältesten Schriften erzählen allerdings nichts von zwei Göttern der Slaven, die als gutes und böses Prinzip einander feindlich gegenüberstanden. Und man nimmt nun an, daß sich dieser Dualismus in späterer Zeit durch Berührung mit christlichen Völkern in die Götterlehre der Wenden einge-

schlichen habe. Erzählt wird, daß die Bekehrung der Sorbenwenden, welche unsere Lausitz bevölkerten, viel Zeit und Mühe kostete, und daß die jungen Christengemeinden offen oder heimlich den alten Göttern und ihren fröhlichen Opferfesten zugethan waren. Lag es nun nicht im Bereich der Möglichkeit, daß die Vorstellungen von einer guten und einer bösen Gottheit, von einem Czorneboh und einem Bieleboh mit in die wendische Götterlehre aufgenommen wurden? — Ist man mit dieser Erlaüterung nicht zufrieden, weil man überhaupt die Verehrung zweier Gottheiten unter angeführten Namen leugnet, so könnte man auch annehmen, daß jene Benennungen durch die Christen aufgebracht seien. Ihre Priester bezeichneten vielleicht jeden Götzen als einen schwarzen Gott, im Gegensatze zu dem einzig höchsten Wesen, das sie verkündigten, dem guten (weißen) Gotte. Hatten vielleicht die Christen auf dem Bieleboh eine Kapelle gebaut und legte man auf diese Weise beiden Bergen ihre noch jetzt gebraüchlichen Namen bei? Ohne hierüber bestimmt zu entscheiden, stelle ich nur das einzig Sichere auf, daß der Czorneboh einem mächtigen wendischen Götzen geheiligt war. Auf dem Altarfelsen sehen wir noch den Opferstein, bestehend aus einer Platte mit rinnenartigen Vertiefungen, die sich in einer herzförmigen Grube vereinigen. Einst floß auf diesem Steine das Blut der geschlachteten Thiere, und man sah um ihn von den Priestern die heiligen Tänze aufführen. — Wollen wir uns jetzt im Restaurationsgebaüde von der Wanderung stärken. Das Fremdenbuch liegt aus und zeigt uns die Namen Vieler, die weit her

aus der Ferne kamen, um von der Lausitz berühmtem Berge fruchtbare Gefilde und denkwürdige Orte zu überschauen. Dann steigen wir die 91 Stufen hinauf nach der Plattform des steinernen Thurmes, auf der im Winde lustig die Lausitzer Farben wehen, und blicken hinab aufs blühende Vaterland. Im Süden erspäht unser Auge am Horizonte den Breitenberg, welchen wir bei Beginn unserer Wanderungen bestiegen, ferner den Hochwald, den Jonsberg und die Lausche, den Jeschken und den Tollenstein in Böhmen, die Berge bei Grund und Böhmisch-Kreibitz. Aber nahe vor uns erhebt sich der Bieleböh, nach Sagen der Opferplatz des guten weißen Gottes, nach Preuskers Blicken in die vaterländische Vorzeit vielleicht dem siegbringenden Swantowit geheiligt. Nach Südwest zu erkennen wir deutlich den Taubenberg, unfern von Sohland an der Spree, und weiterhin erhebt sich der Winterberg und der Lilienstein mit dem Milleschauer in der Ferne. Nach Westen verlaufen sich die Berge des Bauzner Gebirgsganzen, bis sie nach dem Falkenberge, der, von dem Geognosten als Gebirgsknoten angesehen, mit die Grenze bildet zwischen dem Lausitzer Gebirge und der sächsischen Schweiz. Im Nordwest treten uns der Butterberg bei Bischofswerda, der Sybillenstein, der Wohl'sche Berg bei Elstra, der Kamenzer Hutberg und der Keulenberg bei Königsbrück entgegen. In derselben Richtung erblicken wir das alterthümliche Budissin, und nach Nord zu ein weites Land, mit zahlreichen Dörfern besät und von Bächen durchschlängelt; am Saume der Heide leuchten wie silberne Punkte einzelne Teiche empor.

Vom Czorneböh aus könnte man gut den Verlauf der beiden Schlachten studiren, welche früher meine Feder erwähnte, denn unter uns liegt der Kampfplatz einst feindlicher Völker, ausgebreitet wie eine riesige Karte. Das berühmte Hochkirch liegt nordöstlich vor uns, und weiter hin taucht Gröditz, Wurschen und Baruth auf. Die Dubrau, und rechts davon das Königshainer Gebirge, beschließen den Horizont. Im Osten gewahren wir hinter dem Sornsiger Berge die Landskrone mit dem zur Großstadt wachsenden Görlitz. Wenden wir unsern Blick nach Südost, so begegnen uns zunächst der Rothstein und die Höhen von Ostritz, Löbau mit seinem Berge, der große Stein bei Markhennersdorf, der Kottmar und am Horizonte das Riesengebirge mit seinen einzelnen Theilen. —

Von dem Thurme und dem dabei liegenden Restaurationsgebaüde wandern wir auf dem Kamme nach Westen, um auch die Kanzel, ein freistehendes Felsengebilde, zu besteigen. Hier oben standen vielleicht die heidnischen Priester und sprachen den Segen über das Volk, das hinaufgewallt war von dem Romanik und den übrigen heiligen Felsen. — Verfolgen wir den Weg abwärts, so gelangen wir zunächst nach dem Teufelsfenster und der Hölle. Erstes ist eine runde Oeffnung oben am Felsen, aus der die Volkserzählung kleine Kobolde schlüpfen läßt, welche bestimmt sind, verborgene Schätze zu bewachen. Die Oeffnung soll sich nicht verstopfen lassen, ebensowenig wie das Wasser des Kessels, zu dem wir über die Hölle gelangen, versiegt. Mit dem Namen „Hölle" bezeichnet man ein natürliches Felsenthor, durch das Preusker

den Zug der heidnischen Wallfahrer gehen läßt, die, am Kessel, einem Felsbecken vorbei, hinauf kamen vom Romanik. Der Romanik, d. h. Versammlungsort wird durch eine Reihe von sonderbar gestalteten Granitfelsen gebildet, die sich auf dem sogenannten Rachlauer oder Pielitzer Berge, einem Theile des Czorneböh, befinden. Hier versammelte sich vielleicht das Volk, ehe es nach dem Opferfelsen des gefürchteten Götzen zog, oder die Häuptlinge der Wenden kamen hier zusammen, um sich über das Wohl und Wehe ihres Volkes zu besprechen. — Weiße Striche an den Steinen zeigen uns den Weg, auf dem wir hinab ins Thal gelangen, um dann von Neuem nach dem niedrigern Mehltheuer aufzusteigen. Der Thurm grüßt uns zum Abschiede von der 1717 Fuß betragenden Höhe des Czorneböh. Auf dem Mehltheuer stand 1813, wie schon erwähnt, ein Theil der russisch-preußischen Armee; der Kampf zog sich auch hier hinauf und an den Abhängen stürzte mancher Krieger. — Vom Försterhause wandern wir an einem überwachsenen Quarzbruche vorbei nach dem Steinwalle der naheliegenden Schmoritz. Drei bis sechs Ellen hoch erhebt sich der Wall in einer Ausdehnung von 300 Schritten. Wir stehen im geheimnißvollen Dunkel des Waldes, auf einem ehemaligen Opferplatze oder dem Wachposten eines alten Volkes. Unsre Ringwälle oder Schanzen scheinen überhaupt das Werk der Semnonen zu sein; drum suchen wir auf der Schmoritz einen heiligen Ort dieses germanischen Volkes, ohne zu verneinen, daß auch die Wenden später hier oben einen ihrer Götter verehrten. Nach Böhland wäre der Name

„Schmoritz" germanischen Ursprungs, abgeleitet von einem verloren gegangenen Stammworte, das „brennen" bedeutete. Wir kennen noch das verwandte Wort „schmoren" und übersetzen deshalb vermuthungsweise „Schmoritz" mit Brand- oder Opferberg.

Der Thronberg oder Lubin, wie er im Wendischen heißt, erhebt sich 1313 Fuß über die Nordsee. Für den Freund der Vorzeit will ich die Sage von den sieben wendischen Königen erzählen. Die saßen einst auf den Steinen des Thronberges und schauten hinab auf ihr Land, seufzend unter dem harten Drucke der Deutschen. Da beschlossen sie freie Männer zu werden und einander beizustehen gegen die Feinde ihrer Nation. Eine blutige Schlacht entspann sich auf dem Berge, die sieben Könige fielen im Gefecht und wurden mit ihren goldenen Kronen unter sieben Steinen dort oben begraben. Die Grabsteine sind eingesunken und die Gebeine der Fürsten zerfallen; aber ihre Kronen liegen noch unversehrt da, von mächtigen Geistern bewacht. — Nicht genug ist es, daß ich Geschichte und Sagen unserer Berge berührte. Für den Wanderer, der umherschweift, um Pflanzen zu suchen, oder Schmetterlingen nachjagt und Käfern, mögen hier folgende Angaben stehen: Von den seltnern Kindern Floras zeigen sich im Verlaufe des Kammes nachstehende Arten:

Einseitiges und rundblättriges Wintergrün (**Pyrola secunda** und **rotundifolia**), Fuchsens Kreuzkraut (**Senecio Fuchsii**), Traubenhollunder (**Sambucus racemosa**), gemeiner Kellerhals (**Daphne Mezereum**)

und Einbeere (Paris quadrifolia). Der Czorneboh allein bietet die Belladonna und das Herenkraut (Atropa Belladonna und Circaea lutetiana), die Schmoritz den Siebenstrahl (Trientalis europaea), der Thronberg die Cassubische Wicke (Vicia Cassubica) und das Berg-Johanniskraut (Hypericum montanum), und auf dem Mehltheuer erfreut den Suchenden das gegenständigblättrige Milzkraut (Chrysosplenium oppositifolium), die Schuppenwurz (Lathraea squamaria), die pfirsichblättrige Glockenblume (Campanula persicifolia) und das Leberblümchen (Hepatica nobilis). Die Gattungen der Laufkäfer, Rüssel-, Bast-, Splint-, Borkenkäfer, der Bock- und Blattkäfer werden auf unsrem Gebirge durch zahlreiche Arten vertreten. Ebenso zeigt die lepidopterologische Fauna unserer Berge großen Reichthum. Außer dem großen und kleinen Perlmutterfalter, dem Kaisermantel, dem Admirale, dem Tag- und Abendpfauenauge, dem Pappel- und Schillerfalter, die besonders durch ihren Farbenschmuck erfreuen, vermag der Forscher in unserm Gebirge mehr als 100 Arten von Lepidopteren, besonders auch aus den Gattungen der Spinner und Eulen aufzuweisen. [56])

Wenn wir von Postwitz aus dem Laufe der Spree entgegen wandern, so gelangen wir in einer Stunde an die Trümmer der alten Burg Kirschau, malerisch auf einem Berge gelegen, der sich schroff nach dem Spiegel des Flusses senkt. Schloßhof und Ueberreste der innern Ringmauer mit eingefallenen Thoren sind noch zu bemerken. Den Abhang des Berges aber bedecken die gewaltigen

Mauertrümmer, in die einzelne Nadelbäumchen ihre Wurzeln geschlagen. Kirschau war mit der nahen Burg Crosta, von der nichts mehr für den Freund der Geschichte übrig geblieben, ein gefürchtetes Raubschloß, dessen Ritter sich nicht entblödeten, dem wohlhabenden Bürger aufzulauern, und ihm die Früchte seiner Arbeit zu entreißen. Die Zerstörung der Feste geschah von Seiten der Sechsstädte in den Jahren 1351—1359. Obgleich uns darüber nichts Näheres, nicht einmal bestimmt das Jahr ihrer Vernichtung bekannt ist, so halte ich mich doch länger hier auf, um eine kurze Geschichte unsers Raubritterwesens zu geben. Ist ja Kirschau die letzte Feste, deren Trümmer wir besuchen, um auf einem Kampfplatze zu stehen, wo die Bürgerkraft das übermüthige Ritterthum besiegte. Kaiser Karl IV. war den 2. September 1347 zum König von Böhmen gekrönt worden und muthig griff er das Unwesen an, das sich unter seinem Vorgänger Johann im böhmischen Reiche eingeschlichen. Johann hatte die meisten Krongüter an seinen Adel verpfändet, da er zu den Kriegen im Auslande fortwährend des Geldes bedurfte. Der Adel wurde dadurch mächtiger als der König, überbot ihn an Glanz und Pracht und schwächte dessen Ansehen. Der Ritter schämte sich nicht, von dem Bürger und Kaufmann das mit Gewaltstreichen zu nehmen, was er beim Würfelspiel verloren. Die Leidenschaft blieb, der Verlust wurde durch Raub ersetzt. Wer wollte den Uebermüthigen hindern? Der König war schwach und in den Händen des Adels lag die Macht. Aber Karl steuerte kräftig durch strenge Gesetze dem Uebermuth.

Er zog selbst im böhmischen Reiche umher, die Ungehorsamen zu bestrafen, errichtete Burgen zum Schutz der Straßen, z. B. den Mühlstein, zwei Stunden hinter der Lausche, und überließ die Vernichtung der Raubburgen in der Lausitz dem noch jungen Bunde der Sechsstädte. Die Lausitz gehörte damals zur Krone von Böhmen. 1346 traten nämlich die Städte Budissin, Görlitz, Zittau, Lauban, Löbau und Camenz zusammen, um durch ihre Vereinigung dem Adel gegenüber eine Schutzwehr zu bilden. Sie erhielten mannichfache Rechte und erhoben sich schnell zu Reichthum und Macht. [57]) Besonders erwähnenswerth ist ein Befehl des Kaisers, worin er die Sechsstädte anging, alle „Schlösser, wo sich die bösen Leute aufhielten," zu brechen. Es heißt darin: „so wollen wir vnd gebiten den burgern der obgenannten Stete vnßn lieben getrewen die vnßn houlden vnde vorlcien en vollkomme macht dieselben hove vnde vesten von unß wegen czu brechin vnde czu burnen, glicher weis, als ob wir selbir kegenwertig weren." Dieser Befehl ward gegeben zu Prag „noch Cristi geburt Driczenhundert Jor dornoch. In deme funf vnd funfczigisten Jore den nehsten Sonnobend vor sante Michaelistage veser Reiche des Behemischen im Zehnten vnd des keiserthums im ersten Jaren." (den 16. September 1355.) [58]) Daß die Sechsstädte diesem Befehle wirklich nachgekommen waren, bezeugt eine alte Zittauer Chronik im Manuscript, worin es heißt: „Donoch MCCCLV. Jar czoch dese Stat mit andern vme se syn Steten kegn konigisbrucke vnd brannten ab der Schonenfelder Hof (Neukirch) an dem Stätil. Donach in

demselben Jare qvam keyser Karl in daz lant czu Budissin vnd czoch dese Stat (Zittau) vz mit großer Macht, wen vor mit menne, sessen, Steten vnd branten ab nach geheyse dezselben keysers alle di hove in Budissiner Lant vnd in Gorliczer Lant, di by der czyt vorsprechin worn vnd loser Lute gehalden hatten." [59])

Im Innern des Berges, auf dem sich die Burg Kirschau erhebt, bewacht nach der Sage ein Falke mit eisernem Schnabel einen Kessel voll Gold und Juwelen. Auch soll eine Jungfrau daselbst ihrer Erlösung harren. Kauffer hat letztere Sage in einem seiner Lieder bearbeitet:

I.

Die grünen Wipfel alle brannten,
Durchs Thal schon zog der Abendrauch,
Die Gräser an des Steinwerks Kanten
Bog still des Windes Geisterhauch.

Kristalle blitzten aus dem Moose
Geheimnißreich mit Feuerglut —
Tief unten tauchten leise, lose
Die Wellenmädchen aus der Fluth

Mir war die Brust so weit geworden
Vor Waldeslust und Märchenduft,
Und silberhell kam es von Norden
Wie Glockenlieder durch die Luft.

Die müde Sonne ging zur Rüste.
Mit ihr entschlafen schwieg die Spree—
Mir war's, als ob ich beten müßte,
Und still verschwamm mein letztes Weh.

II.

Rings Stille, rings wonniges Bangen!
Durchs Thal geht leise die Nacht —
Die lieblichste Jungfrau gefangen
Singt tief im verzauberten Schacht.
Sie singt in Quadern vermauert,
Einen goldenen Falken zur Seit,
Und ihr süßes Geheimniß schauert
Durch die schweigende Einsamkeit.

— „Ich harre schon lange vor Jammer,
Will Niemand mein Liebster sein?
Von eitel Gold ist die Kammer,
Und mein Bett von Edelgestein.
Erzblumen mit feurigen Dolden,
Blaulilien duften vom Sand —
Komm', Liebster, zum Lager, zur Holden,
Und löse mein seid'nes Gewand.

Komm, löse mir Gürtel und Schleier
Und des Goldhaares fluthende Pracht!
O küsse mich heißer und freier,
Eh' vorüber die trauteste Nacht:
Die Stunden verrinnen mit Schnelle,
Komm, Liebster, zur schneeigen Braut:
Sie wartet auf dich an der Schwelle,
Ihr traümendes Herz pocht so laut!"

So singt in Quadern vermauert
Die schöne verzauberte Frau —
Hoch oben die Fichte schauert
Und schüttelt vom Wipfel den Thau

Die Sterne, die kichernden, spinnen,
Die Baüme grüßen sich still;
Doch Niemand kommt, der gewinnen
Das Wunder, das seligste, will.

III.

Spät von der Burg gestiegen
Stand ich am Fluß allein —
Die Wogen rollten, grollten
Dumpf klingend durchs Gestein.

Wie Feuerglanz bei Wasser
Chaotisch einst geruht,
Schwamm Sternenschein in Flocken
Zerrissen durch die Flut.

Im Morgen schon ein Streifen
Roth durch die Wolken brach —
Ein rosenduftig Märchen
Flog von der Burg mir nach.

Heil Dir, ehrwürdiges Budissin, reich an Geschichte und romantisch durch Deine Lage am rechten Ufer der Spree. Noch stehet zum Theil im Westen das graue Festungsgemaüer, da wo sich der Granitfels schroff nach dem Flusse senkt; und auf den Wällen grünen die poetischen Linden. Wir wandeln unter ihnen auf den Denkmälern kriegerischer Zeit. An diese Wälle, an einzelne Gebaüde und Plätze knüpft sich die Geschichte der Stadt. Und mit der Geschichte lebt fröhlich die Sage. Mag

letztere den Anfang bei den Bildern machen, die ich von der Vergangenheit und Gegenwart Budissins entwerfe. Nicht gab sich die Poesie zufrieden mit ethimologischen Ableitungen des Namens Budissin vom altdeutschen Bod oder Bud, das eine Grenze bezeichnet, und von dem böhmischen Worte nissi, d. h. niedrig. Sie erzählt vielmehr von einer böhmischen Gräfin, die, hochschwanger durch den Ort reisend, den man eben unter Anleitung ihres Gemahls, des Burggrafen Wenzeslaus 930 zu bauen angefangen, nach dem Namen und dem Zweck der Ansiedelung fragte. Da sie keine bestimmte Antwort erhielt, so sagte sie, ihre Sehnsucht nach einem Sohne nicht verbergend: „Bude Syn, bude take Mèsto!“ („Wird es ein Sohn sein, so soll das auch eine Stadt werden!“) Und als sie wirklich bald darauf eines Söhnchens genas, unterstützte sie den entstehenden Ort und bewog ihren Gemahl, ihn zur Stadt zu erheben. Zur Erinnerung an ihre Worte gab man der jungen Stadt den Namen Budissin,[60]) der im Laufe der Zeit durch Verstümmelung in Bautzen oder Bauzen umgeändert ward. Zwar kann die Ableitung des Namens von Bud und von nissi nur als Vermuthung gelten, doch hat eine solche Annahme die Wahrscheinlichkeit für sich. Gegen Böhmen verglichen liegt Budissin tief. Es war vielleicht eine Grenzfeste, ursprünglich angelegt von germanischen Völkerschaften, aber später von den Wenden benutzt und halb deutsch, halb slavisch benannt. Noch könnte die Stadt durch die Sorbenwenden gegründet worden sein, als dieselben von Osten hereinbrachen in das Land. Wir hätten dann unter

den Jahren 440 oder 800 und 807 zu wählen, um das Alter der Stadt darnach zu bestimmen. Doch lassen wir's sein, um aus der helleren Vergangenheit Budissins frische Gemälde zu schaffen. [61]) Nach mehrmaligem Wechsel [62]) war die Stadt vom Jahre 1319 an wieder unter Böhmischer Hoheit. Mag jetzt eine Scene aus Wenzeslaus Regierung in meine Bilder sich reihen.

„Weh, wenn sich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder still gehaüft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhülfe schrecklich greift!“

Wie wogt das Volk auf den Straßen; es schließen sich die Werkstätten und der Bürger greift zur Waffe. Denken wir nicht an die jüngsten Zeiten. — Der Morgen des 25. Mai 1405 war angebrochen. Goldig leuchtete die Frühlingssonne, doch in die Herzen schien sie nicht. Es strömten sämmtliche Zünfte Budissins, die Fleischer ausgenommen, in Masse über den Markt auf das Rathhaus. Hier saß der Rath versammelt, als die Tobenden gegen ihn stürmten. Nur mit Noth konnte er sich in ein gewölbtes Nebenzimmer flüchten, wobei doch Einer, mit Namen Richard Zaschwitz, gefangen genommen und 14 Tage auf den Lauenthurm gesetzt wurde. Es ward ein neuer Rath von den Missliebigen gewählt der willfähriger ihrem Verlangen nachkam. Was war aber der Zweck der Aufständischen, was wollten sie? Der Grund lag in dem Geiste der Zeit, der ein Geist der Verwirrung war. Tiefes Wehe zog über Deutschland, roher Uebermuth herrschte in allen Ständen. Und als

Wenzeslaus sich auf den Kaiserstuhl setzte, da ragte er nicht hinaus über die Sitten seiner Zeit. Es fehlte ein gewaltiger Arm, um mit Kraft in die Wirren zu schlagen, es fehlte ein Mann, der seinen Genossen vorangeschritten: doch Kaiser Wenzeslaus war dieser Mann nicht. Im Jahre 1400 von den Reichsständen des Kaiserthrones entsetzt und nur noch König von Böhmen, welchem Lande die Lausitz, und nach dem Tode des Herzog Johannes (1396) auch das Fürstenthum Görlitz gehörig [63]), vermochte er dennoch nicht die Ruhe herzustellen. Empörung herrschte in den Sechsstädten, am meisten aber in Budissin, wo die Aufwiegler besonders darnach strebten, sich freie Braugerechtigkeit zu erzwingen.

Nicht vermochte der Landvoigt, Herzog Bolko von Münsterberg, die Unruhen so schnell zu dämpfen, und erst als auf seine Veranlassung den 15. September 1405 sich zu Löbau ein kleines Heer versammelte, das unter Anführung des Markgrafen Jost von Mähren mit den Bürgern Budissins ein Treffen lieferte, wurde gewaltsam die Ruhe hergestellt.

1408 im August erschien König Wenzeslaus mit seiner Gemahlin in Budissin, um die Klagen der Bürger gegen den alten Rath zu hören. Das Richteramt begann er, auf dem Stuhle des Bürgermeisters sitzend, mit den Worten: „Hier sitze ich, als der rechte Bürgermeister! Wer was zu klagen hat, der thue es!" Das Urtheil traf den neuen Rath und seine Anhänger. Blutig ward es auf dem Markte vollzogen. Es heulten die Weiber und Kinder der Unglücklichen, bis endlich auf Bitten seiner

Gemahlin der König durch ein: „Es ist genug!“ dem Henker Halt gebot.

Das war das blutige Auftreten Wenzeslaus in unserer Vaterstadt, eine traurige Scene aus seiner Geschichte.[64])

Fast scheints, als wollte meine Feder von Budissin nur Schrecken berichten; mein Geist versenkt sich in trübe Zeit. Es grünen zwar jetzt die freundlichen Gärten, es lachen mich an in den Vorstädten frisch getünchte Haüser, die Bürger wandeln sorglos einher und munter spielt auf den Plätzen die Jugend: doch mächtig ergreift mich ein Bild der Vergangenheit und anders gestaltet's sich plötzlich vor meinem traümenden Auge. Rings vor den innern Mauern der Stadt erheben sich rauchende Trümmer. Hussiten bereiten sich eifrig zum Sturm, und die Bürger auf den Mauern erwarten den Kampf. Manch Auge vielleicht blickt thränend nach der Stelle, an der es sonst mit innigem Vergnügen gehaftet, weil dort das Wohnhaus der Familie stand. Doch das Wohl der Stadt gebot es; und mit eigner Hand vernichteten die Bürger ihre Haüser außerhalb der Festungsmauern, um nur dem Feinde keinen Vortheil zu lassen.

Am 12. October 1429 standen 4000 Hussiten unter Anführung des Molesto vor unseren Thoren. Sie kamen siegstrunken von Kamenz her, das ihnen im Sturm unterlegen. Doch Budissin wies seine harte Mauerstirn und verweigerte die Uebergabe. Da begann am andern Tage der Sturm, besonders hart geführt am Reichen- und Schülergraben und an dem südwestlichen Theile der Stadt in der Gegend des sogenannten wendischen Kirch-

hofs. Die Bürger, die Frauen und Dienstboten standen auf den Mauern und wehrten die Feinde ab, die wuthentbrannt ob der Gegenwehr alle ihre Kräfte wagten. Doch vergeblich war ihr Bemühen trotz des Verräthers, den sie in Peter Prischwitz, dem Stadtschreiber gewonnen. Demselben war es am ersten Tage des Kampfes gelungen, einen Theil des Pulvers zu nässen, und am zweiten steckte er ein Haus in Brand, um die Bürger von den Mauern weg, zur Rettung ihrer Habe zu locken. Doch als das Pulver untauglich geworden, da trugen die Frauen siedendes Pech und Wasser herbei, zum Verderben ihrer Feinde. Und als es hinter den Belagerten brannte, während vor ihnen die Hussiten stürmten, da wendeten sich nur die Schwachen und die Verwundeten hinweg, um zu löschen, während die Starken auf den Mauern blieben. Ein Viertheil der Stadt ward zwar in Asche gelegt, doch erfreuten sich noch am zweiten Tage die Geängsteten des Sieges. Molesto sank, von zwei Pfeilen durchbohrt, und seine Soldaten zogen schnell in großer Unordnung hinweg, ihren Anführer beklagend. Sie wendeten sich in die Niederlausitz, wo die Stadt Guben und Kloster Neuzelle ihre Grausamkeit fühlten. — Doch im Gefängnisse saß, sich nicht des Sieges seiner Mitbürger freuend, der Verräther Peter Prischwitz. Er war vom Kommandanten, dem tapfern Thimo von Kolditz entdeckt worden, als er eben Pfeile mit Briefen ins feindliche Lager geschossen. Sein Schicksal war ein schreckliches, dem damaligen Strafverfahren angemessenes. Am 6. December wurde er auf einer Kuhhaut durch die

Straßen der Stadt geschleift, das Herz ward ihm aus dem Leibe gerissen und ins Gesicht geworfen und sein Leib geviertheilt an die Hauptbasteien der Stadt gehangen. An der Stelle aber, wo der Kampf am härtesten gewesen, gründete man die Michaeliskirche. Dort stand nach der Sage der Erzengel Michael mit feurigem Schwert, den Muth der Bürger anzufachen. Ein feierlicher Umzug mit Kerzen, wehenden Fahnen und unter Gesang ward als Dankfest jedes Jahr am Tage des härtesten Kampfes gehalten, bis endlich dieser Gebrauch nach Einführung der Reformation erlosch.

Noch einmal kamen die Hussiten im Jahre 1431 vor Budissin, doch hoben sie nach tapferer Gegenwehr der Bürger und bedeutendem Verluste ihrer Seits die Belagerung schon nach 9 Stunden auf. Alle Drangsale endigten 1436, in welchem Jahre der Kaiser mit den Hussiten Frieden schloß und ihnen freie Religionsübung zusagte.[65])

Es möge jetzt ein Characterbild der Bewohner Budissins zur Zeit der Reformation folgen, zu einer Zeit, wo die Strahlen der aufsteigenden Sonne von Wittenberg aus in empfängliche Herzen drangen. Die Sonne stieg höher und höher, sie war der entzündende Geist, der in der Christenheit neues Leben gebar. Auf guten Boden fiel auch hier der Same, den der Gottesmann Luther über Deutschland streute. Doch mußten die Saaten im Anfange unter Stürmen ihre Wurzeln schlagen, bis endlich ein heiterer Morgen über die Fluren zog.

Im Jahre **1522** erschienen zwei Freunde der Reformation als Bauern verkleidet, gingen umher, um Ablaßbriefe feil zu bieten, und warfen dieselben endlich in's Feuer, wie Luther zwei Jahre vorher mit der päpstlichen Bulle gethan. Johann Lindner, der Pirnaische Mönch, gedenkt dieses Vorfalls in Budissin mit folgenden Worten: „Und **1522** als sie nach alder Gewonheit den Sommer **Cathedra Petri** mit Fewer entphingen, brachten etliche Bußen in voranderunge ihrer clider **II.** stangen al vol gnadebriefe vnd päbstlicher wapen angehenkt, verbranten sie, schlugen mit flegiln ins fewer."

Ungehindert wanderten sie nach der That zum Lauenthor hinaus. Sie waren glücklicher als zwei Bakkalaurii, die als Mönche verkleidet das Jahr darauf, nach anderer Nachricht schon **1420**, mit einem papiernen Papst erschienen und ihn ins Feuer warfen. Auf Befehl des Bürgermeisters wurden sie eingezogen, kamen aber wieder frei, als sich der Landvoigt, Herzog Karl von Münsterberg selbst für sie verwandte. Das waren die ersten Zeichen der anbrechenden Reformation in meiner Vaterstadt, deren Bewohner **1523** in Folge dessen auch den hölzernen Palmesel verschwinden sahen, der sonst mit Gesang und vielem Gepränge um die Getreidefelder geführt worden war. Im Herzen des Volkes hatten neue Lehren Platz gewonnen. Doch blieb der Gottesdienst für Luthers Anhänger noch mehrere Jahre der alte. Im Jahre **1525** wurde in **M.** Michael Arnold der erste Prediger an die Kirche zu St. Petri berufen, der von Luthers Schriften angefacht, unerschrocken für die neue Lehre wirkte.

Doch konnte er, der früher schon aus Görlitz Vertriebene, auch in Budissin nicht festen Fuß fassen. Im Jahr darauf kamen durch den anfangs toleranten Dekan M. Paul Küchler für die Evangelischgesinnten zwei neue Prediger an, die auch das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt austheilten; doch hörte auf Befehl des Meißner Bischofs die Vergünstigung bald auf. Ein gelehrter Streit über die Frage, ob die Messe ein Opfer sei, führte größere Feindschaft beider Religionspartheien herbei, so daß zwei königliche Commissarien nach Budissin kamen, die den Predigern der Evangelischen das Exil zuerkannten.[66]) Doch dadurch wurde der Streit nicht geschlichtet, vielmehr entstanden besonders im Jahre 1528 bedauernswerthe Auftritte. Am Ostermontage ward von der Emporkirche St. Petri über das Haupt des Dekans hinweg ein Stein in's Taufbecken geworfen und das darauf erfolgende Gedränge benutzt, um die Priester zusammenzustoßen und ihnen die Chorröcke zu durchschneiden. Immer lauter rührete sich die Abneigung gegen die päbstliche Lehre, so daß man sich nicht mehr scheute, aufgedrungenen Priestern während der Predigt die vorherrschende Meinung zu verkünden.[67]) Alles dies wirkte zusammen, dem Verlangen der Evangelischgesinnten nachzugeben und es begann mit M. Benedikt Fischer, der 1530 seine Anzugspredigt hielt, die ununterbrochene Reihe evangelischer Prediger in Budissin. Zwar gab es noch manche Kämpfe, so daß nach Ablauf eines Jahrhunderts die Reformation in Budissin kaum als abgeschlossen betrachtet werden konnte; es mußten im Laufe der Zeit noch kaiserliche Commissarien

erscheinen, um die streitenden Partheien auszusöhnen und feste Artikel aufzusetzen;[98]) doch nahm die Bewegung endlich ein Ende, und jetzt leuchtet die Sonne eines goldenen Religionsfriedens. Gemeinschaftlich benutzen Katholiken und Protestanten die St. Petrikirche, deren Inneres durch ein niederes Gitter getrennt ist, so daß der kleinere Raum gegen Morgen dem Bischof und seiner Gemeinde gehört. Noch vor wenigen Jahren predigte am Mittage jedes ersten Osterfeiertags, während welcher Zeit auf dem nahen Brodschenberge auch das Eierschieben gehalten ward, ein wendischkatholischer Priester auf der Kanzel der St. Petrigemeinde. Ein fester Taufstein und eigene Kirchenschlüssel, welche lange die Protestanten vermisst, sind ihnen in neuester Zeit gegeben. — So möge die Duldsamkeit bleiben, als ein Ehrenzeugniß meiner Vaterstadt. Keinen bessern Denkstein gibt es, gesetzt dem lieblichen Frieden, dem Frieden zwischen päbstlicher Kirche und Protestantismus, als wenn ein Gotteshaus einigt der Christengemeinde verschiedene Glieder. Steht lange, Ihr grauen Pfeiler und wölbe Dich fester Du steinernes Dach, daß weit in die Zukunft hinaus das herrliche Denkmal bleibe! Es schliesen wohl ringsum viel wackere Ritter und Bürger und schlafen wohl noch mit morschem Gebein in unterirdischen Hallen, die glaübig vertrauten der schöneren Zukunft oder die nichts auch geahnt von all' den spätern Wirren. Die schlafen jetzt ruhig hinein in die neue Zeit. Und könnten sie aufstehn mit wieder erwachten Sinnen, sie würden weinen ob Manchem, das anders geworden; doch würden sie nicht blos Thränen des Leides vergießen, nein, Zähren

der Freude müssten den Augen entströmen, könnten sie sehen das Gotteshaus, abwechselnd benutzt von Katholiken und Protestanten.

Wenn aus der Geschichte Budissins sich mehrere Bilder vereinen, so möge der Leser dies nicht blos im reichen Stoffe, sondern besonders auch darin suchen, daß die alte Hauptstadt der Oberlausitz wohl längeren Weilens werth und daß ihre Geschichte auch mit die Geschichte des Landes.

Der Kurfürst von Sachsen, Georg der Erste, hatte vom Kaiser Ferdinand dem Zweiten die Lausitz als Pfand erhalten und den 24. Juni 1623 nahm er deshalb in Budissin den Huldigungseid an. Doch wurden aus den Verbündeten gar bald zwei Feinde, da Georg, des Kaisers Maßregeln zur Vernichtung der Protestanten in Böhmen unwillig betrachtend, mit einem Heere über die Grenze ging, um seine Glaubensgenossen zu schützen. Es ward Georg jedoch aus Prag, in das er erobernd gezogen, von Wallenstein wieder vertrieben (1632), und feindlich zog Letzterer ein in des Kaisers verpfändetes Land. Dem starken, siegreichen Heere mußte auch unsere Stadt sich ergeben, worauf der Oberst von Golz mit 2000 Mann hoher Besatzung in Budissins Mauern blieb. Die Stadt ward von Neuem befestigt, zum Leiden der Bürger, die ihre Habe verloren, und das durch frühere Drangsale noch theilweis verschuldete Gut. Mögen die Worte eines Augenzeugen jener Zeit hier stehen, ein Bruchstück aus seiner Klage über die unglückliche Stadt: „Bey uns kunten die Gotteshaüser nicht stehen bleiben, Beatae Virginis,

S. Nicolai, S. Marthae, muſſte abgetragen, eingeſtoßen, und in die Schanzen vertheilet werden, ungeachtet, daß ſich ein Ehrwürdig Capitel, ſolches abzuwenden, höchlich bemühete.

Der Kirchhof, darauf die Todten in der Ruhe und in der Stille liegen, ward ausgegraben, manchem Vater ſeine Kinder, manchem Weib ihr Mann, und ſo fort an, mit zuvor eröffnetem Sarge, auch wol gar bloß in die Schanzen geworfen: Was für Jammer und Klagen von denen, ſo auf der Stadt-Mauer herab zugeſchauet, iſt getrieben worden, iſt nicht zu beſchreiben. Hiob trauet das ſeinem lieben Gott zu, er werde ſeine Hand nicht ins Bein-Haus ſtrecken, das iſt, im Bein-Hauſe werde ich Ruhe haben! das Bein-Haus ward zur Wach-Stube, und der Gottes-Acker zur Schanze oder Gegenwehr.

In der Vorſtadt ſahe man die Aexte und Waffen oben blicken, wie man in einen Wald haüet: Soldaten trugen ſich mit Aexten und Beilen auf der Bürger Haüſer, da hielten ſie Holz-Markt. Manch ehrlich Mann getraucte ſein ſchönes koſtbares Haus mit Gelde abzulöſen, das Geld nahm man, das Haus blieb eine Weile ſtehen, ward auch eingeriſſen: Alſo, daß wir dazumal Urſach hatten zu ſeufzen und zu klagen: Ach Gott, warum haſt Du unſern Zaun zerbrochen? Daß ihn zureiſſet alles, was vorüber gehet, ſiehe drein und ſchilt, daß des Reiſſens ein Ende werde, denn der Boden ward zuwület, wie die wilden Thiere einen Weinberg zuwülen, und verderben.“ [69])
Wie Golz vermuthet, ſo geſchah es auch. Die Sachſen erſchienen zu Anfag des Jahres **1634** vor Budiſſin, um

dasselbe wieder einzunehmen. Als aber Golz die Vorstädte in Brand stecken ließ, um den Sachsen keinen Vortheil zu lassen, trieb ein ungünstiger Wind das Feuer in die innere Stadt und Alles stand in Flammen. Das geschah den 2. Mai. Das Feuermeer verzehrte wie ein Ungethüm die Gebaüde, von denen keins außer drei kleinen Gartenhaüsern der Goschwitz dem Brande entging. Hunderte von Menschen fanden ihren Tod und Oberst von Golz musste die Stadt übergeben. Verschwunden ist seitdem die Größe Budissins, nie hat die Stadt den Wohlstand wieder erlangt, den sie vordem besessen. Die Flammen hatten zu sehr am Lebensmark genagt, sie hatten die Gewerke zerstört und die schönsten Gebaüde vernichtet. [70]) Noch einmal möge ein Bruchstück der Klage jenes Zeitgenossen hier stehen, einer Klage, die aus dem Herzen eines Seelsorgers kam: „Ach welch ein Feuer, ja ein grimmiges, fressendes, unlöschliches Feuer ist ausgegangen vom Herrn, und hat ergriffen eine Stadt, welche über 752 Jahr auf Gottes Grund und Boden gestanden und geblühet. Eine Haupt-Stadt unter denen sechsen, wie Hebron eine Hauptstadt war, darinnen Abraham und Sara gewohnet: Welche die andern, als nunmehr mit kläglichen Worten anreden können: Die Krone unsers Hauptes ist gefallen. Eine solche Stadt, da Gott sein Feuer und Heerd hatte, da seine Ehre wohnete. Eine Stadt, da die Stühle stunden zum Gerichte und Gerechtigkeit, derer Herr Philippus das Zeugniß gegeben, daß Budissin sei Custos disciplinae et omnis honestatis: Ein Schirm, Schutz und Sitz guter Zucht und aller

Erbarkeit. Einen Ort, da einer den andern laden kunte unter seinen Feigenbaum und Weinstock. Eine solche Bürgerschaft, da sich ein jeglicher im Guten seiner Hände Arbeit nehren kunte. Es hat die Flamme mit ergriffen eine solche Priesterschaft, die mit Heil und Gerechtigkeit bekleidet war, es hat zerstreuet und betrübet ein solch Kirchspiel, in welchem viel Herzen waren, die da konnten und mochten sagen: Ich freu mich deß, das mir geredt ist, daß wir werden in das Haus des Herrn gehen.

Wer diese liebe Stadt zuvor gesehen, und sollte sie itzo sehen, der würde nichts mehr denn Dampf, Rauch, Staub und Asche sehen, wie die Stadt Sodom nach ihrem Brande also dampfigt und glimmend von fernen ausgesehen hat. Wer zuvor an diesem Ort gewohnet, und sollte itzo hinein kommen, würden ihm diese Klage-Worte Jeremiä nicht übel anstehen: Wie liegt die Stadt so wüste, die voll Volkes (viel ehrlicher frommer Leute) war, die eine Königin im Lande war, ist eine Wittwe, muß dienen. Wer diesen Ort zuvor eine Stadt genennet, der könnte itzo den Namen wohl ändern, und sie mit Wahrheit Tabeera, das ist, eine Brand-Stätte nennen, darum daß sich des Herrn Feuer unter uns angezündet.

Ihr Bürger und Inwohner zu Budissin, lasset euere Augen, lasset euere Kinder und Nachkommen weinen, laßt das ganze Land trauern, lasset alle Städte seufzen über diesen Brand, den der Herr unter uns durch böse Leute hat anlegen und stifften lassen." 71) —

Eine Zierde der Stadt ist die Ortenburg, früher ein Wohnsitz der Markgrafen und einzelner deutscher Kaiser,

jetzt mit ihren Zimmern und Sälen der königlichen Kreis-direction überlassen. Noch sitzt im steinernen Bilde der König Matthias über des Hauptthors Bogen, da er es war, der von 1483 bis 1486 das durch Brände sehr beschädigte Schloß wieder aufbauen ließ. —

Die Kapelle im Thurm mit ihrem düsteren Lichte und ihrem grauen Gemaüer steht leer und verlassen, als Zeugniß einer anderen Zeit, die Vieles umgewandelt. Für den Fremden aber vielleicht am meisten sehenswerth ist die Stuccaturdecke im Sitzungszimmer des Appellationsgerichts, im Jahre 1648 wahrscheinlich gefertigt, als man das, von den Schweden neun Jahre vorher zum größten Theil zerstörte Schloß wieder wohnlich machte. Man erblickt auf neun Feldern verschiedene Scenen aus der Geschichte der Lausitz. [72]) — Zu derselben Zeit wurden bei Reinigung des Schloßplatzes vom aufgehaüften Schutt auch Bruchstücke von zwei Bildsaülen gefunden und in der Mauer eines Seitenflügels befestigt, da wo man von der Schloßgasse aus unter dem Bilde des Königs Matthias den Hof betritt. Es sind zwei steinerne Köpfe, in der Sage an einen Mönch und eine Nonne erinnernd, die zur Strafe ihres Fehltritts an jener Stelle lebendig eingemauert wurden. Doch giebt die Geschichte Budissins in diesem Falle nicht ihre Zustimmung, sondern erzählt uns ohne poetische Ausschmückung, daß beide Köpfe nur Trümmern von Statuen der früheren Bildhauerarbeit an der Ortenburg sind, und zwar unter dem polnischen Herzog Boleslaus Chabri, im Anfange des 11. Jahrhunderts, durch

den das Schloß, wo nicht ganz neu gebaut, doch sehr verschönert worden sein soll.

Am 25. November 1777 ward auf der Ortenburg ein Vorritt geleistet. Der Graf von Hoymb bestieg in glänzender Rüstung einen braunen Wallach und ritt vom Landhaus nach dem mit zwei Tribünen geschmückten Schloßplatze. Hier erwartete ihn außer vielem Volk und zahlreicher Ritterschaft mit den städtischen Deputirten der Landvoigt von Stammer. Nach Verbeugen vor dem Landvoigt, Absteigen vom Pferd und nach behendem Aufsitz ritt von Hoymb unter dem Schmettern der Trompeten zweimal im Kreise herum. Das Schwert, der Scheide entblößt, erglänzte freudig im Tageslicht, und klirrend fuhr es beim zweiten Rundritt wieder zurück in die Scheide.[73]) So hatte es der Kaiser Ferdinand geboten, als er 1544 der Lausitzer Ritterschaft in huldvollem Schreiben die Vergünstigung ertheilte, ihre Güter in gewissen Fällen zu verkaufen. „Wo ein Ritter keinen männlichen Leibeserben hätte, und so jung, gesund und stark wäre, daß er in seinem Küraß von der Erden auf ein hengstmäßiges Pferd sitzen mag; Wann er dasselbige vor dem Landvoigt erzeiget, soll er alsdann auch Macht haben, seine Güter zu verkaufen, männigliches unverhindert.“ [74]) Denn nach den kaiserlichen Lehnsrechten stand es den Vasallen nicht frei, ihre Güter zu veraüßern, sie fielen, starb der Ritter kinderlos, wieder dem Kaiser zu. Ferdinand aber ertheilte den Lausitzer Rittern solche Vergünstigung, da er, wie es in dem Lehnsbriefe heißt, „angesehen, betracht, bewogen und zu Gemüth geführet, viel

angenehmer, nützlicher, fleißiger und williger Dienste, so die Ritterschaft des Markgrafthums Oberlausitz ihm und seinen Vorfahren gethan."

Interessant für den Freund der Natur und des Alterthums ist der Brodschenberg. Malerisch, von der Spree bespült, erheben sich der alten Ortenburg gegenüber seine schroffen Granitfelsen, während auf seiner Höhe fruchtbare Getreidefelder den weithinschauenden Friedhof umgeben. Hier ruhen die Gebeine eines jüngern Geschlechts neben den Aschekrügen eines Jahrtausends.[75]) Bewohner der alten Hauptstadt Lusatias, führet die Fremden über den geraümigen Schloßhof der Ortenburg hinaus zur engen Pforte des Ausfalls und zeigt ihnen den denkwürdigen Brodschen, dessen Haupt, noch ehe Budissin stand, mit einer stattlichen Burg gekrönt gewesen sein soll. Ein geheimer unterirdischer Gang soll von dieser Burg hinabgeführt haben zur Spree, und noch zeigt man als Ueberrest davon in der Mitte des zackigen Felsabhanges die Teufelshöhle. Sie ist ein enges, nur etwa 5 bis 6 Schuh weit hineingehendes Felsenloch, mit schlüpfrigem, abschüssigem Eingange, aber bei Weitem nicht so fürchterlich, als der Name es sagen möchte. Es soll diese Höhle unermeßliche Schätze bergen, von drei alten Männchen bewacht mit langen weißen Bärten.

Vor mehreren hundert Jahren ging ein verarmter Bürger Budissins am Fuße des Brodschenberges spazieren. In der engen Stube mochten ihn die Nahrungs-

sorgen zu sehr geängstet haben, daher hoffte er im Freien Ruhe zu finden. Er klagte hier seiner Mutter, der liebevoll sorgenden Natur seine Herzensangst und bat sie vielleicht, daß sie ihn bald zu sich nähme in ihren Schoos, worin Ruhe finden Alle, die da mühselig und beladen sind. Auf einmal, als er so in Gedanken versunken an den Felsen des Brodschenberges umher kletterte, sah er vor sich die schon damals berüchtigte Teufelshöhle und in derselben drei alte Männer um einen steinernen Tisch sitzen. Die Männer schienen selbst von Stein zu sein, so verwittert sahen sie aus und so regungslos saßen sie da. Erschreckt wollte der Bürger aus dem Bereiche der Höhle fliehen, aber es war ihm nicht möglich. Seine Angst wurde noch vermehrt, als ihm einer von den Männern winkte näher zu treten. Er fasste sich endlich und trat, wiewol beklommen, in den Eingang der Höhle. Dieselbe hatte sich wunderbar erweitert und war an den Wänden mit Gold und Juwelen geschmückt. Auf dem steinernen Tische aber lag ein Haufen Goldstücke. Das Männchen, welches ihn genöthigt, näher zu treten, deutete ihm hierauf an, sich soviel von dem Goldhaufen zu nehmen, als er zur Abhülfe seiner Noth bedürfe, und nannte ihm den Tag, an dem er wieder erscheinen könne, sollte das Geld nicht ausreichen. Es verbot ihm aber zugleich, Niemandem von allen dem etwas zu sagen, was er hier gesehen und erlebt habe. Der Arme langte erfreut zu, füllte sich die Taschen mit Goldstücken und entfernte sich dankend von den freundlichen, mitleidigen Geistern. Jetzt begann er ein neues Leben, aber nicht ein Leben voll

Gottesfurcht. Er betete nicht, er arbeitete nicht, sondern saß vom Morgen bis zum Abend im Wirthshause. Durch dieses flotte Leben erregte er Aufsehen, seine Mitbürger steckten die Köpfe zusammen und konnten ihre Verwunderung nicht verbergen, auf welche Weise der einst so Arme reich geworden sei. Einer unternahm es, ihn auszuforschen, und erfuhr auch in Folge eines Rausches das ganze Geheimniß. Er forderte ihm hierauf durch Drohungen das Versprechen ab, ihn mitzunehmen, sobald er wieder zur Höhle gehe, um sich Geld zu holen. An dem bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde begaben sich nun Beide auf den Weg und traten vor die Höhle. Aber dieselbe blieb verschlossen und öffnete sich nicht. Und seit dieser Zeit ist es noch Niemandem weiter geglückt in nähere Gemeinschaft mit den Geistern und ihrem Golde zu gelangen. Sie bleiben ruhig im Innern des Berges und hüten ihre Schätze. Gräve erzählt die Sage etwas anders. Er weiß, daß die alten Männer polnische Juden waren, die sich einst bei einer Verfolgung in die Höhle flüchteten und dort das Gelübde ablegten, jährlich an einem bestimmten Tage eine reichliche Spende zu vertheilen. Als nun einst im 16 Jahrhundert eines Sonntags (am Erlösungstage aus der babylonischen Gefangenschaft) nach der Frühkirche ein ehrsamer Bürger Budissins, mit Namen Gotthelf Arnst, am Brodschenberge lustwandelte, trieb ihn die Neugierde, die Teufelshöhle zu besuchen. Es ging ihm, wie vorher von dem Bürger gesagt wurde. Nun erzählt Gräve, der Eine von den bärtigen Männern habe ihn folgender Maßen angeredet:

„Fürchte Dich nicht! Denn wir sind nicht da, um Böses sondern um Gutes zu thun! Nimm von den Schätzen, so viel Du kannst und willst, denn nur einmal ist Jedem zu. kommen erlaubt; jedoch beeile Dich, denn bald ist sie verronnen, die Zeit, während welcher es uns vergönnt ist, hier auf Erden zu verweilen!“ Arnst nahm sich von den Schätzen, so viel sein Taschentuch fassen konnte, und entfernte sich dankend. Kaum hatte er den Brodschenberg erstiegen, so deutete ein dumpfer Knall das Verschwinden der Juden an. Die Sage Gräves spricht von ihm nur lobenswerth. Er wendete sein Geld gut an, kaufte sich Haüser und Gärten, z. B. den Weinberg bei Budissin, und starb als ein wohlhabender Mann.

Zum Abschied noch durchwandern wir Budissins Straßen, um seine öffentlichen Gebaüde, seine Kirchen, Schulanstalten, sein Rathhaus und seine Militärkaserne zu betrachten. An der Stelle der ersten Kapelle, 999 gegründet, wurde im Jahre 1213 die Kirche zu St. Petri gebaut, die aber mit dem Thurme 1441 vom Feuer verzehrt, von 1457 bis 1464 in größerem Umfange wieder errichtet ward. Nach der Messung von Charpentier befinden wir uns an der Petrikirche 672 Fuß über der Nordsee. Es einigen andere Gotteshaüser noch die Glieder beider Confessionen. Die St. Michaeliskirche ist für die evangelischen und die Kirche Unsrer Lieben Frauen für die katholischen Wenden bestimmt. In Trümmern liegen die Franziskaner- und die Nicolaikirche, erstere 1598, letztere 1634 durch Brände zerstört. Auf dem Friedhof der Kirche zu St. Nicolai schlafen die gestorbnen katholischen

Brüder, während in dem innern Raume der andern Ruine ärmliche Hütten eine kleine Gemeinde umfassen, die in ihrer finsteren Wohnung wol selten der Sonnenstrahl grüßt. Auf den zerfallenen Mauern sprosst außer dem Löwenzahn und der Mauerraute der gelbe Lerchensporn (**Corydalis lutea DC.**), durch Cultur wahrscheinlich eingewandert und, wenn auch vereinzelt, bei uns heimisch geworden.

„Ein Seufzer schleicht an der Mauer
Und schwimmt hinaus in die Nacht...
Die Gräber mit all' ihrem Schauer,
Die Todten sind wieder erwacht.
Die Augen hohl und umrändert,
Gehn sie die Hallen entlang..!
Es hat sich so Vieles verändert,
Seit hier die Gemeinde nicht sang.

Wo sonst die Pfeiler strebten,
Stolzhaüptig, riesigen Bau's,
Ein Dornbusch streckt die verlebten
Arme wie betend aus.
Die Bilder auch, bunt umflittert,
Vergingen wie eitel Rauch;
Wo sie gestanden, da zittert
Jetzt Eppich im Windeshauch.

Gras wispert an Altar und Fenster,
Kein Weihrauch spendet mehr Duft....
Da seufzen dumpf die Gespenster,
Und seufzen und sinken zur Gruft.
Auf ihren gebrochenen Herzen
Blühn Disteln an morschem Gestein:
Es wird wol manches vor Schmerzen
Gebrochen im Leben schon sein."

(Ed. Kauffer.)

Am evangelischen Lehrerseminar wirkt noch als Director Johann Gottlieb Dreßler, der unerschrockene Kämpfer für Beneke'sche Philosophie und Pädagogik, ein Mann, dessen Name auch in der Zukunft noch guten Klang haben wird, wenn viele Namen verschollen. — Stets bleibt es erhebend für mich, wenn Schulmänner aus vergangener Zeit noch im Munde der Nachkommen leben. Nicht Krieger, nicht Helden und mächtige Fürsten allein stehn auf der Zinne des Nachruhms, auch treue Bildner der Jugend leben im Gedächtniß fort. So glänzen unter den Rectoren am Gymnasium (zwischen 1532 — 1540 entstanden), noch die Namen eines Rost und eines Siebelis. Und der Erinnerung Bornemanns, als Gründer des Budissiner Volksschulwesens, ist in dem Saale des Bürgerschulhauses eine silberne Votivtafel geweiht. [70])

Verlassen wir jetzt die Stadt und besuchen ihre Umgebung. Es stehen vereinzelt viel steinerne Kreuze, sagenreich, aus längst entschwundener Zeit; doch kann ich jetzt nicht all' ihre Geschichten erzählen, da andere Fluren unsers Besuches harren. Nur eines Steines werd' ich zum Schlusse gedenken, des Stein's, der auf beschattetem Felsen an einen alten Götzen erinnert. Wer hätte nicht schon vom Flins gehört, dem gefabelten Gotte der Unsterblichkeit? Wer sollte von den Bewohnern Budissins nicht auf den Oehna'schen Höhen gewesen sein, ohne den Ort gesehen zu haben, wo der Götze stand? Man hat ihn als Todtengerippe gezeichnet, umhüllt von feuerrothem Mantel, und von einem gewaltigen Löwen überragt, dessen zum Brüllen geöffneter Rachen den starken Ruf

der Ewigkeit andeuten soll.[77]) Wenn auch der Erzählung von einem Flins jede Begründung fehlt, so steigen wir doch auf die Höhe bei Oehna, da nach der Sage ein „Abgott" dort stand. Uns soll bei solchem Besuche der Name nichts kümmern, wir freuen uns nur des herrlichen Thals und der geheimnißvoll schweigenden Gegend. Vom Felsen sieht man hinab in die Tiefe, in die schwarze und ruhige Spree. Da unten im stillen Wasser ruht das Götzenbild, aus Gold geformt und seiner Erlösung harrend. Es ward von den Priestern im heiligen Eifer hinabgestürzt, als sie auszogen, die Christuslehre zu verbreiten. Wohl Viele wünschen das goldene Bild ans Licht hervor, und nur von Einem ward es gesehen seit jenem Sturze aus der freien Höhe in das tiefe Wassergrab. Dieser Eine, der sah es in Herzensangst, und dachte gewiß nicht daran, es aus seinem Grabe hervor zum Leben zu bringen. Nach Gewohnheit gingen vor hundert und vielleicht noch mehr Jahren drei junge Burschen hinaus zur Spree an den Abgott. Es war ein schöner Abend nach einem schwülen Tage. Deshalb nahmen sie ein erfrischendes Bad und konnten sich fast gar nicht davon trennen. Der Eine hätte aber sehr leicht bis zum jüngsten Gericht darin geschlafen, wenn ihm nicht sonderbare Rettung geworden. Er schwamm kräftig hinab an die steile Felswand. Aber dort ward ihm, als banne ihn ein Zauber, seine Glieder erlahmten und er versank an den Felsen. Ein Ungefähr, so ward mirs erzählt, brachte ihn jedoch an eine Spalte, in die er sich instinctmäßig eindrängte. Er gelangte in eine weite Höhlung, in der ihm das Wasser nur bis an

den Leib ging. Auf einer etwas erhöhteren Stelle stehend, mochte er wol auch sein Sterbelied singen, denn Rettung schien ihm unmöglich, da ringsum dichte Finsterniß war. So verging die Nacht, der Morgen brach an. Es mochte Vormittag sein. Da auf einmal schien draußen die Sonne auf den Wasserspiegel, ein schwacher Schimmer des göttlichen Lichtes drang ein, und den Unglücklichen ergriff namenloses Entzücken. Vor sich im Sande aber fühlte er zugleich einen metallenen Gegenstand; er gedachte des „goldenen Flins," der hier begraben. Doch Nichts vermochte ihn, den Schatz zu heben, und seine Besonnenheit zusammennehmend und alle Kräfte anstrengend, kam er glücklich hervor aus der geheimnißvollen Tiefe, zum Anschaun des freundlichen Tages. Am Ufer fand er Menschen, die ihn als Todten gesucht und freudig ihn nun als Lebenden grüßten. Nie aber kam ihm die Versuchung an, die seltsame Fahrt noch einmal zu wagen; denn

„Da unten lag es bergetief
In schrecklicher Finsterniß da."

So lassen auch wir den todten Götzen ruhig liegen, der dort in den stillen Fluthen der Spree begraben ward, und setzen uns auf die steinerne Bank. Die Winde spielten sonst in den grünen Wipfeln der Baüme und überschütteten mit Blättern den einfachen Denkstein, den 1725 Dr. Brescius, ein Freund der Geschichte, auf dem Platze errichten ließ. Jetzt stehen junge Baümchen auf der Felsenhöhe. Und unsre Blicke schweifen von dem romantischen Thale nordwärts in die Heide, wo zwar noch Wenden wohnen, aber nicht mehr die alten, sondern

ein neues, junges Geschlecht. Die alten Slaven sind heimgegangen, sie sind nicht mehr wie der vergessene Gott. — Eine reiche Flora erwartet den Botaniker am Ufer der Spree, da, wo die Felsen ein grünendes Ufer gelassen, wo Erlen und Haselgestraüch zitternde Schatten werfen. Es blühen dort unten im Frühling außer weniger seltenen Pflanzen die schmarotzende Schuppenwurz (**Lathraea Squamaria L.**), der hohlknollige Lerchensporn (**Corydalis cava Schweigg.**) mit rothen und weißen Blumen, das hahnenfußähnliche Windröschen (**Anemone ranunculoides L.**) und der kleinste Gilbstern (**Gagea minima Schult.**). Und weiter aufwärts am linken Ufer der Spree, gegenüber den pochenden Werken der Pulvermühle, sonnen sich auf dem blühenden Distelgebüsch mancherlei Wespen. Ich nenne nur **Sphecodes monilicornis** und **Geoffrellus, Eucera longicornis, Thyreopus cerbrarius** und mehrere Arten der Gattung **Halictus**, z. B. **Halictus xanthopus.** —

Vergeblich war **1777** jener bergmännische Versuch, in dem bei der Schleifmühle auftretenden Grünsteingange lohnende Ausbeute zu finden. Die Lausitz birgt keine Metalle, um Bergbau darauf zu treiben. Doch treten nördlich von B a u z e n, besonders bei Mirka, Lager von Braunkohlen auf, die, scheinbar unerschöpflich, den Bewohnern das theuere Brennholz ersetzen. Es liegen die mächtigen Stämme hoch übereinander, ein Wald von Baümen, den einst das Meer an's Ufer geschwemmt. Wo jetzt die Ebene unserer Lausitz, Kiefern erzeugend und echte Heidewächse, in ruhigem Einerlei sich bis zu der

märkischen Fläche verbreitet, da spielten in vorgeschichtlicher Zeit die salzigen Wellen des Meeres. Nicht ist das Meer an allen Orten ein Raüber, der auszieht, sich seine Beute zu suchen; wol eben so oft ist es ein schaffender Bauherr, der im Verlauf von vielen Jahrhunderten Länder an Länder fügt. Die nördliche Lausitz ist nun, wie überhaupt das nördliche Deutschland, ein Werk des früheren Meeres, das auch entfernte Wälder zerbrach, um sie an anderen Stellen wieder auf den Grund zu legen. Ueber das aufgeschichtete Holz ward Sand und Trümmergestein gelagert, gleich wie den Leichnam unsers entschlafenen Bruders der Todtengräber mit Erde bedeckt. Wir sehen bei Mirka das braune Holz, mit Astlöchern noch und auch mit Harz, der sogenannten Bernerde. Die riesigen Stämme können dem Besucher Vieles von ihrer Geschichte erzählen, wenn er nur gelernt hat, ihre Zeichen zu deuten. Die Dauer des pflanzlichen Lebens liegt vor uns aufgeschlagen, denn völlig kenntlich sind jene Gefäße, welche die Markröhre concentrisch umschließen und eine Chronik der Winterkälte sind. Doch wird der Forscher dies selbst am besten verstehen, weshalb ich den Leser jetzt weiter führe, hin nach der Neschwitzer Gegend. Nicht weit von der Straße befindet sich dort eine Wacke. Sie birgt nach der Mythe metallische Schätze, aufgehaüft vor tausendjährigen Zeiten von dem alten Beherrscher der Erd- und Feuergeister, der abgeschlossen von der Welt in seiner Höhle hauste. Nie sah er Besuch, nie ging er von dannen, sondern finster und still bewachte er seinen Reichthum. Da fügte es sich einst, das ihn der junge Flußgott besuchte, der Ge-

bieter über die Wassergeister. Der Beherrscher des Feuers nahm seinen Gast aüßerlich freundlich auf, innerlich aber war er ergrimmt und neidisch und suchte eine Gelegenheit, seinen Haß an dem Todtfeinde auszulassen. Die Gelegenheit fand sich bald. Als Beide beim Essen saßen, entspann sich zwischen ihnen ein Streit über ihre Macht. Jeder behauptete der Mächtigste zu sein, und die Folge davon war, daß der Feuergott seinen Gegner aus der Wohnung warf und ihm noch mit den untergebenen Feuergnomen nachsetzte. Der beleidigte Herr der Gewässer schwur fürchterliche Rache. Er bot seine ganze Macht auf, ließ die Brunnen und die Flüsse austreten und vom Himmel unaufhörlich regnen. Das Wasser rauschte, das Wasser schwoll. Der Feuergott sah zu spät ein, daß er thöricht gehandelt habe; kein Bitten half und kein Flehen, er ward mit seinen Schätzen unter den Wellen begraben. Als das Wasser sich verlief, da ließ es Schlamm und Sand zurück, es bildete sich die Wacke, und unter ihr lag der Feuergeist mit seinem Golde vergraben.

Es zieht sich durch diese Mythe eine Ahnung der Schöpfungsgeschichte. Die plutonische Schöpfung ward von dem Wasser begraben und es bildeten sich die neptunischen Gesteine, unter sich, in dem Urgestein, die metallischen Schätze bergend.

In dem Neschwitzer Garten mit seinem neuen und alten Schlosse mag sich das Gemüth zur weiteren Reise stärken. Denn bald umfängt uns der Anfang der Heide. Königswarthe ists, das wir nach kleiner Stunde betreten. Des deutschen Namens Ableitung von Warte

oder Feste ist unbestimmt; mehr erklärlich ist das wendische Wort Rakezy, das einen Platz bezeichnet, an welchem Krebse gefunden werden. Vielleicht gab das Schwarzwasser, an welchem Königswarthe liegt, zur ersten Ansiedelung und zum wendischen Namen Veranlassung. Aufgefundene Urnen zeugen für das Alter des Ortes, der bis zum Hussitenkriege fort und fort an Bedeutung stieg, nach Grosser den Rang als bedeutende Stadt einnahm, aber, 1429 von den Hussiten zerstört, wieder nach und nach bis zum Marktflecken sank, dem noch vergönnt ist, außer drei jährlichen Hauptmärkten jeden Dienstag einen Wochenmarkt zu halten.[78])

Durch die Ebene wandern wir jetzt fort nach Rosenthal, einem Wallfahrtsorte mit wunderthätigem Muttergottesbilde. Wir treten wieder aus der Heide, die im Anfange beim Besuche düster stimmt, und unser Auge umfasst plötzlich frischere Fluren. Es bewillkommnet uns folgende Sage: Uhyst am Taucherwalde hatte vor der Reformation eine Kapelle mit dem Bilde der heiligen Jungfrau. Doch als die Gemeinde dem Papstthum abhold und der neuen Lehre Luthers zugethan wurde, als man weniger haüfig auf den Knieen vor dem Muttergottesbilde lag, da ging Maria weinend von dannen und kam in die Gegend von Rosenthal. Hier soll sie unter einem Baume gestanden und fort und fort geweint haben. Die Leute nahmen sie auf und bauten an der Stelle, wo sie aufgefunden worden war, eine Kapelle. Den Weg aber, auf dem die heilige Jungfrau weinend gewandelt, kennt man noch heute. Er ist naß von Thränen, die

nie auf dem Boden vertrocknen. Noch hat sich in der Gegend der Katholicismus erhalten. Die Fluren von Rosenthal aber sind nach der Sage darum so schön und die Felder die fruchtbarsten in der Pflege, weil die Vorfahren der jetzigen Bewohner die Mutter Maria aufgenommen.

Ueber das Bad Schmeckwitz, mit heilsamen Schwefelquellen, gelangen wir zum Kloster der Cisterzienser Nonnen Marienstern, 502 Fuß über der Nordsee. Seine Gründung fällt in das 13. Jahrhundert, als beide Lausitzen noch den Markgrafen von Brandenburg gehörten.

Drei Herren von Kamenz, mit Namen Witigo, Burchhard und Bernhard, die sich dem geistlichen Stande gewidmet, erbauten das Kloster, beschenkten es reichlich und die Markgrafen Johann und Otto von Brandenburg verbrieften zu Guben 1264 diese Schenkung. [79]) Ohne Widerspruch mit dieser geschichtlichen Notiz erzählt uns die Sage von Bernhard von Kamenz, daß er einst hinaus auf die Eberjagd geritten. Denn damals pflegten auch geistliche Herren das edle Waidwerk zu treiben. Dichte Wildniß umgab ihn, als er im Eifer einem Eber zu weit nachgesprengt war. Er sah sich in einer ihm völlig unbekannten Gegend mit sumpfigem und moorigem Boden. Zum Unglück brach auch der Abend herein, und der Graf, welcher keinen Ausweg wußte, gerieth immer tiefer in den Sumpf. Sein Pferd war nicht mehr von der Stelle zu bringen, es schien, als hielten Tausende von unterirdischen Mächten Roß und Reiter fest. Der Ritter durchwachte in Todesangst eine

schreckliche Nacht. Endlich als die Dämmerung anbrach, und im Osten der Morgenstern leuchtete, da wendete sich der Graf vertrauensvoll an die gebenedeite Jungfrau Maria und gelobte, ihr zu Ehren ein Kloster in dieser Wildniß bauen zu lassen, wenn sie ihm in seiner Noth hülfreichen Beistand leistete. Und siehe, über dem Morgenstern schwebte Maria in lieblicher Frische und lächelte voll Freundlichkeit dem Ritter zu. Noch einmal versuchte dieser seine Kräfte und die Rettung gelang. Wie auf felsigem Boden stand sein Roß und trug ihn sicher von der gefährlichen Stelle auf festes Land. Graf Bernhard von Kamenz hielt sein Gelübde und ließ an der Stelle, wo er die Nacht in tiefer Noth gewesen, den Grund zu einer Kirche legen. Der Sumpf wurde ausgetrocknet und bald stand das Kloster fertig da, benannt zu Ehren der Jungfrau Maria und zum Andenken an die wunderbare Errettung des Ritters Marien- oder Morgenstern.

Wir könnten nun gleich nach der Sechsstadt Kamenz ziehen; doch soll uns ein Mann aus vergangener Zeit, der in dem Kloster der Stadt gelebt, in Budissins Nähe aber gestorben, vorher noch unter die Augen treten.

Gewiß ist der Leser einmal mit dem keuchenden Eisenbahnwagen aus der Provinz hingeeilt nach Dresdens fruchtbaren Gefilden, und hat, von dem alten Budissin kommend, am ersten Stationsorte Seitschen neugierig aus dem Wagen geblickt, um sich das freundliche Restau-

rationsgebaüde neben dem Wäldchen schlanker Nadelbaüme anzusehen. Dabei ist ihm vielleicht nicht eingefallen, daß das kleine Dörfchen Seitschen in der Geschichte unsers engern Vaterlandes keine ganz unbedeutende Rolle einnimmt. Man vermuthet in Seitschen das alte Scitiani, wo vor mehr als anderthalbtausend Jahren die Braut des Herzogs Boleslav Chabri empfangen wurde.[80]) Auf einer alten Straße, die durch das Dörfchen führte, sahen einst die Bewohner manchen Reisenden, der von Böhmen kam oder dorthin wanderte. Ja, in noch früherer Zeit hatte man hier zur Bewachung des Weges eine Schanze errichtet, vor 50 Jahren noch unter dem Namen der Schwedenschanze bekannt, jetzt aber gar nicht mehr zu bemerken. Auf jener alten Straße war es, wo am Sonnabend vor Lätare 1564 ein Franziskaner sich zeigte. Er kam von Böhmen her, wo er Kranke besucht. Denn weit umher, nicht blos im alten Lusatien und Meißen, sondern auch im Königreiche Böhemia war sein Ruf als ausgezeichneter Wundermann verbreitet. Die Kranken riefen ihn von allen Seiten; nicht blos Arme, sondern auch Reiche verschmähten nicht, von dem Mönche Hülfe anzunehmen. Jetzt aber sah er selbst leidend aus. Er, der so vielen Kranken geholfen, mußte selbst als Kranker in Seitschen liegen bleiben. Draußen im Freien war der Frühling im Erwachen, an den Zweigen prangten die Knospen wie blasse Edelsteine und die Luft war so lau. Das Jahr begann sein Sonntagskleid anzulegen, es ward Leben auf den Fluren und Alles athmete Wonne. In der Herberge des Dorfes war es still; da lag der

kranke Mönch und bei ihm standen die Bewohner des Hauses. Sie sahen, wie die eisige Hand des Todes dem Mönche nahe kam, wie sich sein Athem kürzte und die matten Augen zum letzten Mal das Licht des Tages suchten. Doch die Sonne hatte sich verhüllt, wie ein lieber Freund, dem der Abschied schwer wird, und der das Tuch vorhält, um die Thränen zu verbergen und den Schmerz. War es doch, als wolle die ganze Natur um einen Liebling trauern. Der Himmel winkte ihm und die scheidende Seele riefen Stimmen von oben. Schwarze Wolken verfinsterten die Gegend, als der arme Franziskanermönch seine Augen zum letzten Mal schloß. Es rauschten Gewitterwinde und trugen die Seele hinauf in sonnenhelle Wohnungen. Still standen Alle am Ruhelager des Todten; still war es drinnen, aber draußen tobte es fort. Das war das Ende eines Mannes, der Vielen ein Arzt gewesen. Doch hatte er nie in seinem Leben verdiente Anerkennung gefunden. Sein Wissen war es nicht, womit er so Manchem geholfen; er mußte nach dem Glauben damaliger Zeit im Teufel einen Beistand haben. Drum konnte auch sein Tod kein seliger, das Gewitter mußte ein Werk des Teufels sein, der unter Donner und Blitz erschien, um arme, sündige Seelen, die ihm verfallen, der Erde und dem Himmel zu entreißen! — Wer war nun dieser Franziskanermönch? Der Name, unter dem er bei seinen Zeitgenossen lebte und unter dem er noch jetzt in den Sagen des Volkes bekannt ist, giebt ein Zeugniß seines Verstandes und seiner Bildung. Man nannte ihn allgemein den „klugen Mönch zu Kamenz.“

Sein eigentlicher Name war Matthäus Rudolph. Er war der uneheliche Sohn eines gewissen Herrn von Pflugk. In Leipzig, wo er studirte, beschäftigte er sich hauptsächlich mit Magie und Alchymie; und nachdem er seinen protestantischen Glauben gegen den katholischen umgetauscht, nahm er die Mönchskutte des Franziskanerordens an, ohne jedoch seine Studien dadurch aufzugeben. In Paris, welches er der Wissenschaften wegen besuchte, erhielt er den Meistergrad. Die übrige Zeit seines Lebens wohnte er in einer engen Zelle des Klosters St. Anna in Kamenz, in der er oft Besuche von Armen und Reichen empfing, die seine Hülfe beanspruchten. Denn er heilte durch Formeln und Wundersprüche, Wurzeln, Steine, Kraüter und Pflaster. Außer den Heilungen machte er vielleicht auch verschiedene chemische Kunststückchen, wodurch sein Ruf immer mehr stieg Man suchte ihn jedoch nur in der Noth auf, denn es ging von ihm das Gerücht, er habe sich dem Teufel verschrieben und dieser leiste ihm bei allen Heilungen getreuen Beistand. Als er endlich im Unwetter starb, da glaubte sich Niemand geirrt zu haben. Den Tag nach seinem Tode, als den Sonntag Lätare 1564, kamen aus Kamenz drei noch übrige Ordensbrüder und holten den Leichnam in aller Stille auf einem Düngerwagen ab. — Geschah dies aus Mangel an anderm Fuhrwerk, oder vielleicht, um noch dem Leichnam gegenüber tiefen Abscheu an den Tag zu legen? Oder geschah es aus Neid? Hatte Rudolph seine Ordensbrüder überflügelt? Uns steht Matthäus Rudolph hoch, als ein Mann, der sich mit Physik und den

Anfängen der Chemie beschäftigte. Er kannte wahrscheinlich die Schriften eines Albertus Magnus und Bako und war wie Faust seiner Zeit vorausgeeilt. [81])

Zwischen Bischofswerda und dem Landstädtchen Elstra erhebt sich der Hohnstein, in dunkler germanischer Zeit vielleicht der Frühlingsgöttin Freia geheiligt, die auch unter dem Namen Alczstra oder Ostra den Freunden deutscher Mythologie bekannt sein mag. Ein Flüsschen entspringt am Fuße des Hohnsteins und trägt in dem Namen Elster die Erinnerung an die freundliche Göttin in unsere Tage hinüber. Wo nun die Elster den Hutberg berührt, dessen Abhänge jetzt Getreidefelder decken, und dessen Gipfel bei 909 Fuß Höhe uns im Abend den Kolm und im Morgen die Landskrone schauen läßt, da ward im siebenten Jahrhundert, nachdem zwischen den Wenden und den Germanen ein zeitweiliger Friede geschlossen, von den ersteren eine Steinfurth durch den Fluß gelegt. **Camenjycs**, die wendische Bezeichnung dieser Furth ging auch auf die Ansiedelung über, die in der Nähe an der Elster entstand und trotz des felsigen Bodens immer blühender wurde. Wenn Carpzow den Namen der Stadt vom felsigen Boden herleitet, so scheint uns dies auch der Beachtung werth, da andere Orte auf gleiche Weise zu einem Namen gekommen. Erzählt wird uns ferner, daß in der letzten Hälfte des 11. Jahrhunderts ein Herr von Greifenstein, vom Kaiser Heinrich IV. als Burggraf in die Gegend gesetzt, das Schloß zu Kamenz bauen ließ, von dessen Mauerwerk jetzt nichts mehr übrig geblieben. Die Ritter von Grei-

fenstein, ursprünglich vom Rheine herstammend, und in der Folge Grafen von Kamenz genannt, verkauften die Stadt und die Gegend im Jahre 1318 an Woldemar, Kurfürsten zu Brandenburg. Als dieser das Jahr darauf ohne männliche Erben gestorben, kam Kamenz, wie überhaupt die gesammte Oberlausitz unter die böhmische Krone. Viel hatte die Stadt auch von den Hussiten zu leiden, welche 1429 als Sieger auf den Straßen und in den Haüsern mordeten und weder Greise noch Kinder, weder Mütter noch Jungfrauen schonten. Im letzten großen Brande 1842, aus dem die Stadt in junger Gestalt erstanden, blieben die Kirchen vom Feuer verschont, als wenige Reste der frühern Baukunst. —

Dem großen Dichter Gotthold Ephraim Lessing, der den 22. Januar 1729 zu Kamenz geboren wurde, dem Schöpfer eines „Nathan der Weise" und einer „Emilie Galotti", hat man in der Vaterstadt ein herrliches Denkmal gesetzt. Es ist das „Barmherzigkeitstift," ein Gebaüde zur Verpflegung und Heilung armer Kranker, die hier Aufnahme finden ohne Unterschied der Confession und des Vaterlandes. In der Mitte des Hauptganges der Anstalt befindet sich Lessings Büste, die an seinem 100-jährigen Geburtstage dort aufgestellt ward und auf einem Piedestale von sächs. Marmor folgende Unterschrift trägt:

Gotthold Ephraim Lessing
geboren zu Kamenz
den XXII. Januar MDCCXXIX
und gestorben
MDCCLXXXI.

Nicht will ich hier das Leben des Dichters zeichnen, der weit berühmt ist durchs deutsche Vaterland: Vielmehr soll meine Feder den Mann jetzt ehrend nennen, der den Gedanken erzeugte, unsrem Lessing solch einen Denkstein zu setzen. Johann Gottfried Bönisch ist's, von armen Eltern den 8. Juni 1777 zu Pomsen, zwischen Leipzig und Grimma geboren. Nicht zeichneten ihn glänzende Geistesgaben aus, noch begünstigte ihn das Glück, welches Manchen mit Reichthum überschüttet, sondern sein unbegrenztes Streben fürs Wohl der Menschheit und sein beharrlicher Muth haben ihn ein Werk zu Stande bringen lassen, das seinen Namen zugleich mit dem Namen Lessings verherrlicht. Er ließ sich nach kurzer Dienstzeit als Militärarzt erst in Bischofswerda und dann in Kamenz nieder, wo er, nachdem er in Leipzig promovirt Stadtphysikus ward. Als solcher nun vereinigte er seine beiden Lieblingspläne mit einander, eine allgemeine Krankenanstalt, und dem Dichter Lessing ein Denkmal zu errichten. Er arbeitete für diese Idee in allen Mußestunden, ließ öffentliche Aufrufe ergehen, schrieb an fürstliche Personen, an Gelehrte und Universitäten und brachte so ein Kapital zusammen, das den Bau des Barmherzigkeitstiftes ermöglichte. Nach und nach ward das Gebaüde erweitert und Bönisch sah sein Werk auf eine Weise gedeihen, wie er es sich kaum gedacht. Was er als Schriftsteller sich erwarb, das sah er nicht als sein Eigenthum an, sondern opferte es dem allgemeinen Besten. Darum ist es recht, wenn man ihn auf seinen Wunsch im Garten des Barmherzigkeitstiftes begraben. Dort ruht er im Angesichte der Anstalt, die

seine Tochter war. Viel Sorgen hat er erduldet und die Stunden des Kampfes sind ungezählt. Nun aber hat er gesiegt und ist eingegangen zu seines Herrn Freude. An seinem Grabmal sind ihm auf eiserner Platte die Worte geschrieben:

Dem von Gott gesegneten Begründer dieser Anstalt
Herrn Doktor und Ritter des Königl. Sächsischen
Civil-Verdienstordens
Johann Gottfried Bönisch.
Ihm ward die Palme gereicht
den 25. Juli 1831 in seinem 54sten Lebensjahre. [82])

Noch soll ein Mann aus vergangener Zeit vor unsere Augen treten. Ehe der unsterbliche Linné erschien, jene Sonne der Pflanzenwissenschaft, da leuchtete auch in der Lausitz das Morgenroth. Joachim Burscher, nach Einigen den 12. Juli 1594, nach Andern 1614 in Kamenz geboren, verdient in der Geschichte der Botanik einen bleibenden Namen. Wir begegnen ihm als Stadtphysikus zu Annaberg und später als Professor der Arzneikunde zu Soroë in Dänemark. Nicht kümmern uns jetzt die Streitigkeiten über die Richtigkeit der Angaben Otto's im Lexikon Oberlausitzer Schriftsteller und Künstler, sondern wir nennen Burschern nur als Verfasser naturhistorischer und medicinischer Schriften. Ich hebe hervor eine „Einleitung in die Pflanzenkunde (**Introductio ad cognitionem plantarum**) und ein Buch, das vom Erkennen

und Unterscheiden der Pflanzen handelt (**De cognoscendis atque distinguendis plantarum generibus**). In einer andern Schrift (**Tractat. de origine fontium**) leitet er die Entstehung aller Gewässer aus dem Meere ab, und in „**Tr. de venenorum natura et qualitatibus**“ schrieb er über die Natur und die Beschaffenheit der Gifte. Es prangt sein Name mit in dem Blumengeflecht, das Lausitzer Männer aus alter und neuer Zeit durch ihre Verdienste bilden. [83])

Mit einer Sage nehmen wir Abschied von Kamenz. Gleich wie in Budissin früher der feurige Hund sich sehen ließ, so erscheint auf dem Kamenzer Hutberge dann und wann ein schwarzer Ziegenbock, der sich nicht scheut, selbst am Tage bis an die Elster zu gehen, um badende Knaben zu vertreiben. Der Geist des klugen Mönches oder des letzten katholischen Bürgermeisters, Andreas Günther, welcher 1570 in Kamenz starb, soll in dieser Gestalt ohne Ruhe auf der Erde wandeln, bis Jemand so glücklich ist, einen verborgenen Schatz in der Annenkirche zu heben.

Und mit einer Sage treten wir in den Theil unserer Lausitz ein, der wie eine Meeresfläche sich ringsum bis an den Himmel verliert. — Bei Hoyerswerda, im Dorfe Groß-Särchen war einst ein gar böser Herr. Der fuhr mit Pferd und Wagen durch die Luft, wenn er nach Dresden wollte. Er saß dann vorn auf dem Bock, und lenkte selbst das Gespann, der Kutscher aber schlief im Innern des Wagens. Einst wachte derselbe auf und sah die

schwindelerregende Fahrt. Da überwältigte ihn der Schreck und er schrie laut auf, wurde jedoch von seinem Herrn mit harten Worten zur Ruhe verwiesen. Bald hätte Beide das Unglück erreicht, denn während der Herr dem Knechte befahl, fuhr der Wagen mit einem Ruck an eine Thurmspitze von Kamenz an. Dieser Herr vermochte auch aus schwarzen Haferkörnern, die er in den Kacheltopf that, kleine Soldaten zu zaubern. Die Soldaten wuchsen und wurden wie gewöhnliche Menschen. Doch krochen sie wieder zusammen und wandelten sich zu Haferkörnchen um, wenn der Herr gewisse Worte sprach. Einst hatte der Knecht gelauscht und es gelang auch ihm, bei Abwesenheit des Herrn, aus dem Hafer Soldaten zu schaffen. Als dieselben jedoch wieder in den Kacheltopf sollten, da hatte er die Zauberworte vergessen. Die Soldaten fielen über ihn her, schlugen ihn und machten ein solches Getöse, daß der Herr vom Felde kam und den Knecht befreite.

Oft bin ich einsam und still und auch an Freundes Seite unter Gespräch und Gesang durch die Heide gewandert.

„Keine Berge und kein Meer
Setzte zwar der Himmel her.
Kiefern nur und Sand bedecken
Rings der stillen Heide Strecken.
Fessellos die Blicke schweifen
Zu des Horizontes Reifen.“

Doch giebts auch keine Berge im Norden unserer Lausitz und wird auch der Fuß nicht am Gestade eines Meeres von grünen Wellen bespült, so betreten wir doch

ein poetisches Land. Geraüschlos fährt der Wagen durch den leuchtenden Sand und tief prägt sich der Fußtapfen des Reisenden in die Wege ein, wenn er langsamen Schrittes bis nach Muskau oder nach Niesky wandert. Den Acker gegen die Ueberfälle des Wildes zu schützen, umschließt oft den Anbau des Heidebewohners ein kunstloser Zaun; und doch sieht man nicht selten an den zertretenen Feldern die Spuren vom Besuche des Hirsches. Mit wenigem Unkraut gemengt stehen die Halme des Roggens auf dem sandigen Boden; da erblickt das Auge nichts von einem grünen Walde unter den körnertragenden Aehren, sondern wie Saülen einer majestätischen Kathedrale erheben sich die Halme in einfacher und anmuthiger Reinheit. Vom Segen des Ackers vermag der Wende, der Bewohner unsrer wald- und sandbedeckten Ebene, noch seinen Ueberfluß in die umliegenden Städte zu fahren. In der Nacht bricht er auf und fährt mit einförmigem Geleier aus dem Dörfchen hinaus, durch die schweigenden Kiefern und unter den noch stilleren Sternen. Nicht kümmert ihn zwar das Blinken der himmlischen Lichter; auch nicht der Morgenröthe Schein ergreift ihn wie den' wandernden Fremdling, der am frühen Morgen mit dem Reisestabe in der Rechten, seinem Gespann begegnet. — Wol ist es schön, auf hohem Berge den Aufgang der Sonne zu erwarten und sich vom Lichte der Tageskönigin noch früher vergolden zu lassen als unten im Thale der Kirchthurm und die grünende Flur: Doch schön ists auch, wenn in der Heide das Antlitz der Sonne beim Aufgang durch die Baüme schimmert, wenn der Morgenwind grüßend

die Vögel weckt, wenn rauchende Schornsteine am Waldes-
saum die sorgende Wirthin verrathen, und wenn am
weichen Heidemoos oder am graugrünen Grase krystallhelle
Tröpflein blinken. Und tritt gar ein Hirsch oder ein Reh
in vollkommener Ruhe auf den sandigen Weg, den selten
in früher Stunde des Menschen Sohlen berühren, und
schrickt das Wild dann auf vom Knacken eines brechenden
Zweigs, wie ein Traümender, der sich ein Eden gezaubert,
dann darf nur das Unrecht über die Einsamkeit klagen
und befangener Sinn den Heidemorgen verwünschen, wel-
cher in seinem Beginnen wie ein Sabbath des Herrn
erscheint. Doch ist dem Fremdling, der still durch die
Heide wandert, jeder Tag bis zur Nacht eine Gottesruhe,
wenn er anders in sich schon tiefen Frieden trägt. Nicht
gleicht die Ruhe dem Tod, den Manche auf dem Sande
vermuthen und unter den Nadelbaümen! Es blühn auch
neben dem Fahrgleis, das öfter der Wind wieder zuweht,
genügsame Gräser, Digitarien und das Borstengras
(**Digitaria humifusa, Setaria glauca u S. viridis**)
und über die Spuren des Rades sendet ein Traganth
(**Astragalus arenarius L.**) seine Auslaüfer hinweg,
die treuen Sprösslinge der Heide, welche den Boden küssen.
Im Moose selbst sprossen unter dem Dache der Kiefern
die Heidel- und Preiselbeeren (**Vaccinium Myrtillus L,**
und **V. Vitis Idaea L.**), der Adlerfarren (**Pteris aquila**)
und die Besenheide (**Calluna vulgaris Salisb.**), wäh-
rend auf den moorigen Brüchen neben der Moos- und
der Sumpfheidelbeere (**Oxycoccos palustris P. Vacci-
nium uliginosum L.**), der Porst (**Ledum palustre L.**),

die Heide (**Erica Tetralix L.**) und das Schnabelriet (**Rhynchospora alba Vahl.**) blühen. In der Nähe der Dörfer umfriedigt vom grünen Waldkranz, wechseln mit dem Roggen, Hirse und Buchweizen ab, die echten Charakterpflanzen unserer nördlichen Lausitz. Im Walde schimmert hie und da der Spiegel eines Teiches zwischen den Stämmen der Kiefern durch, und hat endlich der Wanderer das Wasser erreicht, so freut sich sein Auge des herrlichen Schmuckes. Wie die Königin der stehenden Gewässer, wie eine Schöpfung der Fee'n, von denen die Mythe uns freundliche Bilder entwirft, ein Abbild des schweigsamen Schwan's, der lilienweiß in seinem Elemente sich spiegelt, so schwimmt die Blüthe der Seerose (**Nymphaea alba L.**) auf dem ruhigen Wasser und tröstet den sinnigen Freund der Natur, daß er im Warmhaus nicht die V i c t o r i a r e g i a, die riesige Schwester einer andern Zone schaute. Die großen runden Blätter schaukeln sich auf den kreisenden Wellen, wenn ein Karpfen emportaucht, um nach der Nahrung zu schnappen. Dazwischen wieder blühen nicht selten die gelben Rosen (**Nuphar luteum Sm.**), und mit dem Froschlöffel (**Alisma Plantago L.**) im schlammigen Boden wurzelnd, erheben sich Igelkolben (**Sparganium natans L., Sp. ramosum Huds.**), Pfeilkraut (**Sagittaria sagittaefolia L.**) und Schlangenwurz (**Calla palustris L.**). Wenn solche Bilder aus Flora's schönem Reiche uns entgegentreten, wenn wir die Ameisen auf dem Boden in geschäftiger Eile sehen, wenn eine große Libelle uns fort und fort umschwirrt, und Schmetterlinge und die fleißigen

Bienen auf dem Heidekraut schwelgen, wenn der Specht mit seinem Schnabel das Holz spaltet und das Eichhörnchen darüber erschreckend, pfeilgeschwind von einem Baum zum andern setzt, und wenn der Mensch selbst auf solchem Gemälde seine Thätigkeit entfaltet, dann ist es nicht todt in der Heide. Findet der Forscher doch überall Leben, selbst Leben da, wo dem befangenen Auge der Tod entgegengrinst. —

Auf langer Heidewanderung wird vielleicht die Hütte eines Kohlenbrenners oder des Pechsieders uns aufnehmen, wenn ein Gewitter drohend am Himmel steht, und dann der Regen herabströmt in brausendem Gusse. Doch schöner ists darnach über den Sand zu gehen, der keinen Staub mehr bildet. Die Sonne scheint auf die schwarze Gewitterwolke; wir haben auf der einen Seite den Tag und auf der andern die Nacht, rings um uns prangen die blitzenden Bäume,

„und übers grüne Heideland
springt frisch der Regenbogen.“

Doch mag der Mensch jetzt in seiner Thätigkeit, der Bewohner der Heide mit seiner Geschichte und seinen Sitten in den Vordergrund treten. — Wir befinden uns im alten Gaue der Milczener, welcher nicht blos den nördlichen größern Theil der heutigen Oberlausitz umfasste, sondern sich selbst gegen Osten bis an die Grenzen von Polen erstreckte, und dessen Bewohner sich noch heute im Sprachdialect von den stammesverwandten Slaven der Niederlausitz unterscheiden, wo die Gaue Lusizi, Selpuli und Zarow lagen. Ueberhaupt vermag das Ohr

des slavischen Linguisten den Heidebewohner schon an der Sprache zu erkennen, wenn er nach den Lippenbuchstaben statt des schriftgemäßen y ein ó hören läſſt (lubi, lubo, lieb — my smy, mo smo, wir sind —), oder wenn er „wulke mužje“, die großen Männer, sagt, wo im schriftgemäßen oder Budissiner Dialect die Form „wulcy mužojo“ gebraucht wird. Der Sprachverschiedenheiten giebts noch mehrere, doch mögen nur die angedeuteten hier einen Platz gefunden haben.

Nicht liegt es im Plane meiner Bilder, jetzt kritisch den Streit zu beleuchten, den man seit langer Zeit darüber geführt, ob vor den Milczenern ein anderes Volk die Lausitz besessen, oder ob die Slaven die ältesten Völker sind, die hier sich niedergelassen. Ich höre viel Stimmen, die solches bejahen, und wieder hör' ich nicht minder gewichtige Stimmen, die in der Lausitz ein urgermanisches Land, bevölkert vom Stamme der Semnonen, erblicken. Die Semnonen waren nebst den verwandten Hermunduren, die weiter im Westen wohnten, ein Zweig der berühmten Sueven, und wurden von den eindringenden Slaven in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung verdrängt, bis endlich dem „Volke des Ruhms“ auch seine Stunde schlug. Im Verlauf meiner Bilder hat man es vielleicht schon gemerkt, daß letztere Ansicht auch die meinige ist. Unbekümmert darum, zu welcher Fahne meine Leser sich schlagen, wenn sie den oder jenen Gewährsmann studirt, steige ich weiter hinauf in sichergeschichtliche Zeiten.

Noch sind die heutigen Wenden wie die Milczener ein ackerbauendes Volk, und Spuren von aberglaübischen

Gebraüchen, zu denen ich bald zurückzukommen Gelegenheit finde, deuten vielleicht auf heidnische Sitten hin. Trotzdem aber ist der Slave ein anderer geworden; denn von dem Deutschen wurden ihm Tugenden und Fehler eingeimpft. Dittmar von Merseburg schildert die Milczener als ehedem freies Volk. Doch ging diese Freiheit spätestens im Jahre 922 zu Grabe, zu welcher Zeit Heinrich I. die Stadt Meißen erbaute, um von da aus den Tribut mit Waffengewalt einziehen zu lassen. Nicht wird erzählt, daß dabei die Milczener ihre innere Verfassung verloren, sondern dies mochte erst unter Otto dem Dritten geschehen, nachdem Otto I. viel Mühe gehabt, die slavischen Völker im Gehorsam zu erhalten. Otto III. lebte von 983 — 1002. Während seiner Regierung zog der Markgraf Eckhard I. von Meißen den Milczenern mit Macht entgegen, besiegte die Aufständischen und nahm ihnen ihre angeborne Freiheit. [84]) Die Siegslieder waren verklungen, welche längere Zeit getönt; die stolzen, freudigen Klänge sind heute fast vergessen. Noch giebts ein Lied, welches die Siege der Serben erwähnt; es lautet in ziemlich wortgetreuer Uebersetzung:

„Die Serben ziehn gegen die Deutschen ins Feld,
Verstehn kein einziges Wörtlein deutsch.

Sie satteln die Goldfüchse allesammt sich,
Sie legen die klirrenden Sporen sich an.

Sie gürten die blitzenden Schwerter sich um,
Versammeln sich alle im ebenen Feld.

Ziehn gegen die Deutschen zum ersten Mal,
Erringen, erringen dort großen Sieg.

Als dieses erfahren der König und Fürst,
So läſſt er ſie allzumal kommen vor ſich,

Giebt jedem ein neues, ein prächtiges Kleid,
Verpflichtet ſie alle zum Dienſte des Kriegs.

Zum andern Mal ziehen die Serben ins Feld,
Erringen dort wieder ſehr großen Sieg.

Als dieſes erfahren der König und Fürſt,
So läſſt er ſie allzumal kommen vor ſich,

Er läſſt ſie bekleiden mit lauter Sammt,
Er kleidet ſie alle in Scharlach roth.

Zum dritten Mal ziehen die Serben ins Feld.
Erringen zum dritten Mal großen Sieg.

Als dieſes erfahren der König und Fürſt,
So läſſt er ſie allzumal kommen vor ſich.

So läſſt er ſie allzumal kommen vor ſich,
Und giebt einen Goldfuchs dort jeglichem Mann,

Er giebt einen Goldfuchs dort jeglichem Mann,
Dazu noch zum Schmucke das blitzende Schwert. [85])

Da, wo der heutige Wende mit dem Deutſchen in öftere Berührung kommt, haben ſeine Sitten zum großen Theil ihr beſonderes Gepräge verloren. Doch werden in den einſamen Heidedörfern weder Schulunterricht noch Militärdienſt die nationalen Eigenthümlichkeiten und die

sich fortpflanzenden Gebräuche vollkommen verdrängen. Es feiert der echte Wende noch seine Hochzeiten und seine hohen Feste auf ererbte Weise, er singt noch seine Melodien und kleidet sich in besondere Tracht. — Wir wollen uns in ein stilles wendisches Dorf versetzen, das rings von Heide umschlossen ist. In zwei langen Reihen ziehen sich gewöhnlich die Gehöfte hin, ganz aus Holz gezimmert oder mit einem Grundbau von Eisenschlacken. Feste Mauersteine sind in der sandigen Ebene eine Seltenheit, es müsste denn hie und da verlassen ein erratischer Granitblock liegen, welcher nach der Annahme unserer Geologen seine Heimath auf den Gebirgen Finnlands hat. Darum sind den Bewohnern der Heide jene Schlacken ein willkommener Ersatz; sie werden aus den Eisenwerken, deren ich im Verlauf meiner Bilder noch spezieller gedenke, über die steinarme Ebene versendet und bieten im Mauerwerk durch ihre grüne oder blaue Färbung eine eigenthümliche Ansicht. Ein gewöhnliches Heidedörfchen also, in welchem keine schweren Werkhämmer tönen und keine thurmhohen Essen über die Ziegeldächer der Schmelzhütten ragen, mag jetzt auf unsern Wanderungen als Ruhepunkt dienen und uns durch seine Bewohner fesseln. Es ist Osterwoche. Auf einem freien Platze haben sich des Abends die erwachsenen Mädchen versammelt und bis in unsere Stube dringt ihr Gesang. In der Osternacht ziehen sie vor jedes Haus, um etliche Strophen eines geistlichen Liedes zu singen, und dann nach durchwachter Nacht am Morgen des ersten Ostertags in die Kirche zu wandern, welche nicht selten im entlegenen

Nachbardorf sich findet. Sollte diese Sitte nicht manches Opfer fordern, das schwerer Krankheit anheimfällt, oder den Adel seiner Seele, die vom Himmel ihm eingepflanzte Unschuld verliert? — Während in der Osternacht die Mädchen ihre Gesänge beharrlich vollenden, sind auch die Burschen nicht in die Arme des Schlafs gefallen, und um die Mitternachtszeit treten sie hinaus auf das Feld und feiern mit Freudenschüssen das Auferstehungsfest ihres Erlösers. Da zieht plötzlich Leben durch die Heide; die dunkeln Kiefern hören den Gesang und die Schüsse und können doch nirgends die frohlockenden Jäger erblicken, welche sonst zuweilen, freilich im Tagesschein unter dem Nadeldach keuchende Hirsche oder den wüthenden Eber verfolgten. Sie schütteln verwundert ihre bemoosten Aeste und denken vielleicht noch im Morgenschein über das Räthsel nach, wenn Alles wieder still geworden, und die braunen Binsen im Moor geheimnißvoll ihre Aehrchen schaukeln. — Wenn dem Heidedörfler Tage und Wochen in stillem Einerlei vergehen, wenn er das Feld bebaut oder im Hause seine Beschäftigung findet, dann begrüßt er um so lauter jedes frohe Ereigniß. Zum Pfingstfest pflanzt er auf den grünen Platz vor der Schenke eine weißstämmige Birke, putzt sie an mit farbigen Bändern und Tüchern und umtanzt sie jubelnd beim Klang der Musik. — Eigenthümlich sind die Gebraüche beim Hochzeitfest.

Nicht wird dasselbe in der Stille begangen, sondern lautes Gepränge begleitet die Brautfahrt zur Kirche; voran die Spielleute mit der dreisaitigen Geige, mit der

Schalmei und zuweilen mit dem wendischen Dudelsack; dann folgt der Hochzeitbitter, der Vertraute des Braütigams, oder der sogenannte **Braška**, und mit ihm die Braut, von ihren beiden Ehrendienern begleitet. Bei ihnen sitzt die **Słonka** oder sogenannte Salzmäste, eine bejahrte Frau, welche gewöhnlich Pathe der Braut, ihre Rathgeberin während der Hochzeit und die Wirthin der Gäste ist. Zwei Züchtjungfern bilden den Beschluß vom Gefolge der Braut, worauf erst der Braütigam mit ähnlicher Begleitung, mit seiner **Słonka**, seinen Führern und beiden Züchtjungfern sich auf besonderem Wagen dem Zuge anschließt. Die Aeltern, Verwandten und sonstigen Gäste bilden den Schluß des Ganzen, doch so, daß die Angehörigen der Braut immer den Vorrang haben. Ehe der Zug zur Trauung sich geordnet, wird dem Braütigam und seinem Gefolge die Thür ins Vaterhaus der Braut nicht sogleich geöffnet. Der **Braška** begehret Einlaß und bezeuget, daß ehrliche Leute gekommen seien, um Herberge zu suchen. Nach vielem Weigern öffnet der Vater, und nur der **Braška** tritt ein, um eine nochmalige Werbung um die Braut zu halten. Endlich nach erlangter Einwilligung ists erst dem Braütigam erlaubt, mit seinen Gästen ins Haus zu treten, und es wird ihm als Braut eine alte Frau vorgeführt. Da der **Braška**, der im Namen des Braütigams zu reden und zu handeln hat, solche nicht begehrt, so führt man sie weg und bringt endlich ein junges Mädchen, aber nicht im hochzeitlichen Anzuge. Auch dies wird verworfen, und nun erst erscheint der Vater mit der geschmückten Braut an

der Hand. Während man derselben den neuen Lebensweg mit seinen Pflichten vor die Seele führet und sie auffordert, Abschied von den Ihrigen zu nehmen und dem Braütigam als Zeichen ihrer Einwilligung die Hand zu reichen, werden die Hochzeitwagen draußen in Bereitschaft gesetzt. Die Pferde sind mit Blumen und klingenden Schellen geschmückt und die Musik spielt zu wiederholten Malen auf dem Wege zur Kirche folgendes Lied:

Mamy ju, ha mamy ju, ha nikomu ju neda my.
Wedźemy ju, wedźemy ju! Nikomu ju neda my.

Haben sie, ja! Haben sie, ja!
Geben nun Niemandem sie.

Führen sie, ja! Führen sie, ja!
Geben nun Niemandem sie. [86])

Die Gäste haben Branntwein und Kuchen und theilen solchen während der Fahrt den ihnen Begegnenden mit. Ist die Trauung vorüber, dann ziehen die Geladenen zurück in das Haus der Braut, wo das Hochzeitfest oft drei Tage lang mit Essen, Trinken und Tanz gefeiert wird. Bald nach der Hochzeit fährt der junge Mann seine junge Frau heim. Sie sitzt dann hoch zu Wagen auf dem Heirathsgut und überreicht an dem Orte ihrer Bestimmung der ersten Person, welche ihr entgegenkommt, ein hausbackenes Brot; oder sie lässt eine schwarze Henne fliegen, um aus deren Fluge den Orakelspruch über ihr künftiges Eheleben zu erfahren. Verlässt die Henne das Gehöfte, so gilt dies als trauriges Vorzeichen, daß die Frau auch den Mann verlassen werde. — Von dem reichen Schatze der wendischen Volks-

lieder, wie solchen uns Leopold Haupt und Johann Ernst Schmaler nach unendlicher Aufopferung in prachtvoller Ausgabe mitgetheilt, möge auch hier eine Probe stehen:

Der Abschied der Braut.

„Nun schicke zur Reise Dich, liebliche Maid,
Fort musst Du jetzt unter der Freunde Geleit.

Vier Rösselein sind vor den Wagen gespannt
Und alle zum Hofe hinaus gewandt.

Mit diesen musst fahren Du Mägdelein,
Hier aus diesem Hause so gut und so fein
In's andere Haus, das noch besser wird sein.

Jetzt fall' um den Hals dem Väterchen Dein
Und gute Nacht sage dem Mütterlein."

„„Gut' Nacht, alter Vater mein, gute Nacht!
Für Abend und Morgen, für Sorgen und Wacht,
Für die Hochzeit sei stilllöblich Dank Dir gebracht.

Gut' Nacht, alte Mutter mein, gute Nacht!
Nicht mehr bin ich jetzt euer Töchterlein,
Gehöre dem Manne, mein Herz ist sein.

Gut' Nacht, ihr zwei Schwestern mein, gute Nacht!
Zu lieben euch beide seid immer bedacht,
Wie Schwestern es sollen, wie wir es gemacht.

Gut' Nacht, ihr zwei Brüder mein, gute Nacht!
Zu lieben euch beide seid immer bedacht,
Wie Brüder es sollen, wie wir es gemacht.

Gut' Nacht, ihr Gespielinnen all', gute Nacht,
Die wir bei der Spinte gescherzt und gelacht,
Manch lustiges Tänzchen zusammen gemacht.

Bringt her nun mir alle die Sachen mein,
Mitnehmen will Alles ich, reich will ich sein.

In Alles auch müsst meinen Namen ihr näh'n,
Damit ich, was mein ist, mag kennen und sehn.

Aus der Kammer die Truhen, die Betten so fein,
Sie soll'n auf den Wagen gebreitet sein,
Daß, wo wir anhalten, es zierlich erschein'.

Und Einige geht an den Wagen, habt Acht,
Daß um er nicht werfe, darauf nehmt Bedacht.
Gut wird es euch dünken, wird Dank euch gebracht.

Schon schau' ich auf's Haus, auf das neue dorthin,
In welches ich fröhlich und traurig muß ziehn.
Gott geb' uns Gesundheit und Frieden darin!""

„Willkommen, willkommen, schön Hannchen! nun sprich
Wo hast du den Vater, begleitet er dich?
Bringst du ihn gefahren, wie freue ich mich!"

„„Er kommt hinter mir schon, er ist nicht mehr weit,
Bringt Alles gefahren, wie bin ich erfreut!""[87])

Ein wahrhaft ruhiges Bild bietet uns das Familienleben des Heidebewohners. Der Mann bebaut seinen Acker und die Frauen und erwachsenen Töchter spinnen daheim das Garn zur Leinwand oder sind bei dem Vieh beschäftigt, während die kleineren Knaben und Mädchen den Aeltern nach Kräften zur Hand gehen, die jungen Gänse auf der Dorfaue hüten und den Fremden anstarren, der in deutscher Sprache nach dem richtigen Wege fragt. An langen Winterabenden kommen auch wol die Mädchen zusammen und setzen sich an das flackernde Feuer des Kamins; sie spinnen, erzählen sich Märchen

und singen ererbte Lieder, bei denen besuchende Burschen sie nicht selten durch ihren Baß unterstützen. Mögen auch diese Spinngesellschaften nicht selten unser gerechtes Mißfallen erregen, so können wir doch im Allgemeinen nicht leugnen, daß sie nebenbei selbst Gutes befördern. Die Burschen werden abgehalten vom Besuche der Schänken, die Mädchen zu gemeinsamer Thätigkeit angespornt, und das Volkslied mit dem Märchen leben von Neuem auf im Munde des jungen Geschlechts. Freilich erhält auch der Aberglaube durch solche Zusammenkünfte zuweilen neue Nahrung. Man erzählt sich vom Mittagsgespenst und von den Wassernixen, von den Ludki und der unglückverheißenden Wehklage. — Den Lesern wird es vielleicht nicht unangenehm sein, wenn ich bei dieser Gelegenheit einige Proben der wendischen Volkspoesie mittheile und einige aberglaübische Gebraüche anführe, an denen der ältere Wende noch mit Beharrlichkeit hängt. Zwar gebe ich hier zu, daß auch der Deutsche nicht immer mit hellem Kopfe da stehen mag, daß viele Irrlichter noch in seinem nebligen Hirne spucken.

Des Aestleins Lehre.

Gegangen ist fröhlich das Mägdelein
Gras schneiden im lieblichen grünen Hain.

Viel Hände voll hat sie schon emsiglich
Zusammengelegt in die Bürde sich.

Als aber sie aufgestanden im Hain,
Da hat sie geschlagen ein Aestelein.

„Warte, warte du böses Aestelein,
Daß du mich so schlugst in's Gesicht hinein.

Ich habe zwei Brüderlein zu Haus,
Ich will dich schon lassen schneiden aus.

Ich will dich schon lassen schneiden weg,
Und abhauen an der Erd' auf dem Fleck."

„„Und wenn sie mich schneiden im Herbste aus,
Im Frühlinge schlag' ich doch wieder aus.

Die Sprossen sie werden dann so schön,
Viel grüner noch und noch viel frischer stehn.

Doch, Kind, ist's um deine Ehre geschehn,
So wirst du sie nimmermehr wiedersehn."" [88])

Der vergiftete Jungherr.

Grausige Kälte fiel uns an,
Türkische Schaaren stürmten heran.

Wo ist der ungrische junge Herr,
Daß er den Türken Widerstand thu'?

Junger Herr rüstet zum Kriege sich,
Saget der jungen Herrin Ade.

„Segne Dich, junge Herrin, Gott,
Bis aus dem Krieg' ich kehre heim."

Waren geritten die Hälfte des Weg's,
Dürstete schon der junge Herr.

Türke bestellte ein altes Weib,
Daß sie den Jungherrn vergäbe mit Gift.

„Laß mich, zu Liebe, zu Liebe mir,
Trinken dein Wasser, du altes Weib."

Kaum daß vom Wasser getrunken er hat,
Alsbald erkrankte der Jungherr schwer.

„Nicht mir zu Liebe, zu Liebe nicht mir,
Du hast vergeben mich ja mit Gift.

Hätte mein Gott mich doch so lieb,
Daß meiner Herrin er's wissen ließ."

Als dort der Sonnabend Abend kam,
Junge Herrin im Büchlein las.

Junge Herrin im Büchlein las,
Lehrete freundlich die Kindelein.

„„Höret nur, sehet nur, Kindlein lieb,
Wie es schön laütet im Paradies.

Wie es schön laütet im Paradies,
Laütet zur Messe den Vater ein.

Wollen nur gehn in den Garten hinab,
Wollen dort singen und beten zugleich.

Wollen dort singen und beten zugleich,
Unseres Gottes vergessen nie.""

Brünnlein ist überflossen mit Blut,
Baümlein ist tief zur Erde geneigt. [89])

Traurige Hochzeit.

Die Burschen schicken zur Hochzeit sich an,
Sie legen die klirrenden Sporen an.

Die Raben fliegen wol auf und ab,
Und krächzen gar schaurig auf sie hinab.

Die Raben, sie fliegen wol auf und ab,
Sie krächzen ein Lied von Tod und Grab.

Die Glocken schlagen zum ersten Mal an,
Da fragt die Braut bei den Brautführern an:

„Wo bleibt nur, wo bleibt nur mein Braütigam?
O daß er noch immer, noch immer nicht kam!

„„Der Braütigam ist dort im Kämmerlein,
Er schmückt sich zierlich, er kleidet sich fein.““

Die Glocken schlagen zum zweiten Mal an,
Da fragt die Braut bei den Züchtjungfern an:

„Wo bleibt nur, wo bleibt nur mein Braütigam?
O daß er noch immer, noch immer nicht kam!“

„„Dein Braütigam bald aus dem Kämmerlein kehrt,
Er gürtet sich um nur sein blitzendes Schwert.““

Die Glocken schlagen zum dritten Mal an,
Da fragte die Braut zum dritten Mal an:

„Wo bleibt nur, wo bleibt nur mein Braütigam?
O daß er noch immer, noch immer nicht kam!“

„„Dein Braütigam stürzte vom Rosse herab, —
Sie graben ihm morgen das kalte Grab.““

„So reißet mir ab das Hochzeitkleid,
Lasst still mich vergehen in meinem Leid!

So lasset mich trauern Jahr und Tag,
Um ihn, der an meinem Herzen lag!

Um ihn, der mich lebend nimmer betrübt,
Den ich geliebet, der mich geliebt!“ 90)

Das Paradies und die Hölle.

Es erhob die erste Seele
Sich und ging zum Paradiese,

Spielen dort die Seelen,
Singen dort die Engel.

Es erhob die and're Seele
Sich und ging zur Hölle.

Brüllen dort die Löwen
Und die Erde bebet. [91])

Scherzlied.

Hinter unserm Backofen spielen die Mücken,
Spielen die Mücken,
Thun sich die rothgrünen Röckelein flicken.

Dort in unsrer Pfütze quaken die Frösche,
Quaken die Frösche,
Tragen grüne Spenzer und graüliche Wäsche.

Hinter unserm Schuppen da bauen die Spatzen,
Bauen die Spatzen,
Von geringem Korn und dem Bauer sie schwatzen.

Dort in unsrer Scheune quieken die Maüse,
Quieken die Maüse,
Machen das Getreide hochsteigend im Preise.

Dort in unserm Weizen birgt sich die Wachtel,
Birgt sich die Wachtel,
Kauf mir Glück! kauf mir Glück! du alte Schachtel.

Unter unserm Dache sitzen vier Katzen,
Sitzen vier Katzen,
Knacken dort Pflaumenkern' für unsere Ratzen.

Hoch in unsern Staarmästen pfeifen die Staaren,
Pfeifen die Staaren,
Kommen zur Großwurst zusammen in Schaaren.

Ueber unsre Raine jetzt Nochtener jagen,
Nochtener jagen,
Bringen zur Kirmeß uns Theer für die Wagen. [92])

(Nochten, ein Dorf an der Straße von Bauzen nach Muskau.)

Diter Bernhard.

„Es war aber einmal ein vornehmer frommer Herr mit Namen Diter Bernhard, so fromm, daß er seine Kleider in die Sonnenstaübchen hängen konnte, ohne zu fürchten, daß sie auf die Erde fielen. Er ging jeden Sonntag in die Kirche und erblickte dort einst den Teufel hinter dem Altare sitzen, wie er die Namen derjenigen auf eine Kuhhaut schrieb, welche in der Kirche schliefen. Der Teufel hatte aber die Haut ganz und gar vollgeschrieben und fing sie daher an mit den Zähnen auszudehnen, damit er noch mehr aufschreiben könnte. Sie entschlüpfte ihm aber auf einmal und er schlug mit dem Kopfe so an die Wand hinter sich, daß ihm ein Zahn ausfiel. Hierbei konnte sich Diter Bernhard des Lachens nicht enthalten. Weil er aber in der Kirche gelacht hat, so rechnete ihm dies der liebe Gott als eine große Sünde an. Als Diter Bernhard nach Hause gekommen war, wollte er seine Kleidung wieder an die Sonnenstaübchen hängen, aber diese hielten sie nicht mehr und sie fiel dort zur Erde. Darüber erzürnte er sich und wollte dem lieben Gott auch etwas zum Possen thun. Und er nahm Brosamen und warf sie in seine Stiefeln und schritt einher, indem er so Gottes Gabe mit Füßen trat. Deswegen

entführte ihn bald ein Wagen in die Luft und er fährt dort seiner Bosheit wegen noch bis zum heutigen Tage umher. [93])

Wir wollen einer Spinngesellschaft lauschen. Deshalb setzen wir uns mit an das helle Feuer, das seinen Schein über den vordern Theil der Stube ergießt und die Gesichter der Burschen und Mädchen scharf beleuchtet. Hinter ihnen herrscht geheimnißvolles Dunkel, das nur undeutlich die Gegenstände erkennen läßt. Die Rädchen schnarren, die Flamme prasselt und näher rückt die Gesellschaft, wenn die Erzählerin ihre Geschichten beginnt.

In Lohsa war Tanzmusik und lustig schwenkten sich die Paare. Nur der schöne Georg saß auf der Bank bei der Musik und that geringen Bescheid, wenn ihm seine Kameraden den Bierkrug reichten. Sein Mädchen war noch nicht gekommen, mit dem er am liebsten tanzte und immer blickte sein Auge nach der offenen Thüre, vor welcher lustige Gruppen standen. Da auf einmal erschien die Erwartete und mit ihrem Eintreten kehrte Georg zu sich selbst zurück. „Wo bist Du so lange geblieben?" sprach er, indem er der ankommenden Jungfrau die Hand reichte und ihr die volle Kanne bot. „Ich habe so lange gewartet!" „Mein Vater hatte noch Arbeit für mich, und bald muß ich auch wieder nach Hause! Man wird mich doch gern unter Euch sehen?" Als Antwort faßte sie der schöne Georg und führte sie mit sich zum Tanz. Durch die Reihen der Mädchen und Burschen

aber lief die Kunde: „die Tochter des Wassermanns ist gekommen!" Doch war man ihres Besuches gewöhnt und wunderte sich nur, als zeitlicher wie gewöhnlich das Mädchen verschwand. Georg gab ihr das Geleite, und Neugierige sahen Beide nach dem Ramuš, einem früheren Teiche bei Lohsa gehen, wo der Wassermann nebst seiner Tochter wohnte. Diesmal kehrte Georg nicht um, sondern folgte dem Zureden des Mädchens, ihre Aeltern zu besuchen. Das Wasserfraülein schlug mit einer Gerte hinein ins Wasser, und schnell theilte sich dasselbe, um eine tiefe Gasse zu bilden. Der Bursche stieg beklommen mit hinab und gelangte auf grünberastem Wege zur Wohnung des Wassermanns. Dort leuchtete eine andere Sonne, freundliche Gärten umgaben das Schloß und Alles zeugte von Reichthum. Das Menschenkind ward freundlich aufgenommen und eben so freundlich wieder entlassen. Der Wassermann liebte die Menschen und erschien selbst dann und wann unter ihnen, um sein Getreide zu verkaufen. Dann erkannte ihn Jeder an den triefenden Kleidern und an dem rothen Käppchen, welches sein Haupt bedeckte. Seine Töchter aber, die nicht selten zu Tanz und Spiel auf der Erde erschienen, hatten stets einen nassen Saum an den Gewändern.— Da fing der alte Hausvater, welcher in einer dunkeln Ecke der Geschichte zugehört hatte, an und sprach: Nicht immer ist der Wassermann und seine Frau dem Menschen geneigt, wenn auch die Töchter nie feindlich gegen Euch Burschen sich zeigen. Die Jugend trägt ja oftmals ganz andere Gesinnung, und der Haß, den die Alten hegen, wandelt

sich in ihren Kindern nicht selten zur Gewogenheit um. So soll es auch sein. Wie würde sonst der ewige Friede erscheinen, der nach der Schrift einst Alle umfassen soll? Ich weiß gar wohl mich mancher Opfer zu erinnern, die der Wassermann und die Wasserfrau mit sich hinab in ihre Wohnung zogen, in eine Wohnung, wo für den Menschen keine Blumengefilde sich zeigen, sondern ein nasses Grab. Der Wassermann verlangt jedes Jahr sein Opfer, und sind es nicht Menschen, so müssen es Thiere sein. Daß er aber oben auf der Erde sich freundlich zeigt, das thut er mit gutem Bedacht, da er weiß, wie hier bei uns, außer dem Wasserreich, seine Macht schwindet. Ein beherzter Mann könnte ihn leicht gefangen nehmen und zu seinem Diener machen.

Der Anfang der Erzählungen war durch die Geschichte vom Wassermann und seinen Töchtern gemacht, es drängte sich Sage auf Sage. Ich will jetzt im Zusammenhang Manches von dem Gehörten wiederzugeben versuchen, in kurzer, einfacher Weise, wie einen Auszug von all den Gesprächen, die ein Spinnabend der Wenden mit sich bringt.

Nicht ist es gerathen, des Mittags von 12 bis 2 Uhr auf dem Felde zu bleiben. Wagt es Jemand, um nicht erst den weiten Weg ins Dorf machen zu müssen, und will er auf den Rasen sein Brot essen und der Ruhe pflegen, so erscheint die **Připołnica** oder das Mittagsgespenst, um ihn zu peinigen. Ohne Aufhören muß der Geängstigte von der Aussaat und der Zubereitung des Flachses erzählen, und erst wenn die übrigen Arbeiter

wieder erscheinen, geht **Připołnica** von dannen. Hat aber der Geprüfte nicht die Zeit auszufüllen verstanden, so fällt er dem Geiste, der als großes, weißgekleidetes, weibliches Wesen erscheint, zum Opfer. Der Tod oder Krankheit mit Kopfschmerz verbunden, sind unausbleibliche Folgen.

Aber auch freundliche Wesen begegnen uns in den wendischen Mythen. Es sind die **Ludki** oder die kleinen Leute und die Wehklage oder **Bože sedleško.** — Oft geht eine Sage weit durch das Land; sie wohnt auf den Bergen und unten im Thal, sie knüpft sich an Höhlen, von der Natur geschaffen, und wieder an Erdwälle, an die geheimnißvollen Werke eines alten Volkes. Was ich von den Querren gesagt, das müßte ich auch von den Ludki der Wenden erzählen, müßte von ihrem Verkehre reden, in welchem sie mit den Menschen gestanden, und wie sie dann fortgezogen in mächtigen Schaaren, um sich eine andere Heimath zu suchen. Die Glocken vertrieben auch sie aus ihren Erdhöhlen, in denen sie lange gelebt.

Die Mythe von der Wehklage erinnert uns an den Abschied, den wir vom Heidedörfchen zu nehmen haben, wenn unser Fuß die Wanderung fortsetzen soll, die wir im Gebirge der Lausitz begonnen; wir wollen nach Muskau reisen, der freundlichen Oase mitten in sandiger Heide. Uns klingt noch die letzte Geschichte aus der Spinnstube im Gedächtnisse fort, die Erzählung von der **Bože zedleško,** die als weißgekleidetes Kind oder als weißgefiederte Henne zuweilen erscheint, um durch ihren Klageton vor nahem Unglück zu warnen. Im Jahre 1706, als

die Stadt Muskau von heftiger Feuersbrunst betroffen wurde, hörte man lange vorher schon das Wehe.[94])

Wir begrüßen bei Muskau die Neisse wieder, deren Spiegel nach Messungen Gersdorfs eine Meereshöhe von 333 Fuß behalten hat, nachdem sie von Görlitz aus um 188 Fuß gefallen. Am linken Ufer des Flusses zieht sich Muskau hin, durch seinen wendischen Namen **Mužakow** d. h. Männerstadt, die Slaven als Gründer bekundend. Die ältesten Besitzer der Stadt und Herrschaft gleichen Namens waren die Herren von Biberstein, von denen das Besitzthum nach dem Tode Ch. von Bibersteins 1558, als erledigtes Lehen in die Hände des Kaisers Ferdinand I. fiel. Von solchem durch Kauf an Fab. v. Schönaich übergegangen, fiel die Herrschaft später wieder an Kaiser Rudolph II. zurück, der sie 1597 an Wilhelm, Burggrafen von Dohna verkaufte. Im Jahre 1645 kam Muskau in den Besitz der Familie von Callenberg, deren berühmtes Nebenglied, Fürst Hermann v. Pükler sich große Verdienste durch die Verschönerung des Ortes und der Gegend erwarb, der aber vor wenigen Jahren seine liebgewonnene Herrschaft in der Uebereilung an Friedrich, Prinzen von den Niederlanden, verkaufte. Aus der Geschichte der Stadt habe ich bereits des großen Brandes im Jahre 1766 Erwähnung gethan, und will jetzt noch der Theurung gedenken, die im Jahre 1772 hier herrschte, und zu deren Erinnerung Graf A. H. von Callenberg eine eiserne Saüle nahe an der wendischen Kirche errichten ließ. Im Park, welcher sich an beiden Ufern der Neisse aus-

breitet, tritt uns Pücklers schaffender Geist entgegen, der, wenn auch mit großen Kosten, dort grüne Waldgehege und dort die lieblichen Wiesenpläne hervorzurufen wusste, wo die Natur vorher in größter Aermlichkeit sich gezeigt. Aus dem Blumengarten verliert sich der Fuß des Besuchers auf den sandigen Wegen im geheimnißvollen Waldesdunkel, oder er betritt auf dem rechten Ufer der Neisse eine bewachsene Höhe, wo das Jägerhaüschen und eine Eremitage zur Ruhe einladen. Mächtige Baüme breiten ihre Aeste aus und beschatten einen Boden, der ihnen erst im Mannesalter zum Wohnplatz angewiesen ward. Auf besonders zu diesem Zweck gebauten Wagen ließ der Fürst alte Bäume aus der Ferne herbeischaffen, um sie zu Zierden seines Parks zu verwenden, und immer weiter gedachte er seinen großartigen englischen Garten anzulegen, wenn das Besitzthum in seinen Händen geblieben. — Auf entgegengesetzter Seite, links an der Straße, auf welcher man von Bauzen oder von Niesky aus in Muskau einwandert, liegen am Fuße einer bewaldeten Höhe die haüfig benutzten Moorbäder, besonders von solchen Kranken besucht, welche das berühmte Karlsbad verlassen haben. Seit 1822 errichtet, ist mit ihnen auch eine Trinkanstalt verbunden, und die durch Analyse gefundenen Bestandtheile des Wassers an freier Kohlensaüre, an kohlensaurem Eisen, schwefelsaurer Magnesia, an Kiesel- und schwefelsaurer Kalkerde dürften nach dem Zeugnisse eines Arztes besonders gegen Hämorrhoidalbeschwerden, gegen Verdauungsfehler, Magenkrampf und Nervenschwäche wirksam sein. Zu den Moorbädern muß

der taugliche Schlamm, welcher beim Verbrennen einen schwefeligen, bituminösen Geruch entwickelt, aus der Ferne herbeigeschafft und in dem Mineralwasser zu einem gleichmäßigen Brei gekocht werden.

Nicht weit von den Bädern befinden sich die Alaunwerke mit Siederei, deren Geschichte bis vor das Jahr 1597 hinabreicht. Aus der sogenannten Alaunerde, welche man bergmännisch aus den Tiefen holt, wird das Salz gewonnen, und auf dem Boden ringsum giebt der Meerstrands-Gänsefuß (Schoberia maritima. C. A. Mey.) ein Beispiel zu dem Satze des Botanikers, daß gewisse Pflanzen sich alsobald dem Blicke des Beobachters zeigen, wenn das Erdreich in günstige Verhältnisse für ihr Gedeihen tritt. War der Same bereits in dem Boden vorhanden, schlummerte er nur, um dann erst den Keim hinauf an's sonnige Licht zu senden, sobald der Boden durch gewisse Stoffe geschickt geworden war, dem Pflanzenkinde die nöthige Nahrung zu geben? Oder vermochte die Umwandlung des Bodens auch die Art zu verändern und statt eines gewöhnlichen Gänsefußes jene Form zu erzeugen, welche wiederkehrend am Ufer des Meeres und auf den Salinen sich findet? Es hängt der Naturforscher an der ersten Hypothese und führt aus der Heide noch mancherlei Beispiele vor, die seiner Annahme zum Gefolge dienen. Wenn wir einen jener Holzschläge besuchen, wie deren bei unsern Streifereien durch die Waldung genug dem Auge sich zeigen, und wenn wir dann auf dem Sande uns umsehn, um nähere Kenntniß von der Flora zu nehmen, so treten dem Blicke in ziemlicher

Anzahl zwei einjährige Pflanzen entgegen, die **Spergula pentandra** und das **Senecio sylvaticus**, ersteres als Nebenart verschwistert mit dem bekannten Futterspark, den der Landmann im Herbst auf seinen Acker sä't, letzteres ein Kreuzkraut mit gelben Blüthen.

Bietet nach Jahren sich die Gelegenheit dar, solche Plätze wieder zu besuchen, so ist auf ihnen junges Holz emporgewachsen und der Spark mit dem waldliebenden Kreuzkraut sind verschwunden. Beide verschmähen die grünen Kiefern, zu denen zuerst das schmalblättrige Weidenröschen (**Epilobium angustifolium**), und wenn die Stämme emporgewachsen und stärker geworden sind, das Heidekraut (**Calluna vulgaris**) erscheint, um sich des Bodens zu bemächtigen, auf dem vor Jahren andere Gewächse blühten. Am abgelassenen Fischteich tritt uns ein ähnlicher Wechsel entgegen. Zwischen dem Getreide, das man auf ihn gesä't, wachsen ein Fingerkraut (**Potentilla norwegica**) und eine Segge (**Carex cyperoides**). Sobald jedoch wieder Wasser zwischen seinen Ufern flache Wellen schlägt, und das Mannagras (**Glyceria fluitans R. B.**) sich darin badet, so ist die Segge und das Fingerkraut verschwunden. Ihre Samen schlafen im überschwemmten Erdreich, um erst zu neuem Leben sich zu entfalten, sobald der Teich wieder zeitweilig in Acker verwandelt ist —

Noch lebt in Muskau der greise Dichter Leopold Schefer, im Jahre 1784 daselbst geboren, und von dem Fürsten Pükler mit einer freundlichen Villa am Spremberger Thore beschenkt. Aus seinem Laienbre-

vier dürften folgende Worte unsers Lausitzer Dichters geistige Stärke und sein entschiedenes Wesen bezeichnen:

Dir müssen Feind sein: die die Knechtschaft wollen!
Dir müssen Feind sein: die die Wahrheit fürchten!
Dir müssen Feind sein: die das Recht verdrehen!
Dir müssen Feind sein: die von Ehren weichen!
Dir müssen Feind sein: die nicht Freunde haben!
Dir müssen Feind sein: die nicht Feinde haben,
Weil, um für sich Verzeihung zu gewinnen,
Die Welt zu leicht verzeiht. — — — — —

Es würde mir gewiß zum Vorwurf gereichen, wollte ich unter den Lausitzer Männern nicht auch Nathanael Gottfried Leske's gedenken, der 1751 den 22. October in Muskau geboren ward. Nach vollendeten Studien in Budissin und Leipzig wurde er in letzterer Stadt 1775 Professor der Naturgeschichte und drei Jahre später Professor der Oekonomie. Seinem Fleiße verdanken wir noch eine Menge gediegener Werke, unter denen ich nur die „Reise durch Sachsen“ hervorhebe, unvollendet zwar, aber dessenungeachtet nicht minder wichtig. Der Verfasser erschließt uns darin die Natur der östlichen Lausitz und bekundet seinen echten Forschergeist. Zu früh für die Wissenschaft starb er den 25. November 1786 in Marburg, wohin er gezogen war, um einem Rufe Folge zu leisten. Noch hatte er die Professur daselbst nicht angetreten, denn auf der Reise nach dem Orte seiner Bestimmung wurde der Schlitten umgeworfen und Leske kam krank in Marburg an, um nicht mehr zu genesen. Dem Lehrerstande aber und Allen, welche die Hebung der Volksschule und somit des Volks überhaupt im Auge

haben, dürften Leskes Worte nicht ohne Interesse sein: „Die Schullehrer müssen sich vorzüglich bemühen, brauchbare Menschen zu bilden, ihnen also auch schon Begriffe von Wissenschaften beibringen, auf deren Kenntniß und Anwendung das Glück der Menschheit beruht; dergleichen sind Mathematik, Geschichte, Naturgeschichte und Physik."[95])

Statt auf der Chaussee ohne Weiteres nach Niesky zu gehen, verlassen wir hinter Keula die ermüdende Kunststraße, um uns noch einzelne Orte, die zerstreut auf der weiten Fläche liegen, mit ihren Merkwürdigkeiten anzusehen. Im Dorfe Keula hat uns das Getöse des Eisenhammers begrüßt, welcher von einem kleinen Wasser in Bewegung gesetzt wird, das sich aus den Sümpfen der Heide sammelt, um nach kurzem Laufe in die Neisse zu fallen. Schön ist es besonders am Abend, die sprühenden Funken zu sehen, wie sie gleich Mücken um die hohe Esse spielen. Uns erfreut dieses Funkengewirr, da es die Stille des Abends belebt, und mit seinem Scheine nicht so grell in die Augen fällt, wie das Leuchten des Feuers, das in den freistehenden Töpferöfen Muskaus die ganze Nacht hindurch bis zum andern Morgen brennt.

In Verbindung mit Keula steht das Hammerwerk Borberg, das einige Stunden weiter nach Süd, mitten in der Heide, aber von der Bautzen-Muskauer Straße durchschnitten, gewerbliche Thätigkeit entfaltet. In neuerer Zeit scheinen sich die Werke wieder zu heben, die besonders den, in der nördlichen Lausitz auftretenden Raseneisenstein

verarbeiten, aber auch von fernher Erze beziehen, weil das vaterländische Produkt nicht ausreichend ist. Ehemals mochte der Vertrieb der Hämmer ein größerer sein, denn Creba, dessen Gebaüde von einer lebhafteren Vergangenheit erzählen, ist zwar nicht eingeschlafen, arbeitet aber nur noch, wie Kundige mir berichtet, sehr sparsam fort. Möge den Werken eine schöne Zukunft erstehen und möchten sie lange die Pulsadern sein, welche, ein fröhliches Leben bezeugend, in der Heide schlagen! Mochholz, das ruhig auf waldloser Fläche, von aller Welt wie abgeschieden liegt, gleicht einem armen, verlassenen Kinde, um welches sich Niemand mehr kümmert. Und doch sah es in früherer Zeit ganz andere Tage. Viel aufgegrabene Eisenschlacken dürften auf ein Hammerwerk verweisen, das, an dem Schöps gebaut, dem Wandel unterlag und keine Spur von sich mehr hinterlassen, als jene blauen Schlacken, die uns bei jedem Hammer begegnen. Noch hat der Ort das Recht, sich eine Kirche zu bauen, da eine Kapelle in alter Zeit die Bewohner zur Andacht geladen. Doch kann eine arme Gemeinde sich selbst kein Gotteshaus bauen. Darum hat der Lehrer des Dorfs die Pflicht, jeden Sonntag um den andern der Gemeinde im Schulhause eine Predigt vorzulesen.

Nach anmuthiger Wanderung zwischen bedeutenden Teichen kommen wir in Reichwalde an, unter den Kirchdörfern der Oberlausitz eins von denen, welche am frühesten sich zu Luthers Lehre bekannten, denn schon im November 1527 erhielt es an Johann Arten seinen ersten evangelisch-lutherischen Prediger.

Auch in dem, ungefähr eine Stunde weiter nach West gelegenen Dorfe Klitten, in Urkunden Klethin genannt, musste die Reformation bereits 1555 Eingang gefunden haben. [96]) Die dasige Kirche zeigt noch ein merkwürdiges Altarbild, das heil. Abendmahl darstellend, wobei Luther und Melanchthon mit zu Tische sitzen. Hinter dem Altar sieht man das Steinbild Franz von Nostitz's mit der Jahreszahl 1585. Ueberhaupt wird der Geschichtsfreund hier, wie in noch mehreren Kirchen der Umgegend manches Interessante finden, und es dürfte eine Wanderung lohnen, die man zu dem Zwecke von Dorf zu Dorf unternähme. In dem mit Klitten zusammenhängenden Jahmen, wo das herrschaftliche Schloß an August den Starken erinnert, der mehrmals auf seinen Reisen nach Polen daselbst eingesprochen, haben die Altlutheraner ein eigenes Gotteshaus sich erbaut. Sie konnten mit ihrem Gewissen sich nicht der unirten Kirche anschließen, die in der preußischen Monarchie Lutheraner und Reformirte einigt. Ein anderes derartiges Gotteshaus steht an der sächsischen Grenze in Weigersdorf, in dessen Nähe wir waren, als unser Blick von der Dubrau das weite Heidegebiet durchflog. —

Doch eilen wir mehr dem Ziele zu, dem östlichen Theile des Landes. Mir scheints, als hätten die zahlreichen Fahrten, welche ich oft nach rechts und nach links, ohne fest bestimmte Richtung durch die nördliche Lausitz unternommen, sich fester in meine Seele geprägt, als eben jetzt ich's wünsche. Die Feder folgt willig der schweifenden Erinnerung, die ohne Aufenthalt vom Osten

nach dem West und wieder zurück nach Morgen springt. Im Dorfe See wollte Gotzsche von Gersdorf seine Unterthanen mit aller Gewalt dem Katholicismus erhalten, und öfters aüßerte er mit tiefem Groll, er wolle aus seiner frischen Heide Holz nach Wittenberg schicken, wenn daselbst etwa Mangel daran wäre, um den Ketzer Luther zu verbrennen. Doch schrieb er später, von Gewissensbissen getrieben, selbst an den Reformator, empfing von ihm Trost und Beruhigung und wurde ein eifriger Freund seines Werkes. [97])

Nun grüßen wir still das Frieden athmende Niesky, von eingewanderten Böhmen, die sich zur Brüdergemeinde hielten, im Jahre 1742 erbaut. In ehemals wüster Gegend erblicken wir freundliche Haüser und grünende Saaten und von dem freistehenden Thurme in unmittelbarer Nähe des Ortes sieht man weithin von den Bergen im Süd bis hinab in die nördliche Lausitz. Am Pädagogium zu Niesky hielt Joh. Baptist von Albertini in den Jahren 1796—1810 sehr geschätzte Vorlesungen über verschiedene wissenschaftliche Fächer. Wir dürfen ihn mit Recht unter die Männer der Lausitz zählen, obgleich er weit von hier, an den Ufern des Rheins geboren ward. Er kam noch jung in unser Vaterland, erhielt hier seine Bildung und seinen Wirkungskreis mit geringer Unterbrechung und ruht nun in unserer Erde. Ist dieses nicht Grund genug, sein Andenken in der Lausitz von Neuem aufzufrischen? Fleißig durchforschte er die Flora des Landes, wie seine Beiträge in Oertels Verzeichniß der Oberlausitzer Pflanzen und in anderen Werken

beweisen; und nur seine spätere Anstellung als Prediger zu Niesky, Gnadenberg und Gnadenfrei und als Bischof der Brüdergemeinde in Herrnhut, wo er 1831 starb, vermochte seiner Thätigkeit ein anderes Feld zu öffnen.

In der Umgegend von Niesky dürften botanische Excursionen uns manche Ausbeute verschaffen. Wir finden, besonders an feuchten Stellen und in den Wassergräben, außer dem gemeinen Torf- und dem weißen Schnabelriet (**Limnochloa Baeothryon Rchb.** und **Rhynchospora alba**) auch noch das braune Schnabelriet (**Rhynchospora fusca R. et S.**), den straußblumigen Weiderich (**Naumburgia thyrsiflora Rchb.**), den kleinen Wasserschlauch (**Utricularia minor L.**) und mehrere Arten aus der Gattung **Epilobium**. Der Fund von dem rundblättrigen Labkraut (**Galium rotundifolium L.**) und der ästigen Zaunlilie (**Anthericum ramosum L.**) wird uns hier um so mehr erfreuen, da wir beiden Pflanzen immer nur im Hügellande begegneten. Durch den Aufenthalt in Niesky, wo keine geschichtlichen Reste unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, ist mirs am Schluß meiner Bilder vergönnt, auf einige allgemeine Betrachtungen in Bezug auf die gesammte Oberlausitz hinzuweisen.

Zwar habe ich schon vielfach die geognostischen Verhältnisse besprochen, wenn unser Fuß anderen Boden betrat, doch will ich jetzt Alles im Ueberblick und mit Ergänzungen zusammenfassen, um meinen Lesern ein rechtes Bild der Oberlausitz zu geben. Mehr als

die Hälfte derselben hat zum Grundbau den festen Granit, der, abgesehen von reichen localen Unterschieden, als eigentlicher Lausitz- und als Rumburg-Granit dem Forscher sich darstellt. Der erstere, bestehend aus gleichen Theilen von weißlichem Quarz und Feldspath, zu denen noch dunkler Glimmer in geringerem Verhältnisse tritt, zeigt eine mittelkörnige Beschaffenheit und erscheint nicht selten, wie wir auf dem Czorneboh und dem Königshainer Gebirge bemerkten, in wagerechte Platten abgetheilt, die dem Gesteine das Ansehen der Schichtung verleihen. Bei solchen Vorkommnissen haben wir die Ursache in der zersetzenden Atmosphäre zu suchen, da genauere Beobachtung nicht im Geringsten zu dem Schlusse führt, als könnten die Granite durch Wasser gebildet sein. Die Platten, äußerlich von eisenschüssigem Anschein, im Innern jedoch die frische Farbe des Kernes zeigend, senken sich höchstens in einem Winkel von 5 bis 10 Grad, wenn sie nicht in vollkommen horizontaler Lage über den Boden sich erheben. Jedoch dürften auch dem Reisenden hie und da Granitmassen übereinander geschichtet vorkommen, die nichts weniger als plattenförmig, sondern vielmehr in kugelähnlicher Gestalt erscheinen. Bemerkenswerth sind noch, besonders in der Löbauer Gegend, die glimmerreichen Einschlüsse des Granits, die man nicht mit Unrecht für eingeschlossene Gneispartien hält und welche in Beziehung mit dem Gneis bei Georgswalde und Ostritz gesetzt, vielleicht als losgerissene Stücke eines Ganges dieser Gebirgsart erscheinen dürften. Da der Granit bei Weißenberg und

Gröditz durch einen feinschiefrigen Gneis von der daselbst auftretenden Grauwackenformation getrennt ist, so könnte man beinahe der Annahme einiger Geologen beipflichten, welche sich den Gneis durch die Einwirkung granitischer Gesteine auf Grauwackenschiefer entstanden denken. Doch bleibt diese Hypothese immer gewagt, weil eine solche Veränderung, die dann auf weit ausgedehnten Schichten eintreten müßte, nicht ohne Weiteres auf guten Glauben angenommen werden kann. Was sonst noch über den Lausitz-Granit zu sagen wäre, von seinen Einschlüssen, die aus Quarz, Pistazit, Schwefelkies, Kupfergrün, Schörl und Eisenglanz bestehen, von sonstigen nicht uninteressanten Vorkommnissen, das muß hier übergangen werden, da ohnehin für allgemeine „Bilder" genug darüber gesagt worden ist. — Wir besprechen nun auch in Kürze den sogenannten Rumburg-Granit, der in den Gegenden von Rumburg, Ostritz und Hirschfelde beobachtet werden kann. Er ist von grobkörniger Struktur und enthält außer sparsamen Glimmertheilen zweierlei Feldspathe, Albit und Orthoklas. Auch ist sein Vorkommen nicht das der Schichtung, wie wir am Lausitz-Granit bemerkten, sondern das mächtiger Massen, die nicht selten von lichteren Streifen, bestehend aus Granit- und porphyrartigen Gängen, durchzogen sind. — Im Süden der Oberlausitz erheben sich die Granitmassen, während im Nord die weite Ebene sich ausbreitet, die jedoch auch, besonders an den Ufern der Flüsse den Granit zu Tage ausstehend zeigt. Dergleichen Stellen sind nicht selten mit den alten Schanzen

und Wällen eines germanischen oder slavischen (?) Volkes gekrönt. Wol an 40 Ringwälle zählt die Oberlausitz sächsischen und preußischen Antheils. Sie erheben sich sehr oft an jäher Felswand, mit ihrer Stirn gegen das freie Feld gerichtet.

„Mächtig ragt aus der Vorzeit, ein Räthsel für spät're Geschlechter,
Dort, auf dem Gipfel der Höh', der heidnische Ringwall empor!'

Ja, ein Räthsel sind solche Erdaufwürfe für uns, und nur vermuthungsweise hält man sie für semnonischen Ursprungs, wie Andere, nicht minder auf Vermuthung sich stützend, sie slavischen Völkern zuschreiben. Vielleicht zu Opferplätzen, Grabstätten oder Wachposten bestimmt, erregen sie unsere Beachtung und verleihen der Lausitz durch ihr Vorhandensein den Reiz eines classischen Bodens. Nimmt man Semnonen als Urbewohner der Lausitz an und glaubt man dieselben durch späteres Eindringen der Serben zurückgeschlagen, so dürfte vielleicht die Annahme richtiger sein, nach welcher das germanische Volk als Erbauer der Ringwälle angesehen wird. Denn aus der Zeit, in welcher Slaven hier eine Heimath gefunden, würden gewiß schriftliche Zeugnisse solcher Erdbauten gedenken. So aber, da nichts Geschichtliches uns bekannt, muß die Entstehung der Schanzen in frühere Zeit, als die slavisch-germanische ist, gesetzt und ihre Gründung den Semnonen, als muthmaßlichen Ureinwohnern des Landes zugeschrieben werden. Doch kam ich von dem geognostischen auf

das historische Gebiet. Wir können es schnell verlassen, um uns von Neuem die Bodengestaltung der Lausitz zu betrachten. Dem Granitgebirge fehlt ein durchgreifender Hauptkamm. Am deutlichsten tritt ein kammartiges Anreihen der Berge zwischen Löbau und Budissin auf, während sich im Südwesten unserer Provinz die Höhen regellos verbreiten. Der südöstliche Theil des Landes zeigt Sandsteinformationen und weiter nach Nord ist Basalt und Phonolit haüfig durch den Granit gebrochen. Ich habe dieser Gesteine im Laufe meiner Bilder bereits gedacht, weshalb ich mich von ihnen weg zu andern Vorkommnissen wende.

Der nördliche Theil der Oberlausitz zeigt uns aufgeschwemmtes Land, bergend an mehreren Orten mächtige Lager von Braunkohlen oder von Raseneisenstein. Erstere werden vielfach gegraben und lassen ein reiches Auftreten vermuthen; letzterer bildet sich immer noch fort, wenn der Bedarf ihn aus moorigen Brüchen geholt. Nicht selten erscheint der Raseneisenstein mit Sand gemengt, oder er schließt etwas phosphorsaures Eisen ein, das als erdiger, blaugefärbter Stoff von dem Mineralogen bemerkt wird.

Von den Bergen im Süd fließen die segnenden Wasser, sie bespülen die Städte und Dörfer und tränken das durstige Erdreich. Zwar sind die Flüsse der Lausitz klein, doch immer noch mächtig genug, um in der Landschaft Leben zu schaffen. Nicht sieht man auf ihnen Schiffe, wie auf den Wogen der Elbe; doch klappern an den Gewässern die Mühlen und es tönen die Fa-

driften. Ueber den Boden hin aber haben Pflanzen ihre Decke gezogen. Von den Flechten, die über die Felswand klettern und von den Gräsern und duftigen Kraütern an bis zu den Wäldern, welche einen grünen Himmel unter dem blauen bilden, ist unsre Provinz gesegnet. Ich habe für den Kenner einiger Gewächse gedacht und will nun zusammenfassend einzelne Pflanzenverhältnisse erwähnen. Wenn wir unsere Flora nach Zahl der in den natürlichen Familien vorkommenden Arten tabellarisch mit andern Floren zusammenstellen, so ergeben sich auf Grund der Forschungen Rabenhorst's folgende Verhältnisse:

Name der natürlichen Familie.	Flora der Oberlausitz.	Flora der Niederlausitz.	Flora von Berlin.	Flora von Leipzig.	Flora von Hannover.	Flora von Pommern.	Flora von Paris.
Potamogetoneen	11	13	14	12	23	15	14
Aroideen	6	6	6	6	7	7	5
Typhoideen	2	2	2	2	2	2	2
Alismaceen	6	6	7	5	7	6	6
Hydrocharideen	4	4	4	3	4	4	4
Gramineen	81	80	85	90	114	99	123
Cyperoideen	55	65	61	51	89	62	63
Irideen	3	3	3	4	3	5	4
Narcisseen	2	2	0	3	3	0	3
Junceen	22	22	22	18	25	20	21
Sarmontaceen	7	5	5	5	6	5	7
Coronarien	14	13	15	17	25	14	26
Orchideen	24	17	16	17	36	17	34
Ceratophylleen	1	3	4	2	3	5	5
Taxineen	1	0	0	0	1	1	1

Name der natürlichen Familie.	Flora der Oberlausitz.	Flora der Niederlausitz.	Flora von Berlin.	Flora von Leipzig.	Flora von Hannover.	Flora von Pommern.	Flora von Paris.
Santalaceen	1	3	2	1	2	1	2
Strobilaceen	5	4	2	5	6	3	4
Thymelaeaceen	1	1	0	1	1	0	1
Amentaceen	25	30	29	25	35	38	39
Urticaceen	9	10	9	6	12	9	8
Aristolochieen	2	2	2	1	2	1	2
Plumbagineen	1	1	1	1	2	1	1
Caprifoliaceen	20	22	21	21	29	25	21
Rubiaceen	14	17	13	17	20	13	19
Compositae	106	99	98	122	139	102	138
Cucurbitaceen	2	3	3	2	3	3	2
Campanulaceen	10	10	11	11	17	13	12
Labiaten	42	46	37	48	52	39	60
Asperifoliaceen	18	19	16	18	24	19	18
Convolvulaceen	2	2	2	2	4	2	2
Polygalaceen	2	4	1	2	3	1	3
Personaten	40	46	45	46	63	50	63
Solanaceen	8	6	6	6	8	6	8
Plantagineen	3	5	5	5	7	6	6
Lysimachiaceen	11	12	9	15	12	12	13
Ericaceen	12	13	12	9	13	12	8
Asclepiadeen	1	1	1	1	1	1	1
Contorten	8	8	8	7	12	9	10
Sapotaceen	3	3	3	3	3	3	3
Umbelliferen	41	40	39	46	62	40	65
Rhamneen	2	2	2	2	2	2	2
Hederaceen	1	1	1	1	1	1	4
Papilionaceen	53	50	43	48	70	51	83
Corniculaten	14	11	10	10	13	10	15
Ribesiaceen	5	5	3	4	4	3	4

Name der natürlichen Familie.	Flora der Oberlausitz.	Flora der Niederlausitz.	Flora von Berlin.	Flora von Leipzig.	Flora von Hannover.	Flora von Pommern.	Flora von Paris.
Portulaceen	35	36	30	33	44	29	45
Aizoideen	18	19	19	20	23	19	22
Rosaceen	49	38	40	39	51	43	44
Harolageen	2	3	3	3	4	3	3
Onagreen	11	13	9	12	13	11	11
Lythrarien	6	5	5	5	5	5	5
Amygdaleen	6	6	6	6	6	5	7
Tetradynamen	39	32	34	39	63	39	70
Papaveraceen	9	9	9	10	13	9	13
Violaceen	8	8	4	8	9	8	7
Cistineen	4	6	5	4	7	5	10
Ranunculaceen	26	33	29	30	43	22	40
Rutaceen	10	11	9	12	17	11	27
Sapindaceen	4	4	5	4	5	5	5
Malvaceen	5	5	5	6	7	3	6
Geraniaceen	9	11	10	11	13	10	13
Oxalideen	3	2	2	2	3	2	2
Caryophylleen	36	41	30	38	36	22	31
Theaceen	1	1	1	1	1	1	1
Tiliaceen	3	3	3	3	3	3	1
Hypericineen	8	8	8	8	12	8	14

[98])

Vielfach ist die Fauna der Provinz durchforscht, wie Naumann's Beschreibungen hiesiger Mollusken und Amphibien beweisen, die in den Heften des Lausitzer Magazins abgedruckt sind. Ebenso hat auch die Entomologie bei uns ihre zahlreichen Freunde und Bearbeiter gefunden, und zwei Bemerkungen im Anhang meiner Bilder mögen solches bezeugen. Doch weiß ich das Alles nimmer in

Eins zusammenzufassen, kurz und doch auch wieder nicht mangelhaft, damit es dem Leser genüge.

Grosser erwähnt den Fischreichthum unserer Gewässer mit folgenden Worten: „Die Pulßnitz giebt unter andern herrlichen Fischen die Steinbeißen, so die Lateiner **Gobios** nennen; die Spree, die laut des **Manlii L. J. R. L. p. 23.** weit und breit beruffne Schmerlen und Gründlinge; die Neiße überaus delicate Carpen und Barmen, auch bey Guben bisweilen aus der Oder eintretende Lachse und Welße, oder Störe, sonderlich aber um Fast-Nacht viel Neunaugen oder Brücken; der Queiß bißweilen aus dem Bober eintretende Brücken oder Neunaugen, ingleichen schmackhafte Forellen; überhaupt aber geben die Flüsse schöne Persen, Alraupen, Weißfische, Zeppen, Peißker, Karauschen, Kressen“ [99]). Hat auch diese Angabe für die Gegenwart wenig Werth, so beweist sie doch, daß man in früherer Zeit den Fischfang der Lausitz nicht ganz mit Stillschweigen übergangen, sie fordert uns auf, in jetziger Zeit den Reichthum der einzelnen Flüsse von Neuem zu untersuchen. Es dürfte eine solche Arbeit, so speziell sie auch wäre, zu interessanten Betrachtungen Anlaß geben.

Auch die Ornithologie ist in der Lausitz nicht ungepflegt geblieben. Dann und wann war es der Fall, daß Vögel geschossen wurden, die durch irgend welche widrige Zufälle aus ihrem entfernten Vaterlande bis zu uns verschlagen wurden. So traf man bei Rothenburg den Würgfalk (**Falco lanarius L.**), der zwar in Steiermark nicht selten, sonst aber nur im östlichen Europa und nördlichen Asien lebt. In der Hirschfelder und Görlitzer

Gegend ward die Sperber-Eule (**Strix nisoria, M.**), ein Vogel des Nordens, erlegt, und der gelbkehlige Bienenfresser (**Merops apiaster L.**) kehrte früher einmal in der Niesky'er Gegend ein. Mit den Schwalben zieht er im südlichen Europa fort und kehrt auch ungefähr zu gleicher Zeit mit ihnen zurück, selten sich weiter nach Norden verfliegend.

So ist das Land, mein liebes Vaterland, poetisch durch Natur und Geschichte! Wir sind durch die Gauen gezogen, haben hoch auf den Bergen gestanden und wieder unten im Thal. Städte und Dörfer hat unser Fuß berührt und in der Heide wandelten wir unter den Kiefern und befreundeten uns mit dem Wendenvolk, das nachbarlich mit den Deutschen verkehrt. Die Wanderbilder sind vollendet. Aber nicht wollen wir für immer rasten. Es klingen mir auch während der Ruhe die Worte des Dichters tief in die Seele hinein:

Durch deine Fluren will ich wandern,
Vertrau'n dir, was der Welt noch frommt,
Von einem Hause zieh'n zum andern —
Heil dir, der mir entgegen kommt!
Den Männern allen und den Frauen,
Den Mädchen Gruß und Druck der Hand....
Hoch, liebster mir von allen Gauen,
Lusatia hoch, mein Heimathland! [100])

Bemerkungen.

[1]) Die Namen Oberlausitz und Niederlausitz kommen erst im 14. Jahrhundert vor. In dem Bannbriefe, welchen Pabst Clemens IV. 1350 gegen den Markgrafen Ludwig von Brandenburg erließ, heißt es: „Universitatem quoque in Frankenforde et locum et omnes terras alias et alia loca praesertim Marchiae Brandenburgensis et Lusatiae superioris et inferioris.“ (Abriß der Oberl. Gesch. von Ch. G. Kaüffer. S. 1 u. 2.) In Kaüffers Abriss selbst liest man auch, welche Namen der Oberlausitz früher beigelegt wurden; die ältesten sind: Pagus Milczana, Marchia Milzavia, Pagus Milsca, Milzionia, Regia Millicieni, Provincia Milse, Milesko. Die Milczener sollen die ältesten Bewohner der Oberlausitz sein.

[2]) Zu Ende des 5. und Anfang des 6. Jahrhunderts wanderten in die von den Vandalen verlassenen Fluren die Sorbenwenden ein. Diese Sorbenwenden waren ein slavisches (d. h. berühmtes, von dem wendischen Worte Slawa, der Ruhm) Volk. Sie wohnten vorher nördlich vom Kaukasus, zwischen dem schwarzen und caspischen Meere, und wurden von den Hunnen verdrängt. (Die merkwürdigsten Schicksale der Oberlausitz und ihrer alten Hauptstadt Budissin, von Aug. Böhland. S. 5.)

[3]) Noch nenne ich einige Punkte, die man von der Tafelfichte erblickt. Von der Abendseite des Berges aus: das Heindorfer Gebirge. Hinter demselben steht der Jeschken hervor. Der Friedländische Hochwald, die Grottauer Gebirge, der Milischauer bei Leutmeritz, der Kleisberg bei Zwickau in Böhmen, der Zittauer Hochwald, der Geising bei Altenberg, die Lausche, Zittau, Reibersdorf, Friedland, der Lilienstein. Von der Morgenseite der Tafelfichte aus: Das Heufuder, der Schreiberauer Schwarzberg, der Kynast, der Riesenkamm, der Schmiedeberger Kamm, die schwarze Koppe, der Mittagsstein, die Schneekoppe, die Mädelsteine, der Manstein, die große Sturmhaube, das große Rad, der Quarkstein, der Reifträger und die große Iserwiese 2c.

Von der Nordseite aus:

Lauban, Sagan, Naumburg, Bunzlau, Gnadenberg, Glogau, über der Oder das Städtchen Schlichtingshain in Polen, Goldberg, Liegnitz, die Gebirge von Jauer bis an die Hirschbergischen Gebirge.

Der Granit der Tafelfichte tritt in verschiedenen Abänderungen auf. In dem Glimmerschiefer hat Leske rothe Granaten gefunden; auch tritt hier bereits die wohlriechende Veilchenalge (**Byssus iolithus**) auf. (Leskes Reise durch Sachsen. S. 398—402.)

[4]) Gersdorf starb 1807. Noch zu seinen Lebzeiten schrieb man in geographischen Büchern über ihn:

„v. Gersdorf, der durch ausgebreitete Kenntnisse, besonders in der Physik, Mathematik, Mineralogie ꝛc. sich auszeichnet und durch gemeinnützige Thätigkeit vorzüglich um sein Vaterland, die Lausitz sich verdient gemacht hat, besitzt ein vortreffliches Mineralienkabinet, mehrere kostbare Electrisirmaschinen, eine Bibliothek von mehr als 9000 Bänden, welche besonders über Physik, Naturgeschichte und Länderkunde sich verbreitet, eine Sammlung von gezeichneten, gemalten und gestochnen Landschaften, besonders von der Schweiz, Sachsen und Schlesien, ein in Savoyen von Holz sehr schön gefertigtes Modell vom Montblanc mit dem Thal Chamouny, ein ähnliches vom St Gotthardtsberge mit der Teufelsbrücke, eins dergleichen von gebranntem Thon, welches die ganzen Savoy'schen Gebirge vom Montblanc bis zum Genfersee, den Anfang der Berner Gebirge und die Gebirge zu beiden Seiten von Unterwallis bis hinter den großen St. Bernhardt mit der größten Treue darstellt." (Erdbeschreib. der Markgrafsch. Ober- und Niederlausitz, v. K. A. Engelhardt. 1. B. S. 275.)

[5]) Leske giebt noch folgende Pflanzen, als auf der Tafelfichte vorkommend, an: Convallaria verticillata (tritt übrigens durch das ganze laus. Gebirge auf,) Tussilago alpina, Carlina acaulis, Carex globularis. (Lesk. Reise d. Sachsen. S. 399)

Noch mögen einige Höhenbestimmungen hier Platz finden:

Tafelfichte,	3379 F.	v. Gersdorf.	3547	Hoser.
	3545		3401	Riemann.
	3432?			
	3370	Charpentier.		

auf d. Zankstücke	3483	Hertel.
der Tafelstein	3214	v. Gersdorf.
Meffersdorf, Schloß	1336	v. Gersdorf.
„ Kretscham	1371	Hertel.

(Abhandlung. d. naturforsch. Gesellsch. zu Görlitz. 4. B. 1. Heft. 1844. S. 87. u. 94.)

⁶) „Das Jeschkengebirge in Böhmen setzt sich im Zittauer Sandsteingebirge nach W. N. W. fort. Letzteres stößt in N. von Kreibitz mit der sächs. Schweiz und im O. von Schluckenau mit dem Bautzner Gebirge zusammen. Die Landstraße von Schluckenau nach Neusalz macht etwa die Grenze. Länge vom alten Pass bis zum Blitzenberge bei Zeidler 4 ¾ M., Breite von Gabel bis Zittau 2 ¼ M. höchster Berg die Lausche." (Abh. d. naturf. Gesellsch. z. Görlitz. 4. Bd. 1. H. S. 74.)

⁷) Die alte Johanniskirche war 1757 eingeschossen worden. Durch Mangel an Geldmitteln verzögerte sich der Bau und gerieth auch während der Napoleon'schen Kriege gänzlich ins Stocken. Nach geschlossenem Frieden war man muthlos geworden, und das Sehnen Vieler, den vollendeten Bau zu sehen, ward nicht erfüllt. Erst 1833 dachte man ernstlich daran, das begonnene Werk zu vollenden. Die Einweihung der neuen Kirche geschah am 80. Jahrestage der Einäscherung, den 23. Juli 1837, und in dem feierlichen Zuge befanden sich auch eine Anzahl hochbejahrte Männer und Frauen, die vor mehr als 80 Jahren in der alten Kirche getauft worden waren.

Es mögen einige andre Kirchen von Zittau hierbei erwähnt werden.

An der Stelle der jetzigen Klosterkirche, oder der Kirche St. Petri und Pauli, befand sich schon, ehe noch Zittau Stadt wurde, eine dem h. Nikolaus geweihte Kapelle, wenigstens im Jahre 1109. Bei Einschießung der Stadt im siebenjährigen Kriege (1757) verlor diese Kirche auch ihren Thurm, doch wurde der Brand glücklich durch einen fremden Handwerksgesellen katholischer Confession gelöscht.

Von einem Kirchhofe umgeben, in dem sich viele Erbbegräbnisse befinden, liegt vor dem Frauenthore die Kreuzkirche. An ihr war zu Luthers Zeit Heidenreich, der Reformator Zittaus, Prediger. In der Kirche liegt der berühmte Kirchencomponist Hammerschmidt, und auf dem Kirchhofe der bekannte Rechenmeister Pescheck begraben. (Oberlaus. Kirchengallerie. Siehe Zittau.)

[8]) König Ottokar II. erhob 1255 den Burggräflichen Flecken „Syttaw" zur Stadt. 1346 erfolgte bereits ihr Anschluß an den Sechsstädtebund.

(Kirchengallerie d. Oberlausitz. S. Zittau.)

[9]) Christian Weise lebte im 17. Jahrhundert als Rector zu Zittau. Er lieferte im Ganzen 32 Dramen. Seine Arbeiten sind jedoch dem heutigen Geschmack zuwider. Ein Gedicht von ihm findet sich im Laus. Magazin, 1836. 3. Heft. S. 215.

Melchior Hause de Kommersberg, ein Zittauer. Sein Vater besaß ein Vorwerk auf dem Kummersberge,

daher sein Name. Er starb 1632 als Rector in Lauban an der Pest. Er war gekrönter Dichter.

Johann Benjamin Michaelis ward 1746 in Zittau geboren, zeichnete sich besonders als Fabeldichter aus und starb bereits 1772 in Gleims Hause.

10) Das Kirchlein am Oybin am Christabend.

Im Thal dort, wo nur felsige Höhn',
Und Bergesrücken gen Himmel sehn,
Da steht ein Kirchlein am Felsen;
Wol steht es schon nahe an hundert Jahr
Dem Herrn ein geheiligter Opferaltar,
Das freundliche Kirchlein am Felsen.

Und ob auch toset der Stürme Macht
Und in Wetterwolken es blitzt und kracht,
Hoch über dem Kirchlein am Felsen,
Den gewaltigen Stürmen und Wettern zum Trutz,
Steht unten ruhig in Gottes Schutz
Das freundliche Kirchlein am Felsen.

Und heute — erleuchtet vom Sonnenstrahl —
Wie schimmert so lieblich das ganze Thal,
Wie glänzt das Kirchlein am Felsen!
Es flimmert der Schnee so hell und so weiß,
Es spiegelt sich ab im blendenden Eis
Das freundliche Kirchlein am Felsen.

Und rings im Thale wol nah' und fern,
Da ertönet das Glöcklein zum Preise des Herrn
Vom Thurme des Kirchleins am Felsen,
Und in der Kerzen hellschimmernder Pracht
Prangt gleich dem Gestirne der dämmernden Nacht
Das freundliche Kirchlein am Felsen.

Es hallt der Posaunen allmächtiger Klang,
Es brauset die Orgel zum Chorgesang
Laut in dem Kirchlein am Felsen;
Und fromme Schaaren, sie wallen hinein
Und mich auch ladets zur Andacht ein,
Das freundliche Kirchlein am Felsen.

(K. Theod. Pescheck.)

Anmerk 1734 wurde die Kirche in Oybin vollendet. (Neues Laus. Magazin. 1834. Heft. 3. S. 400).

[11]) Dr. Ch. A. Peschek erzählt hierüber folgendermaßen:

„Im Jahre 1601, am Tage Johannes des Taüfers, als eine große Menge Menschen aus Zittau und den benachbarten Dörfern der Gewohnheit nach den Oybin besuchte, befand sich unter ihnen ein rasches Mädchen, die mit ihren Gespielinnen auch an diesem Orte sich umsah. Man scherzte, und jenes Mädchen wagt es auf eine Wette über diese Kluft weg zu setzen. Damals trugen noch die meisten Frauenzimmer, auch die vom Stande, Pantoffeln. Im Springen nun glitschte ihr der Fuß aus dem glatten Pantoffel, und sie fiel herunter. Da sie aber nach damaliger Sitte einen tüchtigen Steifrock oder Reifrock anhatte, der sie vor dem schnellen Falle schützte, so ward sie durch Hülfe desselben in der Kluft gleichsam herniedergeschoben. und vollendete diese ansehnliche Tour von ungefähr 40 Fuß Tiefe ganz ohne Nachtheil. Welch eine reelle Apologie für die Steifröcke!

„Die zweite Geschichte erwähnt eines Jägers, der ein züchtiges Mädchen verfolgte. Sie flüchtete sich hinter die Kirche, der Jäger ihr nach. Sie lief athemlos immer weiter, gelangte an die Schlucht, sprang muthig hinab, ihre Tugend

zu retten, und kam auch glücklich von dannen. — Die dritte Sage schreibt eben diese heroische That einer Nonne zu, die von einem Mönche verfolgt wurde, und, ihre Ehre zu retten, die gefährliche Luftreise machte." (D. Oybin bei Zittau. Von Dr. Chr. Aug. Pescheck. 2. Aufl. Zittau und Leipzig 1804. S. 33 und 34.)

[12]) Die Geschichte des Felsens ist kurz folgende: Zu Anfange des 13. Jahrhunderts baute sich hier ein Herr von Berka ein Jagdhaus, bis sich in der Mitte des 14. Jahrhunderts Raubritter diesen Berg zu Nutze machten. Kaiser Karl IV. überwand sie mit vieler Mühe und weihte den schönen Berg zu einer heiligen, friedlichen Bestimmung. Er war ein Gönner der Klosterbrüder, hatte in Avignon die Cölestinermönche mit Vergnügen kennen gelernt und bot ihnen in seinem Reiche eine Klosterstiftung an, wozu endlich dieser Berg ausersehen ward. Die Bewohner der Gegend mussten bauen helfen und von 1369 bis 1384 kam der schwere, kühne, herrliche Bau zu Stande. Nach der Reformation verließen die Cölestiner in der Mitte des 16. Jahrhunderts ihr Kloster. Kaiser Ferdinand I. ließ dessen Güter auf seine Rechnung verwalten, der Kaiser Maximilian II. aber verkaufte den Oybin und die dazu gehörigen Güter 1574 der Stadt Zittau um 68000 Thaler. 1577 zerstörte der Blitz die Klostergebaüde.

(Peschecks „Kinderreisen.")

Der Gesellschaftsplatz ist zum Theil von hohen überhängenden Felsen umschlossen, in denen sich drei Tafeln mit Inschriften befinden.

Erste Tafel.

Als die durchlauchtigsten Fürsten und Herren, Herr Johann Georg der Andere, des heiligen römischen Reichs Erzmarschall und Kurfürst, auch Burggraf zu Magdeburg, und Herr Johann Georg der Dritte, Kurprinz zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg, Landgraf in Thüringen, Markgrafen zu Meißen, auch Ober- und Niederlausitz, Grafen zu der Mark und Ravensberg, Herren zu Ravenstein, sich zum ersten Male in dero getreuen Stadt Zittau, etliche Tage über, persönlich aufhielten, haben sie auch diesen Ort mit dero kurfürstlichen gnädigsten Gegenwart beehrt am 18. Mai des 1665 Jahres.

Zweite Tafel.

ANTONIUM REGEM, PATRIAE PATREM. SUIS. IN. OMNE. AEVUM. CARISSIMUM. A. D. XIX. MENS. OCTOBR. CIƆIƆCCCXXIX, IAM. SEPTUAGESIMUM ET. ALTERUM. ANNUM.

AGENTEM. HIC. INTER. SUOS. CONSEDISSE. CIVES. HOSPITES. POSTERI. MEMENTORE. —

Dritte Tafel.

Der 11. Oktober 1838 war der denkwürdigste Tag, an welchem Sachsens erhabenes Königspaar, Friedrich August und Maria, auf diesem Berge weilend, durch königliche Huld die Herzen der zahlreich Anwesenden mit Ehrerbietung und Liebe gleichmäßig erfreute. — Mögen die Worte das Glück eines Tages den Mitlebenden und der Nachwelt verkündigen.

[13]) Obgleich eine Sammlung von Liedern, welche den Oybin besingen, allein ein ganzes Buch einnehmen würde, und also hierher nicht gehört, so möge doch noch eine neuere Dichtung von E. Kauffer hier Platz finden.

Kloster auf Oybin.

Im alten verfallenen Kloster
Der Harfner Wind kehrt ein,
Und singt von Lieb' und Freude,
Und wallt durch den Gang von Stein.

Es zittern die grauen Quadern,
Die Gräber springen entzwei,
Viel Priester im langen Zuge
Stimmen die Litanei.

Der Spielmann hält den Athem,
Weiß nicht, wie ihm geschieht,
Dann zieht er langsam vorüber
Und jubelt sein altes Lied.

Ein trüb' Erinnern durchschauert
Die Pilger im härnen Gewand,
Sie seufzen und beten weiter,
Ihr Fußtritt knistert im Sand.

(Aus der Lausitz. Neuere Gedichte von E. Kauffer.)

[14]) Von der Entstehung Jonsdorf weiß man nur so viel, daß 1539 das Vorderdorf, und 1548 das Hinterdorf sich bildete, zu welchen beiden seit 1667 auch Neujonsdorf hinzukam. Im 15. Jahrhunderte war noch kein Jonsdorf vorhanden. Denn in einer Urkunde von 1485 heißt es, daß der Oybin einerseits von Lückendorf, anderseits von

Waltersdorf umgeben sei. Nach dieser Angabe musste Waltersdorf vom Oybin das nächste Dorf, und Jonsdorf folglich noch nicht vorhanden gewesen sein.

Näheres über die Entstehung Jonsdorfs in: Geschichte von Jonsdorf bei Zittau. Verfasst von einem Jonsdorfer. Zittau 1835. In angeführter Schrift findet man auch eine kurze Beschreibung der Umgebung Jonsdorfs.

(Siehe darüber auch Leskes Reise durch Sachsen.)

Wahrscheinlich hat sich Jonsdorf im 16. Jahrhunderte aus einem Wirthschaftshofe der Cölestiner des Oybins gebildet. In den Urkunden der ersten Kaüfe von Grund und Boden in Jonsdorf kommen die Oybiner Namen Ottomann und von Döbschitz vor. Jener war Prior des Stifts, dieser, etwas später, Verwalter der Klostergüter, nachdem sie secularisirt waren. — Im Laus. Magaz. 1833. S. 488 — 508 hat A. Bescheck die „Naturschönheiten von Jonsdorf" im Vossischen Tone besungen. Ich hebe daraus folgende Stelle hervor:

Und sie wandten sich bald zu einer buschigen Höhe;
Aber über den Busch hoch ragte herrschend und mächtig
Ein gewaltiger Fels hervor, Hieronymus nennen
Sie das ehrwürdige Haupt — das sollten die Wandrer gewinnen.
Hand in Hand nun wallend erstiegen sie munter die Höhe,
Und beschauten ihn rings, bewundernd daneben die Felswand,
Künstlich von der Natur gebaut und nicht zu ersteigen.

Doch es verwunderten sich mit Scheu die städtischen Mägdlein,
Daß sie da sollten hinauf und solche Probe bestehen;

Aber es mahnte sie Theobald ernst des geschlossenen Bundes,
Nur getrost zu vertraun der Sorge der treuen Begleiter.
Und sie umgingen den Fels, bis wo er südlich sich öffnet.
Siehe, da war ein Pfad hinaufzusteigen, und schroffe
Zacken standen hervor, geschickt, sich fester zu stützen,
Und darauf sicherer zu stehn uud zu ruhn und weiter zu klimmen.
Seitwärts führte der Pfad, sich verengend zur Schlucht hin; aus dieser
Konnt' ein rüstiger Schwung hinauf die Geübten erheben.
Aber unmöglich wär's den zarten Jungfraun gewesen,
So zu erschwingen die Höh'. Drum sorgte Guido bedächtig,
Daß man drängte von Holz gar fest zwei Stufen zum Troste
Für die Scheuenden ein in die hohe Spalte des Felsen.

Fest nun stelleten sich die beschirmenden Führer der Jungfraun.
Da zu empfangen und dort die Steigenden, und sie dann weiter
Zu geleiten und anzuvertraun stets einer dem andern.
Und es wagte zuerst sich hinan die muthige Agnes,
Zu vollenden die rühmliche That, und, oben die erste,
Leicht dann zuzuschauen der Mühe der lieblichen Schwestern.
Muthig folgten sodann hinan die Andern, vertrauend
Gern dem stärkeren Arm und schwangen sich leicht auf die Höhe.

Und sie athmeten tief, doch froh, den ganzen Verein nun
Oben zu schauen auf der Stirn des alten Hieronymus; schwindelnd
Blickt es sich aber hinab in die Tiefe; da bangte den Mägdlein
Vor dem Steigen hinab, und fest an einander geschmieget,
Standen sie schüchtern da, ungewohnt der seltenen Scene.

Doch bald blickten sie kühner umher und schauten mit Wonne
Nieder, ringsum, bewundernd die herrliche Landschaft.
Unter den Schauenden lag gar tief die Kirch' und dahinter
Hob sich stattlich empor der dunkelumwaldete Jonsberg.
An ihm die Reihe des Dorfs, von mächtigen Steinbruchfelsen
Oben begrenzt, auch fern der Stadt weitglänzende Thürme,
Und noch ferner hinaus viel Dörfer, Wälder und Fluren.
Wandten sie aber sich um, da stand die erhabene Lausche
Vor den Blicken nicht weit, noch näher der grünende Buchberg,
Und viel schöne Gefild in der Fern', und blinkende Teiche.
Als sie nun freudig geschaut, begannen die Führer den Rückweg,
Schwangen die Schlucht sich hinab, zu empfangen die schüchternen Jungfraun,
Und auf dem glatten Gestein zu verwahren vor jeglichem Fehltritt.
Auf die Arme gestützt der sorglich helfenden Freunde
Schwebten die Mägdelein leicht an den Felsenwänden hinunter,
Wählend bedächtig auf fest vorstehenden Kanten die Tritte.
Alle hatten gar brav die Felsenprobe bestanden,
Und sich würdig gemacht der ferneren Lust, doch erfreuet,
Wieder zu sehn sich auf ebenem Land und ohne Gefahren.
Arm geschlungen in Arm fort wandelten scherzend die Mägdlein,
Froh sich rühmend, daß wohl gelungen das seltene Kunststück.
Näher kamen sie nun (die höhere Hälfte des Dörfleins
Langsamen Schrittes, denn es brannte die Sonne, durchwandernd)
Einem romantischen Thal mit gewaltigen Felsenwänden,

Nonnenklunzen genannt, und schauten umher, nur bewundernd
Stets, je näher, je mehr, mit emporgerichteten Blicken.
Mächtig standen die Kegel gethürmt in der Höh', und die Wände,
Endend in Spitzen schroff, bald zackig, bald auch gerundet.
Langsam wandelten da die Beschauer, erhabener Schönheit
Ernst sich freuend, das felsige Thal und die seltene Landschaft
Preisend, wie sie wohl sonst nur in schwachen Bildern gesehen;
Doch begann auch der Scherz gar bald mit den Felsengestalten.
Leben ihnen zu leihn, und die festgegründeten Formen
Sinnig zu deuten, das ward das Ziel der Jüngling' und Jungfrauen.
„Schaut ihr das Paar dort (so rief Minona), das traulich verhüllte.
Wie mit der Nonn' ein Mönch, vielleicht dem Kloster entflohen,
Und versteinert, wie uns einst Vater Wieland gesungen?"—
„Kennt ihr dort an dem Hut, von Felsenzacken gebildet,
Nicht des Königs Bild, des wohlbekannten, Friedrichs des Großen, ein Denkmal,
Das die Natur hier selbst gesetzt und frei von Zerstörung?"
Alle verstanden das Bild, von Theobald also gedeutet.
Und sie scherzten noch viel und bewunderten manche Gestalten,
Auch das Doggenhaupt und des Schalksteins mächtigen Kegel.

[15]) Höhenmessungen der Lausche:

2174 Fuß Sommer. 2309 Fuß Charpentier.
2407 „ v. Gersd. 2445 „ Bucher.
2479 „ Mittheilungen des sächs. statist. Vereins.
2478 „ David. Also Mittelangabe 2421 Fuß.
(Abhandl. der naturf. Gesellsch. zu Görlitz. 4. Bd. 1. Heft.)

[16]) Der Huthberg, welcher nicht von der Gestalt eines Hutes, sondern von der Huthung seinen Namen erhalten hat, steigt von der Abend-, Mitternacht- und Morgenseite überall sanft an; nur an der von der Mandau bespülten Mittags-seite ist er steil, und hier liegen die Felsen zu Tage.

Im Schöppenbuche Vol. III. fol. 90 heißt es: „Heut dato den 17. Julii des 79. Jors (1579) Ist — — — vorgunstigeth worden dem d o m a s g r o m e n ein Heuselein zu bauen, auff die awe vnderm hutberge, mit dem beschede, das er vnd seine nachkomlinge, des hutberges sollen warnemen das nimand ane vorlepnis der herschafft, darin h u t t e n n o c h g r a s e n s o l l e n." — —

(Geschichtl. statist. Darstellung der Damastmanufactur-Orte, Groß- u. Neuschönau. Von Fr. Theod. Richter. Leipzig 1836. S. 4.)

[17]) „Das Gebirge der Lausche ist, obschon von Noctuaen Geometra's ꝛc. dort noch so Manches verborgen sein wird, an Papilionen, Spingiden und Bombyciden, außer den gewöhnlichen nicht eben reich. Von den Sphingiden kommt Macraglossa Bombyliformis, und von Bombyciden Aglia Tau, als diejenigen der bessern Arten von Schmetterlingen vor, welche dort sehr verbreitet auftreten. Ersterer findet sich überall, am haüfigsten aber auf böhmischer Seite des Gebirgs, wo die Futterpflanze der Raupe (Lonicera Xylosteum) in größerer Menge wächst. A. Tau als Gebirgsbewohner allenthalben, wo die Buche vorhanden ist. Die von der Lausche westlich an der böhmischen Grenze liegenden umfänglichen Buchenwaldungen sind seine Haupterscheinungs-

plätze. Besonders reich ist auch der Hohenberg bei Herwigsdorf. Das Genus Lycaena ist durch 20 hier vorkommende Arten bemerkenswerth vertreten. Ich erwähne hier nur die selteneren: Euphemus, Erebus, Daphnis, Adonis, Corydon etc. Zygaenen ebenfalls mehrere Species, und in vielen Varietäten: Minos, Achilleae, Trifolii, Lonicerae, Filipendulae, Angelicae, Peucedani, v. Athamanthae, v. Aeacus mac. 5., v. Aeacus mac. 6. und Ephialtes, seit vielen Jahren meines Sammelns zu Tausenden in Gesellschaft auf der blumenreichen Kuppe genannten Berges. Nicht selten erscheint eine schöne Varietät von Lonicerae, mit zusammengeflossenen Flecken auf den Vorderflügeln. Hin und wieder trifft man eine Cosmia Cuprea, auf Blumen sitzend an. Das Genus Macroglossa ist von der schönen Oenotherae vertreten." (Abhandl. d. naturwissensch. Gesellschaft Saxonia zu Groß- u. Neuschönau. 1853. S. 34.)

[18]) Siehe: Geschichte d. Dörfer Bethau u. Zittel von 1380—1851, zusammengestellt von E. G. Moráwek. Zittau. 1852. S. 9. Auf Grund von Pescheck's Stadtgeschichte I. S. 570. Carpzov's Zitt. Chronik III. S. 105.

Bei dieser Gelegenheit erwähne ich auch des Friedrich Eckarth, der 1687 den 30. August im nahen Herwigsdorf geboren wurde. Von seinem Vater, der daselbst Leinweber war, wurde er in die Schule geschickt, um das Lesen und Schreiben zu erlernen, außerdem aber mußte Friedrich in der Scheuer dreschen und auf dem Felde die Kühe hüten. Schon in dem Knaben erwachte eine Liebe zu historischen Studien, besonders zur Lausitzer Geschichte und diesen Trieb

suchte er auf mühsame Weise zu befriedigen. Man sah ihn auf dem Felde in Bücher vertieft; nicht selten hatte er einen mächtigen Folioband vor sich, wenn er sich neben den ihm anvertrauten Kühen gelagert. Auch im Alter ließ diese Lieblingsbeschäftigung nicht nach, und obgleich er armer Landmann blieb, so verdankt die Lausitzer Geschichte ihm doch zahlreiche Beiträge, z. B. die Chroniken der Dörfer Hartau, Klein-Schönau, Bethau, Eckersberg und Olbersdorf; ferner ein historisches Tagebuch von den Jahren 1731, 1732, 1733, 1734 und 1735. Vielleicht verdient Eckarth auch als geistlicher Liederdichter erwähnt zu werden. Otto hat in seinem Lexicon Oberlaus. Schriftsteller und Künstler (B. 1. S. 274) außer sämmtlichen Werken Eckarths auch 3 seiner Gesangbuchlieder angeführt.

In die Fußtapfen des Vaters trat auch der Sohn Gotthelf Traugott E., Haüsler und Tagearbeiter in Herwigsdorf. Er verfasste außer seines Vaters Lebenslauf eine Chronik von Bertzdorf, eine von Drausendorf, ein europäisch historisches Tagebuch von 1741 bis mit 1761 rc.
(Otto, Lexicon Oberlauf. Schriftsteller u. Künstler B. 1., S. 275.)

[19]) „Mittwoch nach Egidii (Mittw. nach d. 1. Sept) 1355 erließ Karl IV. von Leuthmeritz aus einen Befehl an die Städte Budissin, Görlitz, Zittau, Lauban, Löbau u. Camenz, daß sie von jeder Stadt zum nächsten Dorfe, und von einem Dorfe zum andern Graben machen, jede Stadt und Dorf aber, welches sich darwider setze, mit 5 Schock Groschen gestraft werden solle." Die Absicht des Kaisers war, jedes Dorf solle dadurch von den streifenden Partheien in

13*

Sicherheit gesetzt werden. Dies sieht man aus einer, diesem Befehle beigefügten Anweisung an den Landvoigt Thimo von Coldiz. (Kaüffers Abriß der oberl. Geschichte. 1. Th. 2. Hft. S. 231.)

[20]) Andere betrachten „Zagost“ als einen Theil der Oberlausitz, welcher sich an der Südseite derselben bis an die Gegend von Budissin erstreckte. (Kaüffers Abriß. 1. Th. 1. Hft. S. 5.)

[21]) Durch die Abhänge und Auslaüfer der Tafelfichte, des Haindorfer Kammes und des Gebirges bei Bauzen wird das Lausitzer Gesenke gebildet. Es bedeckt die südöstliche Hälfte der Oberlausitz. Vom Zittauer Gebirge wird es durch die Neiße von Hirschfelde bis Zittau, und durch die Mandau vom Haindorfer Kamme durch die Wittich und vom Bauzner Gebirgsganzen durch die Straße von Löbau bis Neusalz und das Löbauer Wasser geschieden. Das Laus. Gesenke ist eine von Südost nach Nordwest gesenkte wellige Granitterrasse mit zunehmender Breite, und von vielen Basalt-, seltener Klingsteinkuppen durchsetzt. Die Neiße theilt das Ganze in ungefähr zwei gleiche Hälften. Höchster Punkt der Kottmar 1793 Fuß. (Abh. d. naturforsch. Gesellschaft zu Görlitz. 4. B. 1. Hft. S. 75.)

[22]) 1352 wird Hirschfelde zuerst geschichtlich sicher erwähnt. Es war damals bereits mit einer Pfarrkirche versehen und der Sitz einer Johannitercommende. In älterer Zeit wurde Hirschfelde geschrieben: Hirsfelt, Hyrsfelt, Hirsvelt. 1843 entdeckte man bei Anlegung von Kanälen auf der Neißgasse, dem Markte und der Zittauer Gasse, gegen 3 Fuß tief unter dem jetzigen Straßenpflaster einen Holz-

knüppelweg mit deutlichen Spuren ausgefahrener Wagengleise. 1807 fand man im jetzigen Augustin'schen Garten auch Aschenkrüge, die aber meist durch Unachtsamkeit der Arbeiter zerstört wurden. (Geschichte d. Fleckens Hirschfelde, v. Dr. H. Friedr. Knothe. Dresden, 1851. S. 2.)

[23]) Der mährische Markgraf Josst (Jodok) wollte sich an seinem Vetter, dem Könige Wenzel IV., Nachfolger Karls IV., zu dessen Lebzeiten Friede im Lande wurde, rächen. Wenzel hatte nämlich diesen Josst auf Karlstein gefangen gehalten, und Rache schnaubend fiel derselbe nach seiner Befreiung in der Lausitz ein, um Ansprüche auf dieses Land zu machen. Jodok hielt sich auf der Burg Rohnau auf und beunruhigte gleich dem niedrigsten Wegelagerer die Gegend. Wenzel, als er dies hörte, ließ den Sechsstädten den Befehl zukommen, Rohnau zu nehmen (1396). Allein die Belagerung schlug fehl, oder die Sechsstädte verfuhren schonend mit dem Vetter des Königs. Während einer Krankheit Wenzels gab nun Markgraf Procop, als oberster Landesvorsteher, den Befehl, „das Raubschloß Rohnau zu gewinnen, &c." (den 23. Dec. 1398). Die Burg ward genommen und ist nicht wieder aufgebaut worden. (Neues Laus. Magazin. 1837. S. 116.)

[24]) Wenn ich im Verlaufe meiner Bilder sagte, daß Grosser Lausitzer Markgrafen als Gründer des Klosters Marienthal annimmt, so beruht dies auf einem, mir jetzt unerklärlichen Irrthume. Grosser ist vielmehr der Ansicht, daß die Gemahlin Otto's, Markgrafen von Brandenburg, als Gründerin des Klosters anzusehen sei. Im 3. Theil seiner Ober- und Niederlaus. Merkwürdigkeiten, S. 33, steht: „Marienthal schreibt seinen Ursprung von Anno 1238 her,

und soll von der Böhmischen Prinzessin Beatrice, Markgraf Ottonis Pii zu Brandenburg Gemahlin gestifftet seyn. Es mag aber der Bau erst Anno 1264 seine Endschafft erreicht haben: denn solches weiset das zu Guben in diesem Jahre den 17. Martii, damals Montag nach Reminiscere datirte Fundations-Diploma aus. Anfangs stund es beim Dorffe Seiffersdorff auf der Höhe: nachdem aber dieser erste Bau bey denen betrübten Kriegs-Laüfften ziemlich ruiniret worden, hat man es bey der Wiederauffbauung herunter in das Thal transferirt. Es hat aber dieses Stifft von Krieg und Brand sehr viel ausstehen müssen." Grosser erzählt nun von dem Schaden, welchen das Kloster gelitten, mehr: 1427 wurde es von den Hussiten zerstört, so daß es unterschiedene Jahre wüste liegen musste. „Im 30jährigen Kriege musste dieses Stifft zu unterschiedenen mahlen wieder sehr herhalten"; und 1683, den 22. August gerieth es in Brand, „also daß es mit großen Kosten und nicht mindern Sorgen wieder aufgebauet werden musste."

Dagegen widerlegt Carpzov in seinem Ehrentempel S. 341 bis 344 diese Gründung, und nimmt vielmehr als über allen Zweifel gestellt, an, daß „Kunigunda, Königs Wenceslai IV. Gemahlin die wahrhaffte Stiffterin des Klostes sey." In Böhmen geschahen von beiden und auch von Wenzeslaus Mutter Constantia, mehrere Klosterstiftungen. Es lag dies in der herrschenden Richtung; man glaubte durch dergleichen Stiftungen die ewige Seligkeit zu erlangen. Carpzov schreibt nun S. 343: „Diese vermeinte Hoffnung hat die Königin Kunigundam ebenfalls veranlasset, das Kloster Marienthal anzulegen, wie denn die gantz ausdrückliche Worte im Fun-

dations-Instrumento solches klar bekräfftigen: „Quod Ego Kunigundis Regina, communicato dilectissimi Domini et Consortis nostri, Regis Wacislai consilio, et liberorum nostrorum consensu, pro remedio animarum nostrarum, Parentumque nostrorum etc.“

Wenzeslaus ertheilte 1238 ein Confirmations-Diplom, das uns Carpzov im Auszuge, S. 342 seines Ehrentempels mittheilt. Weiterhin begründet auch Carpzov seine Ansicht, nach der Marienthal gleich Anfangs im Thale, und nicht auf der Höhe, in der Nähe des zerstörten Seiffersdorf erbaut worden sein soll.

[25]) Grosser nimmt an, daß Ostritz eine der ältesten Städte in dortiger Gegend sei. Im Anfange stand die Stadt wahrscheinlich unter kaiserlichen Burggrafen, die in der Burg Ostros wohnten. Später kam es mit der ganzen Gegend an die Burggrafen von Dohna, die es von ihrem Schlosse Grafenstein bis ins Jahr 1346 regierten. Schon 1301 war ein Theil von Ostritz an das Kloster Marienthal gekommen; jetzt aber, nach der Herrschaft der Grafen von Dohna fiel es ganz dem Kloster zu, welchem es auch bis an den heutigen Tag verblieben.

(Oberlauf. Kirchengallerie. S. 126.)

Die Ostritzer gingen damit um, ihre Stadt mit Mauern und Thoren zu versehen. „Weil dieses aber denen übrigen 5 Städten und sonderlich der Stadt Zittau zu unleidlichem Praejudiz gereichte: widersetzten sie sich dieser Absicht mit gesamter Hand, und ließen A. 1368 durch ihre ausgeschickte Mannschaft die bereits erbauten Thore, samt dem Rath-Hause niederreißen: musten sich aber auff ergangenen

Kayserlichen Befehl mit dem Stiffte (Kloster) dieses zugefügten Schadens halben wiederum vergleichen: jedoch ist der Ort seit dieser Zeit ein offener Flecken blieben."
(Grossers Merkwürdigk. der Ober- u. Niederlausitz. III. S. 88)

[26]) (Grossers laus. Merkwürdigkeiten. III. S. 88.) Ueber das Görlitzer Fürstenthum s. die spätere Bemerkung 63.

[27]) Jauernick, Kirche 1065 F. Hertel.

Der Burgberg 1144 F. H. 1104. Nach einer Karte des Königreichs Sachsen, geognostisch colorirt, entworfen, gezeichnet und lithographirt bei der k. Cameralvermessung.

Der Steinberg 1074 F. H.

Der schwarze, Ober- oder Waldberg 1212 F. H. u. 1196 F. nach d. erwähnten geogn. Karte.

(Abhandl. der naturforsch. Gesellsch. zu Görlitz. 4. B. 1. Hft. S. 83.)

[28]) Der Pfarrer Jauernicks, Johann Zacharie war der Reformation nicht abgeneigt. Doch als er 1539 heirathete, so wurde von Seiten des Klosters Marienthal seine Pfarrwohnung in Beschlag genommen. Er ward Prediger in Alt-Dresden. 1731 erschien ein landesherrliches Rescript, welches die Einwohner gegen Beeinträchtigungen des Klosters in Bezug auf freie Religionsübungen schützte.

(Oberlaus. Reformationsgesch. von J. G. Müller. Görlitz 1801. S. 649.)

[29]) Der Pfarrer Knauth zu Friedersdorf, der Dienels

Anlagen kennen lernte, veranlasste ihn, Modelle von der Stiftshütte, vom Salomonischen Tempel und von Jerusalem zu verfertigen. Sie gelangen ihm und Dienel reiste nun mit seinen Arbeiten in der Lausitz umher, bis er sie verkaufte. Dann erst kam er darauf, astronomische Kunstwerke zu fertigen. Nach dreijährigem Reisen erkrankte er zu Hamburg, erholte sich aber etwas und reiste nach Lüneburg. Dort starb er den 31. Juli 1795.

(Engelhardts Erdbeschreibung d. Ober- u. Niederlausitz. 2. Th. S. 20.)

[30]) Landskrone, das Haüschen auf dem Gipfel:

1291 F. Karte v. Sachsen.

1304 F. v. Gersdorf. 1304 F. Hertel.

1311 F. Berghaus.

Klein-Biesnitz am Fuße: 796 F. Berghaus.

822 F. Hertel, 847 F. v. Gersdorf

(Abh. d. naturf. Ges. zu Görlitz. 4. B. 1. Hft. S. 87.)

[31]) „Die Landskrone hat Abraham Gast Svib. Siles. in seiner An. 1596 E. E. Rath in Görlitz dedicirten Deductione Annalium Gorlicensium folgender Gestalt beschrieben:

Est in trajectu propior mons: arva coloni
Cum tenuere: loci structam dixere Coronam. etc.

Wir geben hier die deutsche Uebersetzung:

Wo sich der breite Weg mehr gegen Westen kehrt,
Zeigt sich ein steiler Berg, den vieles merkenswerth
Und angenehm gemacht, weil alle, die ihn kennen,
Ihn wegen seiner Form, des Landes Crone nennen.
Es steigt manch' schlanker Baum von unten zierlich auff,
Doch hemmen auf der Höh' zwey Gipffel ihren Lauff:

Die diese Gegend durch ein doppelt Raub-Nest schreckten,
Bis ihre Mauern sich zerbrochen niederstreckten.
Jetzt überklettert ihn manch muntrer Passagier,
Und sucht den alten Rest von dieser Landes-Zier;
Find't aber weiter nichts, als Büsche, Stein' und Baüme,
Denn alter Schlösser Pracht verschwindet wie die Traüme."
(Grossers Merkw. d. Ober- u. Niederlausitz. V. S. 11.)

[32]) Leske's Reisen durch Sachsen. S. 453.

[33]) Meyer zu Knonow ist Verbesserer eines Bogenklaviers und Erfinder eines Instrumentes, dessen Klang zwischen Harmonika und Flöte die Mitte hält, und welches er Harmonikon nannte. Meyer besaß eine vollständige Sammlung und Beschreibung der laus. Fische, eine Sammlung laus. ausgestopfter Vögel, ein treues Modell der Landskrone 2c. Er starb den 14. Jan. 1797 in Görlitz, (Engelhardts Erdbesch. d. Ober- u. Niederlausitz, 2. Th. S. 15—17.)

[34]) (Neues laus. Magazin 1840, 4. Hft. u. Engelh. Erdbesch. d. Lausitzen.)

[35]) 1559 bezog Scultetus, der eigentlich Schulze hieß, die Hochschule zu Leipzig, um daselbst Rechtswissenschaft und Geschichte zu studiren. Bald wurde er mit dem Mathematiker Johann Hommel bekannt, der ihn selbst in sein Haus aufnahm. Scultetus wandte sich nun hauptsächlich dem Studium der Mathematik zu. Nach dem Tode Hommels, 1562, trat Scultetus als Lehrer auf. Er zählte damals auch unter seine Schüler den berühmten Tycho de Brahe. 1579 wurde er am Gymnasium zu Görlitz, wohin er zurückgekehrt war, angestellt. In seinen Lieblingsfächern wirkte er unermüdet für die Jugend, selbst dann noch, als er 1578 ins

Rathscollegium trat. 1586 mußte er Geschäfte halber seine Stellung als Lehrer der Mathematik aufgeben. 1592 wurde er Bürgermeister. Er hinterließ bedeutende Schriften. Außer Mathematik und Astronomie beschäftigte sich Sc. gern mit Geographie; es wurden ihm mehrere Aufträge zum Entwerfen von Landkarten. Aber nicht blos als Gelehrter, sondern auch als Mensch stand Sc ehrenwerth da. (Grossers Merkwürd. u. Neues laus. Magazin.)

[36]) Jacob Böhme ist zu Altseidenberg bei Görlitz geboren. In seiner Jugend soll er das Vieh gehütet haben. Als Schuster in Görlitz trat er mit verschiedenen philosophischen Schriften auf. Von Seiten der Geistlichkeit und des Raths wurde er verwarnt, sich nicht um Sachen zu kümmern, die nicht seines Amtes seien; doch ist es ungegründet, daß man ihn aus der Stadt verwiesen. Böhme zählte schon zu seinen Lebzeiten mehrere gelehrte Freunde, die ihm in den verschiedenen Streitigkeiten beistanden, ihm auch vielleicht bei Bearbeitung von Vertheidigungsschriften behilflich sein mochten. Es erschienen mehrere Bildnisse von ihm. (Siehe Ausführliches: Grossers laus. Merkwürd. II. S. 29—36 und Neues laus. Magazin, 1821, S. 53—62.)

[37]) Der Erbauer des heiligen Grabes, Georg Emerich, wurde 1422 zu Görlitz geboren. Er widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit; 1470 wurde er Rathsmitglied und verwaltete seit 1484 fünfmal das Amt eines Bürgermeisters. Er starb den 21. Jan. 1507. 1465 entschloß er sich zu einer Reise nach Jerusalem. Wahrscheinlich nahm er schon damals einen Maler und einen Baumeister mit. Emerich kam 1470 glücklich zurück. Die Gegend, wo jetzt das heilige Grab

erbaut ist, schien ihm Aehnlichkeit mit der Umgegend Jerusalems zu haben und er fasste den Entschluß, hier eine Nachbildung des Grabes zu schaffen. Es war aber noch eine Reise dazu nöthig, die er von 1476—78 unternahm. 1481 begann der Bau und wurde 1489 vollendet.

(Siehe Näheres in der am heil. Grabe zu Görlitz zu bekommenden Brochüre: „Umständliche Beschreibung des heiligen Grabes zu Görlitz." Görlitz 1852.)

[38]) Wie schon bei Fr. v. Gersdorf erwähnt, trat 1779 die Gesellschaft der Wissenschaften ins Leben, die bereits Ausgezeichnetes, besonders im Gebiete laus. Geschichte, gewirkt hat.

1823 bildete sich aus der 1811 gegründeten Gesellschaft für Ornithologie die naturforschende Gesellschaft. Als Mitgründer und erster Director dieser Gesellschaft ist J. L. Schneider zu nennen, der sich, obgleich er keine gelehrte Bildung genossen, doch einen ehrenwerthen Namen, selbst im Auslande, erworben hat. Schneider wurde den 14. Novbr. 1788 zu Friedersdorf am Fuße der Landskrone geboren. Von seinen schlichten Aeltern erhielt er eine sittlichreligiöse Erziehung. In Niesky zum Schreiber ausgebildet, kam er später nach Görlitz, wo man ihn 1809 als Rathscopist und 1818 als Secretär beim Rathsamte anstellte. Von zahlreichen Freunden und seiner Gattin betrauert, starb er den 17. Novbr. 1835. Außer seinen Berufsgeschäften pflegte Schneider besonders die Naturwissenschaften, und man muß über seinen Fleiß erstaunen, mit dem er sich in seinem Lieblingsstudium so umfassende Kenntnisse erwarb, daß ihn viele deutsche Gesellschaften für Naturkunde zu ihrem Mitgliede ernannten. Außerdem pflegte er Alterthumskunde, auch nahm

er sich besonders der religiösen Volksbildung an, für die er bis an sein Lebensende unermüdlich thätig sich zeigte.

[39]) Als **Karl der Große** die Deutschen und andere benachbarte Völker zum Christenthum bekehrte, wurden die Götzenbilder zerstört oder ins Wasser versenkt. Dies widerfuhr auch den Bildern des Gottes Teuth oder Teoth. Nun soll die Strohpuppe, die man früher in einzelnen Gegenden der Lausitz und auch anderwärts hinaustrug, um sie zu verbrennen oder ins Wasser zu werfen, an das Götzenbild des Teuth erinnern. Das Todtenfest wäre also ursprünglich ein Teuthen- oder Teothenfest.

Nach anderer Untersuchung wäre dieses Fest slavischen Ursprungs. Die Slaven hielten nämlich die Marzava, d. h. den Tod, für eine besondere mächtige Göttin, welche einhergehe, um durch Krankheit das Leben hinwegzuraffen. Das Bild dieser Göttin aber pflegte man jährlich über die Grenze der Dörfer zu tragen, um dadurch die Todtengöttin von sich fern zu halten. Daß eine Marzava (vom polnischen morze und wendischen morju, d. h. tödten) wirklich göttlich verehrt wurde, darüber schreibt Joh. Dluglossus in seiner Hist. Polon. B. I. S. 37; Lips. 1711: „Ceres autem mater et Dea frugum, quarum satis regio (Poloniae) indigebat; Marzanna vocata, apud illos (Polonos) in praecipuo cultu et veneratione habita fuit;“ und Alexander Guaguinus Sarmat. Europ. f. 9. Spirae 1581: „Poloni Venerem Marzanam gentili lingua appellabant;“ und David Peiferus: „Venedi, ut traditur, simulacra Martanae et Ziovoniae (haec autem idolorum Cereris et Dianae erant nomina) contis infixa, vulgo e vicis solenni pompa lugubri et que-

rulo camine deportare et in proximam paludem vel praeterfluentem omnem abjicere solebant.“ (Rer. Lips. L. III· p. 313. Martisb. 1689.)

Es wird gesagt, die Wenden der Oberlausitz hätten die Verehrung der Göttin Marzava aus Polen mitgebracht, in welches Land sie ungefähr 409 einrückten. Der Name Marzava ist polnisch, in wendischer Mundart müßte er Morava heißen. In christlicher Zeit, ungefähr 1002, als sich die Oberlausitz unter polnischer Gewalt befand, wurde vielleicht die Feier des Marzava oder Todtenfestes auf den Sonntag Lätare verlegt. Die Polen feierten nämlich an diesem Tage ihr Todtenfest, zugleich zum Andenken an ihre Bekehrung. (Laus. Magazin 1770. 6. u. 8. Stück.)

Nicht blos in der Lausitz, sondern auch anderwärts fand man Spuren eines Todtenfestes; z. B. in Nürnberg, in Eisenach und am Rhein. In letztgenannter Gegend sang man:

Treib aus! dem Winter geh'n die Augen aus;
Veilchen, Rosenblumen,
Holen wir den Sommer;
Schicken den Winter über'n Rhein,
Bringt uns guten kühlen Wein.

An mehreren Orten ist die Bedeutung des Festes in den Gesängen ganz verloren gegangen. (Preuskers Blicke in die vaterländische Vorzeit. B. 1. S. 151—52.)

[40]) (Neues laus. Magazin. 2. B. 1823. S. 30—41.)

[41]) Uebers gesammte Königshainer Gebirge siehe: Leske's Reise durch Sachsen u. Preuskers Blicke, B. 1., S. 153 bis 160. Die Höhenmessungen sind aus: Abhandl. d. naturf. Gesellschaft zu Görlitz. 4. B. 1. Hft. In demselben

Artikel der Höhenmessungen kommt auch der Ausdruck „Königshainer Gebirge" vor, den ich aus Gründen auch in meiner Schrift beibehalte.

[41]) (Oberlaus. Kirchengallerie. S. Walddorf.)

[42]) Engelhardts Vaterlandskunde. Oberlaus. Kirchengallerie. Neues laus. Magazin. 1821. S. 62 x.

Während des Erscheinens meiner „Bilder" gingen mir noch folgende Schriften zu: Ortsgeschichte von Berthelsdorf und Herrnhut, bearbeitet und herausgegeben von G. Korschelt, Schullehrer in Berthelsdorf. Berthelsdorf bei Herrnhut, im Selbstverlage des Herausgebers, sowie in Commission bei E. Kummer in Leipzig, 1852; und:

Geschichte von Herrnhut, bearbeitet und herausgegeben v. G. Korschelt. Berthelsdorf, im Selbstverlage d. Herausgebers. Leipzig, in Commission bei E. Kummer, 1853.

Ich entlehne aus erstgenanntem Buche noch Folgendes: „Die Lage des Thales, in welchem Berthelsdorf (1/4 Stunde von Herrnhut) gebaut ist, ist schon hoch; da der Huthberg nach den neuesten Messungen 1120 F. hoch ist, so kann die Höhe, wenigstens von Oberberthelsdorf, wohl 850 Fuß betragen. Auffallend ist der Unterschied mit dem nur 3 Stunden entfernten, durch einen Kreis von Bergen geschützten Zittauer Thale. Nach den Beobachtungen des Herrn Hauptmann Dreverhof war dort nach einem zwölfjährigen Durchschnitt der Mittelstand des Thermometers + 8, 81° R. und der des Barometers 27 Z. 3 L., während dagegen nach zehnjährigen Beobachtungen des Hrn. med. pract. Jähne in Berthelsdorf der hiesige Mittelstand beim Thermometer + 5, 2° und beim Barometer 27 Z. betrug. In der Regel be-

ginnt daher auch in der Zittauer Gegend die Ernte acht bis vierzehn Tage früher als hier." (S. 7.)

Aus zweitgenanntem Buche möge Folgendes hier stehen: „Den Namen Herrnhut bekam der neuentstandene Ort von dem Wirthschaftsinspector Heitz in Berthelsdorf, welcher in des Grafen Zinzendorfs Abwesenheit den Anbau leitete; er gebrauchte ihn zuerst in einem Briefe an den Grafen vom 8. Juli 1722, in welchem er zum Schlusse also schreibt: „Gott hat den Herrn Marche recht zu diesem Werke aufgemuntert. Er segne es auch nach seiner Güte und verschaffe, daß Ew. Excellenz an dem Berge, der der Hutberg heißt, eine Stadt bauen, die nicht nur unter des Herrn Hut stehe, sondern auch alle Einwohner auf des Herrn Hut stehen, daß Tag und Nacht kein Stillschweigen bei ihnen sei." In allen folgenden Briefen kommt der neue Ort unter dem Namen Herrnhut vor; Heitz bemerkt dabei noch, daß Herr Marche mit zu dieser Benennung desselben geholfen habe, damit er nicht aus eitlem Ruhm eines Menschen Namen bekäme. Doch erst seit 1724 wurde er allgemein gebraüchlich, indem der Pfarrer Rothe in Berthelsdorf auf der Kanzel bei einer Fürbitte zuerst „Herrnhut" öffentlich nannte." (S. 7).

Von S. 29—36 wird uns Zinzendorfs Leben kurz u. treffend geschildert. Schon als Schüler des Pädagogiums zu Halle stiftete er den Orden „vom Senfkorn", der alle Ordensbrüder zum treuen Beharren bei der Lehre Jesu und zur Beförderung derselben unter Juden und Heiden verpflichtete. Nachdem Z. Hof- u. Justizrath bei der Landesregierung zu Dresden gewesen, trat er 1734 in den geistl. Stand,

legte seinen Degen ab und schickte den 1731 vom Könige v. Dänemark erhaltenen Danebrogsorden 1736 wieder zurück, weil er ihn als ein, mit dem geistlichen Stande nicht harmonirendes Ehrenzeichen betrachtete. Mit erstaunlicher Thätigkeit unternahm Zinzendorf in Begleitung seiner 16jährigen Tochter Reisen durch Deutschland, Holland, England, Liefland, Westindien und Nordamerika. Seit 1732 gingen bereits von seiner jungen Gemeinde Missionen aus. Am Tage vor Zinzendorfs Begräbniß, den 16. Mai 1760, fanden sich in Herrnhut außer 2100 Leichenbegleitern auch gegen 2000 Fremde aus den umliegenden Städten u. Dörfern ein.

[44]) In Preuskers „Blicken in die vaterländ. Vorzeit" heißt es: „Die Stadt wird mit folgenden, theils latinisirten, theils sorbisirten Namen urkundlich genannt: 1239 Lubavia, 1267 Lubawe, später bis 1400 Lobaw, Lubawe, Lubowe ꝛc. Gewöhnlich wird Löbau von lobio, lobina, lobosez, Tiefe, Abgrund, abgeleitet. Eine andre Ableitung ist die von luby, lieblich, angenehm. Es gibt auch ein russisches lub, lubja, Linden- oder Ulmenrinde, luiwa, Bruch, Sumpfwald. Der Name kann aber auch aus dem Deutschen und zwar von dem slavonisirten deutschen Leiba, Loiba, Luba, Lubia ꝛc., ein Laubholzwald, abstammen."

[45]) Aus der Geschichte Löbau's will ich noch einige spezielle Züge hier angeben:

Im Jahre 1413, den 5. Februar gab der Schulmeister zu Löbau auf dem Markte ein Spiel, St. Dorothees Leiden darstellend. Auf dem Dache des Rathhauses hatten sich eine große Anzahl Zuschauer eingefunden. In der Mitte des Spiels brach plötzlich ein Theil des Rathhauses ein und

33 Menschen wurden durch den Einsturz erschlagen. Auch von den Hussiten musste die Stadt 1419, 1420, 1425, und besonders 1429 und 1432 viel leiden; in letztgenannten Jahren wurde Löbau fast ganz zerstört. Im 30jährigen Kriege waren seine schrecklichsten Jahre: 1620, 1632 (die Stadt wurde binnen 10 Tagen 4 Mal genommen), 1636, 1637, 1639 (die Verpflegung der Schweden kostete 2526 Thaler 22 Gr.) 1641 (ein Vorschuß zu der Görlitzer Belagerung betrug 2912 Thaler) und 1642. In letztgenanntem Jahre, am 16. October mussten 14 Viertel Bier und 14,400 Pfund Brot an die Schweden geliefert werden. (Oberl. Kirchengallerie. S. 139.)

Das Jahr, in welchem Löbau der Reformation beigetreten, kann nicht mit Gewißheit bestimmt werden, da die Nachrichten nicht so vollständig sind, wie bei den übrigen Sechsstädten. Wahrscheinlich aber fand Luthers Lehre 1522 und 23 in der Stadt Eingang, da nach Aussage alter Bücher und Register bei der Hauptkirche zu St Nicolai um diese Zeit die Berechnungen gewisser Zinsgelder, welche nur im Papstthume gebraüchlich waren, aufzuhören anfangen. Als ersten lutherischen Pfarrer Löbaus muß man Nicolaus von Glaubitz (1526—28) annehmen, da von ihm gewisse Nachrichten von seiner Verheirathung vorhanden sind. (Versuch einer Oberlaus. Reformationsgeschichte von Joh. Gottlieb Müller. S. 476 u. 477.)

[46]) Ein altdeutsches, mythisches Wesen, Bilwitz oder Pilwitz gehörte dem Elfenreiche an. Es war ein guter Wicht, zeigte sich jedoch auch zuweilen in den Gebirgen feindlich. Zwar gedenken erst mittelalterliche Poesien des 13. und 14.

Jahrhunderts des Bilwitz, doch dürfte seine Annahme in ein weit früheres Alterthum hinaufreichen. — Bei den alten Preußen war vielleicht der Gott Palwit dem slavischen Bieleboh verwandt. — Scala, d. h. Fels, gab auch in Böhmen einzelnen Orten (Groß- und Klein-Scal) ihre Benenung. (Preuskers Blicke in die vaterländische Vorzeit. B. 1. S. 114.)

[47]) Bereits 1851 ward zuerst die Idee ausgesprochen, den Löbauer Berg mit einem eisernen Thurme zu schmücken, und 1853 regte man den Plan von Neuem an. Daß man endlich zur Ausführung schritt, verdankt die Stadt Löbau einem ihrer Bürger, dem Bäckermeister Bretschneider, welcher aus seinen Mitteln den eisernen Thurm mit Restaurationsgebaüden errichten ließ. Der Stadtrath überließ ihm dazu bereitwillig das nöthige Areal, sorgte für zweckmäßige Wege zur Herbeischaffung des Baumaterials und stellte die Bedingung, daß nach 15 Jahren der Thurm und die Restaurationsgebaübe gegen eine Abzahlungssumme v. 2000 Thlrn. Eigenthum der Commun würden. Im Frühjahr und Sommer 1854 wurde der 90 Fuß hohe Thurm, dessen Eisenmasse auf 1400 Centner, und dessen Kosten mit Restauration auf 10000 Thaler veranschlagt worden, vollendet. Die Werkstücke goß man in der Eisenhütte Bernsdorf in Preußen.

Ueber den Berg gebe ich noch folgende naturgeschichtliche Ergänzungen:

„Seine Höhe beträgt 1374 Fuß über dem Meere und 640 F. über dem Löbauer Wasser, sein mit Wald bedecktes Areal 366 Acker. Sein unterer Theil besteht aus zum Theil tafelförmigem Basalt, der an mehreren Stellen, so z. B. am westlichen Abhange, in festem Gestein zu Tage

ansteht. Hier ist er fast schwarz, feinkörnig mit olivengrünem Olivin; in der Nähe dieses Basaltes ist grauschwarzer Basalt mit kleinen Augitkörnern und braünlichem verwitterten Olivin, ferner schwarzer, verschlackter, blasiger Basalt mit eingemengtem weißen Feldspath und schwarzen Augitkörnern. Unzählige, unregelmäßig übereinander gethürmte Blöcke beider Steinarten, größtentheils überzogen von einer weißlichen, in den oft von Nebeln umgebenen höheren Bergregionen sehr gedeihenden Flechte, bedecken den Berg an vielen Stellen. Noch Näheres darüber findet der Geognost in „Cotta's Erlaüterung der geognostischen Karte von Sachsen N. 17, Dresden 1839." Auf der Kuppe befindet sich Nephelin-Dolerit, meist kleinkörnig, aus vorherrschend schwarzem, krystallischem oder krystallisirtem Augit, grünlich-grauem und weißlichem Feldspath und Magneteisenerz gemengt, oft mit verwittertem Feldspath, so daß die Augitkrystalle vorstehen. Manchmal zeigt sich auch die Oberfläche ganz zerfressen, oder schwarz und verschlackt, wie vom Feuer angegriffen. Nicht selten hat der feinkörnige Dolerit Nester, welche mit weißem Faserzeolith ausgekleidet sind, oder er ist auch mit etwas Faserzeolith gemengt und steht an grauschwarzem Basalt mit eingemengtem Olivin an. Schwarzen, verschlackten, blasigen Basalt mit Augit und weißem, verglasten Feldspath findet man haüfig sowohl am südlichen Abhange, als auch in der Vertiefung, welche den Schafberg vom Löbauer Berge trennt und welche man wohl irrthümlicher Weise für die Spuren eines eingesunkenen oder verschütteten Kraters hält. Diese Verschlackungen und das allerdings lavaähnliche Gestein können nach Cotta nicht für

vulkanisch gelten und durch kein zufälliges Feuer entstanden sein, offenbar aber durch lange fortgesetztes heftiges Feuer. Da nun aber aus mehreren Umständen hervorgeht, daß bei diesem Feuer weder an eine beabsichtigte Aneinanderschmelzung einzelner Theile zu größerer Festigkeit, noch an eine Metallbringung gedacht werden kann, so muß man vielmehr annehmen, daß das Feuer selbst die Hauptursache war und die Steine nur zufällig, gleichsam als Heerd dazukamen. Bei einem Jahrhunderte lang unterhaltenen Opferfeuer konnten wohl auch die härtesten Steine zum Verschlacken und Schmelzen gebracht werden, und bei der starken Hitze eines Schmiedefeuers löst sich diese Kruste als eine pechartige Substanz vom Steine ab. Ein älterer Geognost fügt zu den genannten Steinen noch Onyx, Calcedon, Syenit und dunkelgrünen Jaspis hinzu, und daß die Löbauer Diamanten schöne Krystalle sind, die jetzt seltener zu finden, ist allbekannt.

Entlehnt aus: Der Löbauer Berg und der Friedrich-August-Thurm. Nach wissenschaftlichen Quellen bearbeitet von C. Borott, Cand. r. m. Löbau, Verlag von F. A. Bretschneider. In Commission bei Karl Dümmler 1854. S. 12—14.

Von Pflanzen, welche auf dem Berge vorkommen, werden folgende seltnere genannt:

Botrychium lunaria (Mondraute), **Sanicula europäa** (Sanikel), **Paris quadrifolia** (Einbeere), **Senecio Fuchsii** (Kreuzkraut), **Neottia nidus avis** (Nestwurz), **Actaea spicata** (Christophskraut), **Epipactis latifolia** (Sumpfwurz), **Asarum europaeum** (Haselwurz), **Mercurialis perennis** (Bingelkraut),

Asperula odorata (Waldmeister), Orchis coriophora (Knabenkraut, am Fuße des Berges,) Pulmonaria officinalis (Lungenkraut), Digitalis grandiflora (Fingerhut), Omphalodes scorpioides (Omphalode) östlich, Lathraea squamaria (Schuppenwurz), Pyrola uniflora (Birnkraut), Corydalis cava (Lerchensporn), Cynanchum Vincetoxicum (Hundwürger), Ribes alpinum (Johannisbeere).

Reich ist der Berg auch an seltenen, schönen Felchten und Moosen; besonders kommen folgende vor: Lichnis calcaria, Usnea, Alectoria jubadea, Ramalina, Borrera, Peltia, Parmelia, Hypnum (letztere fünf Geschlechter in verschiedenen Gattungen), Cenomice coccif., Tetraphis pelluc., Bartramia pomiformis, Lycopodium clavatum, etc.

Aus: Der Löbauer Berg und der Friedrich-August-Thurm, von E. Borott. S. 66.

Ueber den Löbauer Berg findet man außer in dem angezogenen Werkchen noch Näheres in: Preuskers Blicken in die vaterländische Vorzeit. B. 1. S. 77—96. — Der Löbauer Berg, von Ernst Scholze. Löbau 1851.

Schließlich gebe ich hier noch einige Höhenbestimmungen aus: Abhandlungen der naturf. Gesellsch. zu Görlitz. 4 B. 1 Heft.

Löbauer Markt 763 F. v Gersdorf.
810 F. (unbekannt.)
Spiegel des Löbauer Wassers bei Ebersdorf:
761 F. (Nach der schon erwähnten Karte von Sachsen.)

[48]) Höhe des Rothsteins: 1404 F. Hertel.
1309 F. Karte des Königreichs Sachsen, geognostisch colorirt, entworfen, gezeichnet und lithographirt bei der k. Cameralvermessung. Dresd. Blatt VII.

[49]) Die Burg Dolgewitz wird in der Urkunde über die 1213 erfolgte Grenzberichtigung zwischen bischöflich-meißnischen und königlich-böhmischen Besitzungen in den Landen Budissin und Zagost (Kaüffers Abriß 2c. B. 1. S. 4 u. 6) erwähnt. 1228 wurde von Wenzeslaus II. diese Grenzberichtigung erneuert und später von Siegfried, Erzbischof zu Mainz bestätigt. Das Original findet sich im Stiftsarchive zu Meißen. (Kaüffers Abriß der Geschichte der Oberlausitz B. 1. S. 70. und Preuskers Blicke in die vaterländ. Vorzeit B. 1. S. 95.)

[50]) Bischdorf gehörte früher zu den Gütern des meißnischen Bischofs; daher sein Name. 1307 kommt es als Biscopistorf vor. Hat Sohland seinen Namen vom deutschen Worte Saale, d. h. Grenze? und Dolgewitz den seinigen vom slavischen dol, dolina, das Thal?
(Preuskers Blicke in die vaterländische Vorzeit. B. 1. S. 96)

[51]) Preuskers Blicke in die vaterländische Vorzeit. B. 1, S. 85—87.

[52]) Das Bauzner Gebirgsganze, wie man diesen neuen Theil des Lausitzer Gebirges nennen könnte, geht vom

Löbauer Wasser an und endigt mit dem Keulenberge bei Königsbrück. Es setzt sich kammförmig bis an die Spree fort. Von da an verbreitert es sich mehr.
(Abhandlungen d. naturforsch. Gesellschaft zu Görlitz. 4. B. 1 Hft. S. 75.)

[53]) Engelhardts Erdbeschreibung der Ober- u. Niederlausitz. B. 1. S. 262.

[54]) Das Alter Baruths reicht bis ins elfte Jahrhundert. 1025 soll ein Nicolaus v. Gersdorf das Schloß gebaut und nach seinen Kindern Babo und Ruth, Baboruth genannt haben. (Oberlaus. Kirchengallerie. S. 98.)

[55]) Die Schlachten von Hochkirch und Bautzen. Ein Auszug aus den Werken: der siebenjährige Krieg von Archenholz und Napoleons Feldzug in Sachsen, vom Freiherrn v. Odeleben. Neusalz, 1852.

[56]) In meiner, 1853 bei Reichel in Bautzen erschienen Brochure: „Der Czorneboh mit dem Mehltheuer, der Schmoritz, dem Thronberge und den Dehsaer Bergen", gebe ich ein Verzeichniß mehrerer, auf dem Czorneboh und der Umgegend desselben vorkommenden Insecten, und ich erlaube mir, dasselbe für Freunde der Entomologie hier abdrucken zu lassen.

Schmetterlinge.

1. Melitaea.

Athalia.
Parthenie.
Latonia.
Aglaja.
Paphia.

2. Argynnis.

Selene.
Euphrosine.

3. Vanessa.

Cardui.
Atalanta.

Jo.
Antiopa.
Polychloros.
Urticae.
C. album.

4. Limenitis.

Populi.

5. Apatura.

Iris (jedoch nur selten).

6. Hipparchia.

Tithonus.
Janira.
Eudora.
Hyperanthus.
Maera.
Megaera.
Egeria.
Galatea.
Ligea.
Pamphilus.
Hero.
Arcania.

7. Lycaena.

Arion.
Cyllarus.
Acis.
Argiolus.
Alexis.
Argus.
Amyntas.
Circe.
Chryseis.
Phlaeas.
Rubi.
Quercus.
Betulae.

8. Papilio.

Podalirius.
Machaon.

9. Pontia.

Crataegi.
Brassicae.
Rapae.
Sinapis.
Napi.
Daplidice.
Cardamines.
Hyale.
Rhamni.

10. Hesperia.

Alveus.
Alveolus.
Taras.
Comma.
Sylvanus.
Linea.
Lineola.

11. Zygaena.

Lonicerae.
Filipendulae.

12. Deilephila.

Elpenor.
Galii.

13. Sphinx.

Pinastri.

Convolvuli.
Ligustri.

14. Smerinthus.

Tiliae.
Ocellata.
Populi.

15. Aglia.

Tau.

16. Harpyia.

Vinula.

17. Notodonta.

Ziczac.
Drometarius.
Camelina.
Dictaea.
Dictaeoides.
Palpina.

18. Lithosia.

Complana.
Rubricollis.

19. Liparis.

Dispar.
Salicis.
Chrysorrhea.
Auriflua.

20. Orgyia.

Pudibunda.
Fascelina.
Coryli.
Gonostygma.
Antiqua.

21. Pygaera.

Bucephala.

22. Gastropacha.

Quercifolia.
Potatoria.
Quercus.
Rubi.
Populi.
Neustria.

23. Eyprepia.

Russula.
Plantaginis.
Dominula.
Caja.

24. Acronycta.

Leporina.
Megacephala.
Psi.
Auricoma.

25. Kymatophora.

Flavicornis.

26. Triphaena.

Subsequa.
Pronuba.

27. Hadena.

Dentina.

28. Myselia.

Oxyacanthae.
Aprilina.

29. Mamestra.

Pisi.
Persicariae.

30. Thyatira.

Batis.

31. Calpe.
Libatrix.

32. Orthosia.
Litura.

33. Cosmia.
Trapezina.

34. Cerastis.
Vaccinii.

35. Xylina.
Rhizolitha.

36. Plusia.
Chrysitis.
Gamma.

37. Catocala.
Elocata.
Nupta.
Promissa.

38. Brephos.
Parthenias.

39. Euclidia.
Glyphica.
Mi.

Blatt-Wespen, Adlerflügler.

Tenthredo.
Laricis. (Nemat.)
Galiceti.
Septentrionalis.
Nigerrima (Allantus).
Ovata.
Variasilis (Cimbex).

Sirex.
Spextrum. Noctilio,
Gigas.
Juvencus.

Vespa.
Crabro.
Ichneumonidea.

Ichneumon.
Pimpla instigator.
Anomalum circumflex.
Ephialtes manifestat.
Pisorius.
Bracon palpebrator.
Microdus.

Pteromalus.
Pini.

Musca.
Fera.
Glabrata.
Piniperdae.

Tipula.
Pini.

Chermes.
Caccincus.
Viridis.
Laricis.

Käfer.
Nützliche.
Carabus.
Coriaceus. Hortensis. Violaceus. Gramulatus. Cephalotes. Rostratus. Niger. Auronitens. Sycophanta.

Cicindela.
Campestris.

Staphylinus.
Erythropterus. Olens.

Schädliche.

Buprestis.
Rugicollis.

Curculio.
Coryli. Betuleti. Violaceus. Incanus. Ater. Coryli. Pini. Lapathi. Fagi. Venosus.

Hilesinus.
Piniperda. Minor. Ater. Micans. Fraxini. Minimus.

Eccoptogaster.
Destructor. Scolytus. Pruni. Apate. Capucina.

Bostrychus.
Typographus. Stenographus. Laricis. Bidens. Dispar. Abietis. Acuninatus.

Cerambyx.
Aedilis. Heros. Populneus. Rubro - testacea. Inquisitor.

Chrysomela.
Pini Tremulac. Populi. Alni. Vitellinae. Aenea.

Cetonia.
Aurata.

Lytta.
Vesicatoria.

[57]) Wie treulich die Sechsstädte dem Befehl des Kaisers nachkamen, lesen wir im Lausitzer Magazin 1837. S. 97—134. Daselbst werden eine Anzahl Raubburgen nebst geschichtlichen Notizen angegeben. Ich hebe daraus Folgendes hervor: Der Tollenstein, nicht weit von der Lausche, ward von der Dynastie Berka im 12. Jahrhundert erbaut. 1337 ward er von den Sechsstädten erstürmt, und der Schwager des Königs Johann, Herzog Heinrich von Jauer, gab darüber den Bürgern seine volle Zufriedenheit zu erkennen. Zittau erhielt dafür im Stadtwappen links einen schwarzen Adler im goldenen Felde. Nach 127 Jahren erhob sich Tollenstein wieder und war in der Mitte des 15. Jahrhunderts von Neuem ein gefürchtetes Raubnest. 1450 wurde das Schloß durch den Landvoigt der Sechsstädte,

Johann dem Jüngeren von Wartenberg, der in Budissin starb, wieder zerstört. Die Feste erhob sich jedoch nochmals zum Schrecken der Reisenden und wurde 1469 von den Zittauern belagert. Jedoch mussten dieselben, wegen des Einfalls Herzog Heinrich's von Münsterberg in die Lausitz, von der Belagerung abstehen und ihrer Stadt zu Hülfe eilen. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts kam Tollenstein durch Kauf an die Herren von Schleinitz, von welchen das Schloß 1586 an die Herren von Strehlitz, und von diesen an die Grafen Kinsky gelangte. Muthmaßungen und Volkssagen zufolge soll es im 30jährigen Kriege vom General Banner belagert und zum dritten Mal zerstört worden sein.

Im Jahre 1468 ward das Stammschloß der berühmten „Waldsteine", die Burg **Ralsko** auf dem Basaltfelsen Roll bei Niemes in Böhmen zerstört. Es heißt: „1468 umb Martini erstiegen 12 Trabanten aus der Stadt Zittaw das hohe feste Schloß **Rot** genannt, bei 4 Meilen von Zittaw, bei Nimes, und schlugen dabei zu Tode den Herrn mit allem seinem Gesinde und funden dabei viel Güter, die die umbliegenden Ketzer umbs Frieden willen darauf geführet hatten. Es war eine ungeheuer ritterliche That. Die Zittawer besetzten das Schloß wohl. (Peter Eschenloer in seiner Geschichte der Stadt Breslau. S. 140.)

In dem angeführten Aufsatze (Lausitzer Magazin 1837) werden 23 Raubburgen genannt, welche sämmtlich von den Sechsstädten zerstört wurden und es dürfte deren Zahl noch bedeutender sein, wenn man alle Schlösser in Sachsen, den Lausitzen und Schlesien hinzufügte, die gleichem Schicksale unterlagen.

Da ich eben ein Weiteres über das Raubritterwesen unseres Landes geschrieben, so dürfte ein altlausitzisches Lied, welches darauf Bezug hat, hier am rechten Platze und zugleich ein Beispiel der alten Volkspoesie sein. Es heißt:

Vom vornehmen Raüber.

Was wollen wir aber heben an
Von Fritschen, dem jungen Edelmann,
Hat manchen stolzen Ritt gethan,
Bis es ihm wohl gelungen.

Fritsche zu seinem Knechte sprach:
„Sattle mir beide Pferde,
„Wir wollen nach Görlitz auf die Straße reiten,
„Die Fuhrleute wollen wir schauen.“

Da sie nach Görlitz auf die Straße kamen,
Die Wagen wollten sie aufhauen,
So blies der Wächter auf seinem Horn,
Auf dem Rathhausthurme.

Fritsche zu seinem Knechte sprach:
„Ei Knecht, sieh dich ein wenig um!“
Er sah den Hauptmann herreiten
Von allen Seiten mit Leuten.

Der Hauptmann wider den Fritsche sprach:
„„Fritsche, gieb du dich gefangen,
„„Zu Görlitz steht ein lichter Galgen hoch,
„„Daran sollt du Fritsche hangen.““

„Daß ich zu Görlitz hangen soll,
„Das laß dich Gott erbarmen,

„So reu'n mich nichts als meine Stiefel,
„Dazu meine guten Gesellen und Sporen."

„„Ja reu't dich nichts als deine Stiefel und Sporen,
„„Dazu deine guten Gesellen:
„„Reu'n dich nicht deine kleinen Kinder,
„„Dazu deine schönen Jungfrauen?""

(Laus. Magazin. 1832. S. 218.)

[58]) Laus. Magazin 1776. S. 55 und 56.

[59]) Laus. Magazin 1776. S. 56. In der Anmerkung.

[60]) Nachträge zu den merkwürdigsten Schicksalen der Oberlausitz und ihrer alten Hauptst. Budissin. 1833. S. 36.

Carpzov erzählt diese Sage über die Gründung Budissins etwas anders. Es heißt bei ihm: „Die allgemeine Tradition, die Hübner in historischen Fragen Part. IV. Lib. I. §. 65. p. 412. anführt, daß nämlich um das Jahr Christi 800 die Gemahlin eines böhmischen Herzogs in einem Dorfe dieses Landes einen Prinz gebohren habe, und weiln der Herzog die Weh-Mutter gefraget: Budże Syn? welches auf slavonisch so viel heißen soll, als: Ist's ein Sohn? so habe man zum Andenken eine Stadt dahin gebauet, und dieselbe Budissin, nachgehends Bautzen genannt, findet bei gescheuten Historicis keinen Glauben." (Carpzov's Ehrentempel des Markgrafthums Oberlausitz. I. S. 243.)

[61]) Nach Böhland wurde Budissin von den Wenden, vielleicht im Jahre 807, gegründet; doch erhielt es seinen Namen von den Franken oder Deutschen in späterer Zeit (958), als man anfing, den Ort mit Mauern und einem festen Schlosse zu versehen. Das altdeutsche Wort Bod

oder Bud heißt: Trotzen, Burg oder Grenzfeste. Der Boden aber, auf dem die Stadt gegründet ward, gehörte zum Gaue Nissin.

Andere leiten den Namen Budissin vom wendischen Worte Buczina, der Buchwald, ab. (Die merkwürdigsten Schicksale der Oberlausitz und ihrer alten Hauptstadt Budissin. Von August Böhland, Lehrer an der Bürgerschule zu Budissin. Budissin 1831. S. 18 und 19.)

In seinem Nachtrage zur Geschichte Budissins schreibt Böhland: Fast einstimmig sagen die Annalen, daß die Gründung der Stadt von den Sorbenwenden geschah, nur geben sie das Jahr oft sehr verschieden an, was wol mit daher kommt, weil die Einen vielleicht von dem Haupteinzuge der Slaven in die Oberlausitz 440; Andere von 800 oder 807, was bei Entstehung eines Ortes keinen Unterschied macht; wieder Andre von 882, oder der großen Niederlage der Oberlausitzer Sorbenwenden durch Poppo, Herzog von Thüringen, wo der junge Anbau wol einer Erneuerung bedurfte; noch Andre von 930, oder dem Befehl Heinrichs des Ersten zu einer Grenzfeste mit Ringmauer und dem ersten Markgrafen Gero; ja Manche sogar von 958 oder der Erbauung des Schlosses durch Otto den Ersten und der von ihm verliehenen Stadtgerechtigkeit das Jahr der Entstehung Budissins berechnen, was freilich ein sehr verschiedenes Resultat geben muß." (Nachträge zu den merkwürdigsten Schicksalen der Oberlausitz ꝛc. Von August Böhland. S. 34.)

[62]) Von 919—1002 war die Lausitz Provinz des deutschen Reiches. Hierauf kam sie an Polen und Böhmen;

1231 ward die Oberlausitz Provinz der Mark Brandenburg, um von 1319—1636 wieder unter böhmische Hoheit zu gelangen; und endlich 1636 kam die Oberlausitz mit Budissin an Sachsen.

[63]) Das alte Görlitzer Fürstenthum ward von Kaiser Karl IV. gegründet. „Denn er erklärte den Görlitzischen District, nebst seinen zugehörigen Städten, Herrschafften und Dörffern, zu einem Fürstenthum: erwehnten Printzen Johannem aber zum ersten Hertzoge. Zu dem Ende berieff er A. 1376 den 7. Jan. auf Pauli Bekehrung, 4 Personen aus dem Rath, ebenso viel aus den Aeltesten, und 2 aus der Gemeine nach Prag, diesem seinem Printzen, als ihrem künfftigem Hertzoge, zu huldigen.“ (Grosser's Merkwürdigkeiten der beiden Markgrafthümer Ober- und Niederlausitz. I. S. 92.)

So ward Karl's Sohn Johannes, in einem Alter von sechs Jahren zum Herzoge von Görlitz ernannt. Während seiner Minderjährigkeit übten seine Mutter und sein älterer Bruder Wenzeslaus die Vormundschaft über ihn aus, doch unterzeichnete der junge Herzog eigenhändig seine Edicte. Sein späteres Leben wird nicht sehr gepriesen. So wollte er 1395 die Stadt Görlitz verpfänden, musste jedoch endlich aus der Stadt entfliehen und starb 1396 in der Niederlausitz, wie man sagt an Gift. Wenzeslaus übernahm das verschuldete Fürstenthum seines Bruders. (Böhlands Schicksale der Oberlausitz. S. 76.)

[64]) Weiteres über den Aufstand findet man in Böhlands Schicksalen der Oberlausitz 2c. S. 78—82.

[65]) Böhlands Schicksale der Oberlausitz und ihrer alten Hauptstadt Budissin. S. 89—97.

[66]) Auf Veranstaltung des Budissiner Raths und des damaligen Amtshauptmanns, Nicolaus von Gersdorf, wurde 1527 am Dienstage nach dem Fest der heiligen drei Könige ein Religionsgespräch im Franziskanerkloster zu Budissin gehalten. Der Hauptpunkt der Disputation lag in der Frage: „Ist die Messe ein Opfer?" Es stritten wider einander die studirten Väter des Franziskanerordens und zwei evangelischgesinnte Prediger der Stadt, die in den Annalen tapfere, gelehrte Prediger genannt werden, und von denen der eine in der Kirche St. Petri deutsch, der andere aber in der Kirche St. Nicolai wendisch predigte. Außerdem aber hatten sich der Amtshauptmann, der Stadtrath, viele Adelige und Amtspersonen, angesehene Bürger und wahrscheinlich auch die Mitglieder des Domcapitels eingefunden. Die Disputation lief für die Katholiken so ungünstig ab, daß zum Beispiel, wie die Annalen erzählen, „bei dem besten und vornehmsten Mönche eine solche Scham entstanden, weil er überwunden, daß er sich bald nachher von Budissin nach Meißen begeben." Da nach diesem Vorfalle der Anhang der neuen Lehre wuchs, so wendete sich das Capitel an den König Ferdinand, und es kamen durch Unterstützung des Bischofs zu Meißen Johannes VII. zwei Commissare nach Budissin, welche den beiden protestantischgesinnten Predigern das Predigen und Disputiren untersagten und ihnen überdies das Exil zuerkannten. (Laus. Magazin. 1768. S. 296 u. s. f.)

[67]) „Als der, von dem Bischof zu Meißen an die Stelle der beiden vertriebenen, eingesetzte neue Prediger Dom. Vincul.

Petri 1528 seine Probepredigt hielt, und in derselben, wie die budissinische Chronik sagt: „seine Heiligkeit rühmte, und viel irriges und ungereimtes, abgöttisches Thun vorgab," stand alles Volk auf und ging zur Kirche hinaus. Dabei soll sich der Kanzelredner den wenig erbaulichen Ausdruck erlaubt haben: immer hin zum Teufel, was nicht bleiben will, worauf ihn eine Stimme aus der Menge gefragt haben soll: willst du mit, Pfaffe? Am Bartholomäustage trat ein anderer, Namens M. Behler auf, gegen welchen die Mißbilligung seines Vortrags noch laüter wurde. Denn, als dieser wie der vorige, seine Predigt mit „Vermessenheit und großem Geplerr" angefangen, so fing alles Volk mit lauter Stimme an zu singen: Gott der Vater wohn' uns bei ꝛc. Zwar hielt dieser bis zum Advent noch etliche Predigten; aber er hatte wenig Zuhörer."

(Versuch einer Oberlausitzischen Reformazionsgeschichte von Johann Gottlieb Müller, Pfarrer zu Jänkendorf und Ullersdorf ꝛc. Görlitz 1801. S. 268.)

68) Die Commissarien, welche am 28. September 1556 in Budissin sich einfanden, waren: „Andreas, Abt des Gotteshauses zu Heinrichau ꝛc. und Johannes Langus, der Kais. Rechte Doctor", und durch sie wurde der Vertrag zwischen dem Domcapitel und dem Rath bewirkt. Es heißt darin unter Anderem, daß beide Theile, Katholiken und Protestanten, der Lästerei und der Injurien sich überall enthalten sollten. — Ausführlich finden wir den Inhalt des Vertrags angegeben in Müllers Versuch einer Oberlausitzischen Reformazionsgeschichte, S. 277 u f. f.

69) Tabeera Budissinae, oder Budissinische Brand-Stelle ꝛc.

Mit einigen Predigten und nöthigem Register vermehrt von M. Nicolao Haas. Görlitz 1707. S. 16.

[70]) Böhlands Merkwürdigkeiten der Oberlausitz ꝛc. S. 167 und 170.

[71]) Tabeera Budissinae ꝛc. S. 4.

[72]) Erstes Feld. Man sieht Kaiser Karl den Großen, wie er Herzog Wittekind den Jüngern belehnt. 806. Der Kaiser sitzt mit Scepter und Panier auf dem Throne und vor ihm kniet Wittekind, indem er des Kaisers Panier ergreift.

Zweites Feld. Graf Wipprecht von Groitzsch kniet vor dem Kaiser Heinrich IV., um mit der Herrschaft Budissin beliehen zu werden. 1086.

Drittes Feld. Vor Kaiser Friedrich Barbarossa kniet linker Hand der Böhmenkönig Wladislaus II. und rechts der Markgraf von Meißen, Konrad der Große, ersterer, um mit der Ober-, letzterer, um mit der Niederlausitz belehnt zu werden. 1153.

Viertes Feld. Ober- und Niederlausitz, nebst Schlesien und Mähren werden von Kaiser Karl IV. dem Königreiche Böhmen einverleibt. Zur rechten Hand des Kaisers, der in der Mitte des Bildes auf einem Throne sitzt, stehen die drei geistlichen, zur linken Hand die drei weltlichen Kurfürsten. 1355.

Fünftes Feld. Es enthält die Könige von Böhmen (Lützelburgische Familie), welche über die Lausitz von 1367—1505 herrschten: König Wenzeslaus, Kaiser Sigismund, Kaiser Albert mit seiner Gemahlin Elisabeth, der Tochter Sigismunds, ferner ihren Sohn Ladislaus I., dessen Schwester und ihren Gemahl Casimir, König von Polen.

Sechstes Feld. Es enthält die Könige von Böhmen (östreichische Familie), welche von 1505—1635 die Lausitz besaßen: Ladislaus II., Ludwig, Kaiser Ferdinand I. und seine Gemahlin Anna, eine Schwester Ludwigs, Maximilian, Rudolph, Mathias und Ferdinand II.

Siebentes Feld. Kurfürst Friedrich von der Pfalz sucht sich zum Könige von Böhmen zu machen. Er sitzt gewappnet auf einem Pferde und zielt mit der Lanze nach dem böhmischen Löwen. Im Hintergrunde steht man Prag. 1619.

Achtes Feld. Kurfürst Johann Georg I. v. Sachsen vertreibt Friedrich von der Pfalz, welcher auf der Flucht Schild und Helm verliert. 1620.

Neuntes Feld. Johann Georg I. von Sachsen, nebst seinen beiden Söhnen, wird vom Kaiser Ferdinand II., der in der Mitte sitzt, mit der Lausitz beliehen. 1635. Neben Ferdinand sitzen, ebenfalls gekrönt, Ferdinand III. und Leopold. Zu beiden Seiten steht man die geistlichen u. weltlichen Kurfürsten, die Könige von Frankreich und von Schweden.

[73]) (Lausitzer Magazin 1777. S. 397 u. f. f.) Nach Carpzov musste die Rüstung, welche beim Vorritt gebraucht wurde, ganz nach Art der Rüstungen des 16. Jahrhunderts sein. Sie musste also über den ganzen Leib gehen, mit Arm-, Schenkel- und Beinstücken. Den ersten Vorritt that Asmus von Gersdorf am 5. Febr. 1626; den zweiten Johann Christoph von Warnsdorf auf Ober-Taubenheim und Tauchritz, den 11. Nov. 1670; den dritten Maximilian, Freiherr von Schellendorf, Standesherr auf Königsbrück, Klitzschdorf u. s. w., den 7. März 1671; den vierten

Gotth. Ad. Graf von Hoymb auf Droyßig u. s. w., den 25. Nov. 1777 (siehe die Beschreibung davon im oben angeführten Laus. Magazin 1777 ɔc.); und den letzten, so viel mir bekannt, Heinr. Siegfr. Traug. von Schönberg auf Steinitz u. s. w., den 3. April 1780. (Engelhardt's Erdbeschr. der beiden Markgrafthümer Ober- und Niederlausitz. B. 1. S. 102.)

[74]) Carpzov's Ehrentempel. I. S. 135.

[75]) Früher war der Brodschenberg mit einem Erdwalle gekrönt. Nachgrabungen, welche man 1830 auf dem Berge veranstaltete, brachten Opfergefäße, Schleudersteine, verkohlte Baumstämme, verbrannte Knochen und Gerste zu Tage. Böhland vermuthet aus der Masse der aufgehäuften Gegenstände, daß diese Ueberreste einer heidnischen Zeit nur von Ureinwohnern, die vielleicht Jahrhunderte hier weilten, herrühren können. Er glaubt auf dem Brodschenberge einen Opferplatz der Semnonen zu erkennen. (Böhlands merkwürdige Schicksale der Oberlausitz ɔc. S. 235 u. s. f.)

[76]) Das Schullehrer-Seminar besteht seit 1817. Die Zöglinge erhalten freien Unterricht, außerdem aber auch die bedürftigen monatliche Stipendien bis zu drittehalb Thalern. Es ist mir noch wie heute, wenn ich an jene Zeit zurückdenke, wo wir mit Sehnsucht des ersten Tages im Monat harrten. Dann ging der Präfect hin zum Director und kehrte mit vollen Taschen zurück. Da wurde gerechnet und ausgezählt, und frischer Muth schien in den gesammten Cötus gekommen. Doch das gehört nicht hierher. Die Leser mögen mir verzeihen, da mich die Erinnerung an vergangene Tage trieb.

Als die Reformation in Budissin immer weitere Verbreitung fand, bildete sich durch die Sonderung der Söhne evangelischer Aeltern aus der bestehenden Klosterschule der Franziskaner das Gymnasium. Dies geschah in den Jahren von 1532 bis 1540. Anfänglich musste der Unterricht während des Sommers in der Michaeliskirche und im Winter in dem Steuerhause hinter der Hauptwache gehalten werden. Erst später, im Jahre 1544, wurde die alte Bastei an der Tuchmachergasse mit Lehrzimmern versehen. Während des 30jährigen Krieges litt das Gymnasium sehr, doch brachten es verschiedene Vermächtnisse, besonders die des Dr. Gregorius Mättig (1650) wieder zur Blüthe. Unter den Rectoren nannte ich im Verlaufe der Bilder M. Christoph Jeremias Rost, der von 1759 hier angestellt war, und M Carl Gottfried Siebelis, von 1804—41 in Budissin als Gymnasial-Rector wirksam. Noch füge ich hinzu Friedrich Ludwig Gedicke (1792), der vorher Professor am Gymnasium zu Berlin und im Jahre 1803 Director der Bürgerschule in Leipzig wurde.

Wenn ich nun noch Einiges über die Geschichte des Budissiner Volksschulwesens anführe, so hat dies seinen Grund in Mancherlei; zunächst darin, daß der Verfasser dieser Schrift selbst Lehrer ist, ferner, daß eine große Anzahl Lehrer und besonders auch Bewohner Budissins das Erscheinen dieser Bilder durch Unterzeichnung förderten, und endlich hauptsächlich darin, weil die nachfolgenden Skizzen zugleich das Andenken einiger Schulmänner bei den Lesern befestigen wollen.

Im vorigen Jahrhundert gab es in Budissin eine ziem-

liche Anzahl Sammelschulen, die besonders von den Kindern solcher Aeltern besucht wurden, welche zu arm waren, um die Söhne einige Jahre aufs Gymnasium schicken zu können, die also eben so wenig auch für ihre Töchter einen eignen Hauslehrer zu halten vermochten. Nun hatten zwar edle Männer der Stadt für Armenschulen gesorgt, doch reichten dieselben nicht aus, um dem Bedürfniß genügend abzuhelfen.

So bestand z. B. in dem 1699 erbauten Waisenhause eine Schule, aber zunächst für die Waisenknaben, und ebenso stiftete im Jahre 1783 der damalige Oberkämmerer Prentzel eine Armenschule. Aber, wie schon gesagt, diese Schulen reichten nicht aus und es mussten deshalb auf Anordnung des Oberamtes im Jahre 1810 zwei neue Armenschulen gegründet werden. Als Lehrer berief der Stadtrath die Candidaten Juhr und Petri. War nun wol dem Bedürfniß für die ärmern Kinder abgeholfen, so wünschten doch auch die bemittelteren Aeltern für ihre Kinder eine wohlgeordnete Schulanstalt. Man kam solchen Wünschen entgegen und beschloß die Errichtung einer provisorischen Bürgerschule. Als man auf die Empfehlung des bereits angestellten Lehrers Juhr, den Vespertinerprediger, M Siegismund Bornemann aus Leipzig nach Budissin berief, um als Lehrer an der provisorischen Bürgerschule zu wirken, erklärte derselbe dem Rufe zu folgen, verabredete jedoch mit seinem Freunde Juhr die Vereinigung ihrer Schulen zu einer provisorischen Bürger- und Armenschule, weil durch Vereinigung ihrer Kräfte mehr geleistet werden konnte, als wenn jeder von ihnen allein stand. Nachdem Bornemann noch eine Reise zu Pestalozzi unternommen, trat er im November 1812 sein

neues Amt an. Unermüdlich wirkten die Lehrer, gönnten sich keine Ruhe und keine Bequemlichkeit, sannen und schafften. Ja, als das Bedürfniß fühlbar wurde, gründete Bornemann auch eine Privatschule, in der außer den Lehrgegenständen der Bürgerschule für die Knaben auch lateinische und für beide Geschlechter französische Unterrichtsstunden angesetzt waren. Die beiden Vorsteher dieser Privatschule, Bornemann und Juhr, konnten jedoch nicht Alles thun, sie mussten sich Hülfsarbeiter nehmen. So gedieh das Volksschulwesen unserer Stadt mehr und mehr. Die Lehrer schrieben (1818) von sich: „Ueber die Früchte unserer Bemühungen an unseren Kindern geziemt uns kein Urtheil. Dürfen wir jedoch Thatsachen als Zeugnisse hierüber anführen, so mag schon das fortwährende Bestehen unserer Anstalten in den unglücklichen Kriegsjahren und bei dem damaligen Stocken aller Geldquellen, das stete Wachsthum der Privatschule, welche seit 5 Jahren ihre Schüler sich um das Vierfache vermehren gesehen hat, ferner die Anhänglichkeit der Kinder an ihre Lehrer und an die Schule, ihre Lebendigkeit und Selbstständigkeit beim Unterrichte, die immer zahlreicher gewordenen Besuche von Aeltern und andern Schulfreunden, sogar aus fremden Orten, vornehmlich während der Prüfungen und der Umstand, daß vermögende Aeltern ihre Hauslehrer entließen, und Auswärtige ihre Kinder nach Budissin gaben, um sie unsere Anstalten besuchen zu lassen, dies Alles mag wenigstens für den guten Willen der Lehrer sprechen. Wir hoffen auch, daß diejenigen auswärtigen pädagogischen Freunde, welche uns in unsern Schulen oder in unsern Prüfungen besuchten, mit unsern Leistungen nicht unzufrieden

weggegangen sind, da sie am besten wissen, wie schwer eine neue Anstalt Vertrauen und Einfluß gewinnt, und wie noch schwerer ein Reiß auf einem fremdartigen Stamme anlebt. Denn noch zählen wir in unsern ersten Klassen wenige Kinder, welche ihren ersten Unterricht in unsern Elementarklassen empfangen haben. Die meisten sind uns erst in ihrem 8. oder 9. Jahre zugeführt worden, einige auch wol erst, nachdem sie mehrere andere Schulen und Lehrer versucht hatten. Und leider geht auch immer ein Theil derselben früher weg, als sie die Stufe von Bildung und Kenntniß erreicht haben, wozu unsere Schulen ihnen Gelegenheit geben und welche sie im bürgerlichen Leben oder zum nützlichen Besuche einer Gelehrtenschule bedürfen."

Juhr konnte nicht zu lange mit Bornemann vereinigt wirken, denn es raffte ihn ein Nervenfieber, das er sich im russischen Lazareth zugezogen hatte, in einem Alter von 28 Jahren dahin. In Hoyerswerda geboren, studirte Juhr von 1806 an in Leipzig Theologie, wendete sich aber später mit ganzer Seele der Pädagogik zu. So einfach und genügsam er auch gelebt hatte, so musste seine Beerdigung doch auf Kosten des Raths geschehen. Was er sich erübrigt, hatte er zum Besten der Schule angewendet. Auf seinem Grabsteine ist sein wahres Wesen in folgender Aufschrift zusammengestellt:

Ein Jüngling, wie in alter Zeit,
voll Kraft und hohem Muth,
den Kindern hold, voll Menschlichkeit,
selbst wie ein Kind so gut!

Gedenke ich auch des M. Zehme, der eine Anstellung als Pfarrer aufgegeben, um nur mit seinem Freunde Borne-

mann gemeinschaftlich arbeiten zu können. Er hatte die Pestalozzi'sche Anstalt, das große Taubstummeninstitut in Paris und eine Menge anderer Schulanstalten am Rhein kennen gelernt. Im August 1813 kam er nach Budissin.

Diese seine ersten Mitarbeiter überlebte rüstig an Körper und Geist M. Bornemann. Als im Jahre 1835 das neue Bürgerschulgebaüde beendigt war, vereinigte er als Director der Bürgerschule und der Armenschulen mit ersterer seine Privatschule unter dem Namen Parallelklassen. Unerwartet, da trotz seines vorgerückten Alters bei ihm keine Abnahme der Kräfte zu spüren war, ereilte ihn der Tod 1852.

Als Nachfolger in seinem Amte wirkt jetzt Friedr. August Seeliger, vorher Rector in Nossen. — Wie sehr aber das Volksschulwesen unserer Stadt sich erweitert hat, erkennt man daran, daß an der Bürgerschule mit den Parallelklassen und den beiden Armenschulen, außer dem Director im Ganzen 21 Lehrer wirksam sind.

(Oberlausitzer Kirchengallerie. S. Budissin. — Geschichtliche Darstellung der Entstehung und Fortbildung der Armen-, provisorischen Bürger- u. der Privatschule in Budissin, &c. In Comission bei Steinacker in Leipzig und Christian Schulze in Budissin. 1818.)

Ueber die Meereshöhe Budissins füge ich folgende Angaben hinzu:

die Peterskirche	659 F. Bgh.	680 F. v. G.
	672 F. Ch.	653 F. ?
Spiegel der Spree	599 F. Bgh.	547 F. Ch.

(Abhandl. der naturforsch. Gesellschaft zu Görlitz. 4. Bd. 1. Hft. S. 77.)

[77]) Grosser zählt in seinen Merkwürdigkeiten der beiden Markgrafthümer Ober- und Niederlausitz einen Flins den alten wendischen Gottheiten bei, und beruft sich dabei auf das Chronicon Saxonicum, auf Cranzius in seinem Vandalia, auf Lindenbruch in der Geschichte Caroli M. und auf andere Geschichtsschreiber älterer Zeit. Doch gesteht er nebenbei zu, daß in den Angaben keine Uebereinstimmung herrsche. So bildeten ihn Einige als Tod mit schwarzen Haaren und einem langen rothen Mantel ab. In der einen Hand hielt er einen Stab, oben mit einer aufgeblasenen Schweinsblase, auf der linken Schulter aber stand ein Löwe, von dem man glaubte, daß er durch seine Stimme die Todten aufwecke. Andere schreiben, auf dem Stabe des Flins sei eine brennende Korngarbe oder eine rauchende Opferschale angebracht gewesen. Ganz verschieden mit dieser Beschreibung ist jene, nach der man ihn als gekröntes Satansbild, mit Klauen an Händen und Füßen abbildete. Der Ort, wo die Verehrung des Flins stattgefunden, wird entweder an den Queis oder an die Spree bei Oehna verlegt. (Merkwürdigkeiten der beiden Markgrafthümer Ober- und Niederlausitz von Samuel Grosser. II. S. 5.)

Neuere Geschichtsschreiber haben die Erzählungen von einem wendischen Gotte Flins in das Reich der Sagen verbannt, und ich führe hier besonders an, welche Gründe den vaterländischen Geschichtsforscher Worbs dazu bestimmten. Er schreibt: 1) Der Name ist ächt deutsch. 2) Die alten unvermischten Slaven hatten kein F in ihrer Sprache. 3) Das älteste Zeugniß, welches eines wendischen Gottes Flins gedenkt, ist aus dem Jahre 1489. Keiner der älteren Chro-

nisten weiß etwas von ihm. 4) Botho, der Verfasser der Chroneken der Sassen, welcher um 1489 schrieb, ist ein sehr unzuverlässiger Schriftsteller, der besonders in der Beschreibung und Abbildung der alten deutschen und wendischen Gottheiten gar keinen Glauben verdient. Man vergleiche z. B. seine Beschreibung und Abbildung der Irmensaüle mit dem, wie sie Adam von Bremen beschreibt, oder die slavische Gottheit Prove, wie sie Botho darstellt und was Helmold, der ihr Heiligthum selbst gesehen, von ihr sagt. 5) Der Grund, den Botho für die Benennung Flins angiebt: wenta da stod upp einem Flinsteyn führt den Beweis der Nichtigkeit einer wendischen Gottheit dieses Namens in sich selbst. (Neues laus. Magazin. 1. B. 4. Hft. S. 572.)

[78]) Aus der neuen Geschichte von Königswarthe ist zu bemerken, daß in seiner Nähe 1813 den 19. Mai zwischen dem russischen Corps des Generals Barklay und dem preußischen Corps des Generals York auf der einen, und den Franzosen unter dem General Lauriston auf der andern Seite, ein bedeutendes Treffen vorfiel, wobei der Ort selbst bedeutend litt. (Oberlausitzer Kirchengallerie. S. 100.)

[79]) Die Schwefelquellen bei Schmeckwitz, zwischen Camenz und Bautzen in der Oberlausitz, genannt Marienborn, ꝛc. Von Dr. J. G. Bönisch, ꝛc. und Dr. Heinrich Ficinus, ꝛc. 2. Aufl. Dresden, bei Arnold. 1819. S. 5. — Carpzov's Ehrentempel der Oberlausitz. S. 329.

Ueber die Gründung des Klosters Marienstern noch folgendes Gedicht:

In jener alten Zeit, wo Muth und Glaube
Den Ritter zu dem heil'gen Grabe trieb,

Und in des Winters Sturm, im heißen Staube,
Der Pilger dem Gelübde treu verblieb;
In jener Vorzeit, wo die Heil'gen prangten,
Die Helden, die durch Gottergebenheit
In Einfalt nach dem Himmelreich verlangten,
Zu jedem Opfer, jedem Kampf bereit:
Da zog einmal, erzählen fromme Sagen,
Der Ritter Bernhard, Graf von Kamenz, aus
An einem trüben Tag im Herbst zu jagen
Mit Spieß und Pfeil im Forste seines Gau's.
Ein borst'ger Eber, leicht getroffen, fliehet
Durch Waldes Dickicht und durch Sümpfe fort:
Der Ritter folgt: des Kampfes Hitze ziehet
Ihn hin zu einem unbekannten Ort,
Und plötzlich wird im Sumpfe festgehalten
Sein Pferd, und sinket tiefer ein;
Kein Straüben hilft, kein Drohen kann es halten,
Umsonst ist auch sein Rufen und sein Schrein.
Schon ist es Nacht, die letzte Hoffnung endet,
Da flehet er mit glaübigem Vertrau'n
Maria an, die liebreich Hülfe spendet,
Gelobet, hier ein Kloster zu erbau'n.
Die Schatten flieh'n, die bunten Wolken weben
Im Osten seiner Hoffnung Bild, und fern
Sieht er im Himmelsglanz Maria schweben,
Zu ihren Füßen schwebt der Morgenstern.
Und schnell wird unter seines Pferdes Hufen
Der Boden fest, und wo der Fuß sonst sank,
Da tritt er sichrer, als auf eh'rnen Stufen.
Er lebt auf's neu und bringt der Rettung Dank.
Der Bau beginnt. Wo vorher Sümpf' und Baüme
Die Luft verdarben und den Weg versperr'n,
Erhebet sich in heit're Himmelsraüme
Ein heilig Haus zum Dienste unsers Herrn.
Marien- oder Morgenstern benannte

Der fromme Stifter, was er fromm geweiht;
Denn mit dem Strahl des Morgensternes sandte
Maria Hülfe, die ihn schnell befreit.
Hier kann seitdem, wer früh dem Sumpf der Sünden,
Dem Land der Erde muthig sich entreißt,
Der Seele Heil in frommer Andacht finden,
Der Stern glänzt noch, der zu dem Himmel weist.
Wen dieses Lebens schwere Nächte drücken,
Dem strahlet Licht im stillen Heiligthum,
Durch Unschuld, Liebe, Demuth zu beglücken,
Ist dieses Klosters still bescheidner Ruhm.
(Neues laus. Magazin. 1832. Hft. 2. S. 217.)

[80]) Karl H. S. Rödenbeck nimmt an, daß Groß- und Kleinseitschen der Ort sei, wo Oda die Braut des Herzogs Boleslav Chabri, am 2. Februar 1018 empfangen wurde. Die Namen Scitiani, Zizam, Zizani, Zizezane u. s. w. bezeichnen ein und denselben Ort. Verschiedenes spricht dafür, daß Boleslav am 30. Januar 1018 in Budissin war, und den 2. Februar ward seine Braut in Zizam eingeholt. Sie kam wahrscheinlich aus Meißen, wo ihr Bruder Hermann Markgraf war. Ihr Vater Eccard I. war bereits 1002, und ihre Mutter 1014 gestorben. Seitschen liegt nahe an Budissin und kann übrigens als Grenzort zwischen der Oberlausitz und Meißen bezeichnet werden, eignete sich also ganz besonders dazu, um Oda zu empfangen. Ditmar erzählt nichts davon, ob der Herzog Boleslav selbst in Scitiani gegenwärtig war, um seine Braut zu empfangen, wol aber führt er eine Menge Nebenumstände an; z. B. daß der Einzug des Nachts geschehen, daß man viele Lichter angezündet, daß die Braut von einer großen Menge Personen beiderlei Geschlechts empfangen worden sei, rc. (Näheres

in dem Aufsatze: Ueber den Namen und die Lage des Ortes Scitiani. Laus. Magazin. 3. B. 3. Hft. S. 342.)

[81]) Carpzov gedenkt mit wenigen Worten des klugen Mönches. Nachdem unser Geschichtsschreiber erzählte, wie im Jahre 1493 der Bau des Franziskaner-Klosters zu Kamenz begann und dann weiter fortgeführt worden sei, gibt er auch den Verfall des Klosters nach dem Tode seiner Ordensbrüder an. Hierbei erwähnt er mit folgenden Worten das Leben des Mönches Matthäus Rudolph: „Als nun das Licht des Evangelii in dieser Stadt (Kamenz) ebenfalls zu scheinen begunte, und die Mönche des Klosters mit ihren guten Werken und verdienstlicher Heiligkeit in Verachtung geriethen, insonderheit, nachdem Anno 1564, Matthäus Rudolph, den man nur den klugen Mönch zu nennen pflegte, weil er durch seine Necromantie sich unter dem gemeinen Volk Ansehen zu machen wusste, mit Tode abgegangen war, dessen Successor auch, Ignatius genannt, weder die Künste, noch das Glück hatte, und die übrigen Brüder theils wegstarben, theils das Kloster verließen, so übergab der letzte Frater, Adam das ganze Convent E. E. Rath, und bedingete sich dafür auf Lebenszeit benöthigten Unterhalt aus, welchen er auch aus dem Hospital erhalten, worauf dann sogleich behörige Anstalt erfolgte, daß das Evangelium in der Kirche gepredigt werden möchte. ꝛc." (Carpzov's Ehrentempel I. S. 308.)

In der Oberlausitzer Kirchengallerie (S. 48) wird erzählt, daß Rudolph 1562 im Gasthofe zum sächsischen Reiter, zwischen Bischofswerda und Göda gestorben sei, und daß man seine Magd und deren Sohn in dem Verdacht,

gehabt, als seien sie in dem Besitze von Rudolphs Zaubermitteln. Auf der Folter sollten beide ein Geständniß ihrer Mitwissenschaft ablegen, worauf man sie durchs Schwert vom Leben zum Tode brachte. Man glaubte von Rudolph, daß er im Stande sei, die Gedanken Anderer zu errathen, daß er Geld machen und auf einem Mantel durch die Luft reiten könne.

[82]) In der, allerdings mit manchen irrigen Ansichten behafteten Schrift: „Die Götter Deutschlands, vorzüglich Sachsens und der Lausitz, von Dr. J. G. Bönisch (Camenz 1830), wird Freia oder Frigga als Gemahlin Odins, des Gottes, der im Himmel thronte, dargestellt. Sie saß mit ihm auf dem Stuhle Hlidskialf, und konnte von da aus die ganze Erde überblicken. Alles, was der Menschheit bevorstand, das kannte sie, ohne es jedoch zu verkünden. Wenn der Erdbewohner sie bat, so sendete sie ihre Gna (Gnade) herab, die mit dem Strahle der Sonne kam, um den geängsteten Gemüthern Tröstung zu bringen. Man verehrte Freia deshalb und opferte ihr die ersten Früchte und junge fehlerfreie Thiere. Der Fruchtbaum war ihr geweiht. Göttinnen versammelten sich in dem Freundschaftspallaste Wingolf, um Frigga zu besuchen, die zwar nicht daselbst, sondern im Feensaal wohnte. Später verehrte man sie als Oster- oder Frühlingsgöttin.

Carpzov schreibt S. 306 seines Ehrentempels, daß wegen ihres felsigen Bodens wahrscheinlich auch Camin in Pommern, Schloß Camenz in Schlesien und die Gewerbstadt Chemnitz ihre Namen erhalten haben. Bei der Nachricht, die erwähnter Geschichtsschreiber mittheilt, ein Herr v. Grei-

fenstein sei von dem Kaiser Heinrich IV. in die jetzige Kamenzer Gegend versetzt worden, um die dortigen Wenden zu überwachen, gibt er auch an, daß die Wenden den Herrn von Greifenstein, mit Hinweglassung der ersten zwei Sylben, blos Herrn von Stein, oder in ihrer Sprache von Camitz genannt haben könnten, welcher Name vielleicht auch auf das erbaute Schloß übergegangen sei. — Anders erzählt die Oberlausitzer Kirchengallerie die Gründung von Kamenz Es heißt darin S. 39: „In der Mitte des 5 Jahrhunderts mussten die Teutmannen (Deutschen) der Uebermacht von Polen der eindringender Sorbenwenden weichen, welche im 7. Jahrhunderte nach manchem geschlossenen Waffenstillstande, und nach manchem erneuerten Kampfe, mit den Teutmannen hier grenzend, da, wo die Elster jetzt die Stadt Kamenz bespült, einen Steinweg durch diesen Fluß bauten. Grundlose Sümpfe machten damals die Lausitz sehr unwegsam, und der steinerne dammähnliche Uebergangspunkt verband eine von Ost nach West gerichtete Heerstraße, welche nach Großenhain und Torgau, sowie nach Glomaczi (Lommatzsch) und Leipsco (Leipzig) führte. Die Elsterfurth wurde Camenzyces (Steinfurth) genannt, und dieser Name ging auf ein mit einem Kretscham verbundenes Dörfchen über, welches Ansiedler bald hier gründeten, bemüht, den felsigen Boden anzubauen.“ —

Aus der Geschichte von Kamenz möge noch Folgendes erwähnt werden:

Im Jahre 1346 begab sich die Stadt mit in den Sechsstädtebund. Während der Regierung des Königs Wenzeslaus war Kamenz von 1406 an vier Jahre lang von allen Abgaben befreit, da es durch Krieg und Brand sehr ent-

kräftet worden. Der König hatte genehmigt, daß das Schloßthor, welches von der Burg nach dem, innerhalb der Ringmauer der Stadt liegenden, und dem Schlosse auch untergebenen Burglehn führte, zugemauert würde, weil es zu mancherlei Mißhelligkeiten Veranlassung gab. Diesem Zumauern widersetzten sich die Burggrafen. Die Vasallen, welche das Burglehn bewohnten und sich in ihrer Freiheit und alleinigen Burgunterthänigkeit Manches gegen die Bürger und selbst gegen deren Frauen und Töchter erlaubten, vermehrten die Erbitterung. Im Jahre 1409 hatte dieselbe einen so hohen Grad erreicht, daß die Bürger einen nächtlichen Ueberfall auf das Burglehn ausführten und Alles, was ihnen in den Weg kam, mordeten. Sie erlaubten sich dabei viele Grausamkeiten, stürzten die Verwundeten aus den Fenstern hinab oder ertränkten sie in den Wassertrögen. Nach solchem Frevel erschien im Jahre 1410 König Wenzeslaus, um, wie früher in Budissin, auch in Kamenz blutig zu Gericht zu sitzen. Doch milderte sich das Urtheil, da die Schuld ursprünglich auf Seiten der ritterlichen Vasallen lag. Die freie Rathswahl, welche die Bürgerschaft dabei verlor, erhielt sie nach einigen Jahren wieder. Eines aber gewann sie. Die Burgherren mussten das Burglehen an die Stadt verkaufen, auch das erwähnte Schloßthor zumauern lassen.

Ueber die schreckliche Einnahme der Stadt Kamenz durch die Hussiten im Jahre 1429 theile ich hier Folgendes mit: „Den 1. Januar 1429 ging die Stadt Löbau durch die Hussiten in Flammen auf. Später rötheten die Feuersäulen, welche von Bischofswerda, Pulsnitz, Königsbrück, Wittigenau

und Marienstern aufloderten, den ganzen Horizont und am 3. Octbr. standen die Hussiten vor den Thoren von Kamenz. Ritter und Flüchtige waren in der Stadt, deren Bewohner muthig die Vertheidigung ihrer Habe beschlossen. Es ging wie in Budissin zu. Selbst die Weiber und Kinder halfen und schütteten siedendes Pech und Wasser von der Mauer auf die anstürmenden Feinde. Am 6. Octbr. begrüßten die ermatteten Bürger noch als Unbesiegte die scheidende Sonne. Aber schrecklich war die Nacht. Durch Verrath, wie angenommen wird, waren die Hussiten in die Burg gekommen, brachen mit leichter Mühe durch das vermauerte Thor, und kühlten nun ihre Wuth an dem Blute und an dem Todesröcheln der unglücklichen Bewohner. Gegen 1200 Leichen lagen auf den Straßen, in den Haüsern und selbst an den Stufen der Altäre, wohin sich die Geängsteten geflüchtet.

Im Jahre 1432 wurde von Bruso oder Bursimus von Kamenz und dessen Mutter die Burg Kamenz an die Stadt verkauft, und die Bürger trugen dieses Schloß, welches ihnen verhasst geworden und das vielleicht auch am meisten die Hussiten angezogen hatte, ab, so daß jetzt nichts mehr davon übrig geblieben ist.

Als nach der bekannten Erhebung der Böhmen, die 1619 Friedrich von der Pfalz zum Könige krönten, die Lausitz an Joh. Georg I., Kurfürst von Sachsen gefallen, hielt letzterer 1621 in Kamenz die erste Ständeversammlung, wozu er unterm 3. Juli eingeladen. Dem Kurfürsten wurde der Huldigungseid abgelegt, auch bewilligte man zur Deckung der Kriegskosten 80,000 Schock. Alte Nachrichten erzählen, daß bei Beginn des Landtags im Osten ein weißes Kreuz, beim

Schluß desselben aber, den 14. Juli, als man den Kurfürsten aufs Rathhaus geleitete, ein Regenbogen am Himmel erschienen sei. Es wurden auf Anlaß dieser Begebenheit folgende Reime im Druck verkauft:

Zu Camentz gieng der Land-Tag an,
Ein weiß Creutz stund am Himmels Thran,
Creutz haben die Frommen überall,
Doch weil's weiß ist, ist's gut, zumahl,
Als der Land-Tag aufhöret gemach,
Man einen schönen Regen-Bogen sach,
Ueber den Churfürstlichen Haupt,
Der uns Gottes Gnad bedeut.
Denn da die Sünd-Fluth war verschossen,
Der Regen-Bogen Gottes Bund geschlossen.
Hilf Gott, daß auch an allen End
Sich all Unfall und Jammer wend!

Der damalige Syndicus von Görlitz, D. Gottfried Gleich von Miltzitz, welcher ein Zeuge jener Begebenheit war, machte darauf folgende lateinische Distichen, die ich auch in freier deutscher Uebersetzung folgen lasse.

Excipit Augustum Ferdnandum et Hirundo et Alauda
Alba. Est albis in gratia magna Dei,
Albaque Crux, Iris coelo in pulcherima fulgens
Ensigero exoridur roscida Saxoniae.
Quam bene conveniunt, Iris, Crux alba, et Alauda
Quam bene conveniunt alba et hirundo simul.
Nil aliud Crux alba est, quam nova gratia coeli,
Iris nil aliud quam favor ipse Dei.
Sic Deus astripotens Unctos, sanctosque coronat:
Consilia ipsorum dirigit atque probat.
Dona augusta ipsis Augustis mittit, ut haec sint
E coelo testes: sint comitesque Dei.
Dextra Dei dextra Imperii, jungit bene dextram

Ensigero Heroi Saxoniaeque Duci
Militat hic frustra et vana est sine viribus ira
Qui sanctos tangit laedit in orbe Deos.
Albae et sanctae in qui signo vincit Crucis hostes,
Hic Victor coeli, Victor ovansque Dei est.
Crux sit amara licet Christo mundo, est tamen alba,
Hanc facit et dulcem gratia sola Dei
Utque trahit varios Iris de Sole colores;
Sic mens electi gaudia mille capit.
Elector signo albae sub Crucis omnia vincat
Iride Saxoniae, dante juvante Deo!

„Ein weißes Kreuz und der Bogen der Iris zeigen sich am Himmel, als Sachsen seinem neuen Herrscher huldiget. Zu allen Zeiten sind es Zeichen von weißer Farbe gewesen, durch die Gott seine Huld den Menschen zu erkennen gegeben hat. So bedeutet auch dieses weiße Kreuz nichts andres, als des Himmels neue Huld, und der Regenbogen nichts anderes, als Gottes Wohlgefallen. So krönt Gott, der Beherrscher aller Welten, die heiligen Haüpter seiner Gesalbten und leitet ihre Rathschläge zu einem ihm wohlgefälligen Ziele. Er schickt ihnen vom Himmel herab die Beweise seiner Gnade, damit sie ihn zu ihrem Führer wählen. Die Hand Gottes wird die Kraft des neuen Beherrschers von Sachsen, des muthigen Helden, stärken, so daß die Wuth seiner Feinde, die ihm entgegenzutreten wagen, gegen ihn, den von Gott Geschützten, wirkungslos bleiben wird. Wer mit dem Zeichen des weißen Kreuzes seine Feinde besiegt, der ist ein Sieger, den der Himmel zum Sieger, den Gott zum Triumphator macht. Und wie der Bogen der Iris jede fühlende Brust mit seinen prächtigen Farben entzückt, so wird auch das reiche Herz des Kurfürsten auf sein ganzes Land

Segnungen tausendfacher Art ausströmen lassen. Gott gebe dem neuen Herrscher Sieg und Heil!"

(Oberl. Kirchengallerie. S. Kamenz. — Engelhardts Erdbeschreibung der Ober- u. Niederlausitz. 1. S. 198 ꝛc. — Versuch einer hist. Geographie Kursachsens und seiner Beilande, von Vollmächer. Dresden 1789. 2. S. 67 ꝛc. — Carpzov's Ehrentempel. 1. S. 305 ꝛc.

Gotthold Epherim Lessing starb 1781 den 15. Februar zu Braunschweig als herzoglicher Bibliothekar. Nach Beendigung des Elementarunterrichtes, den Lessing in Kamenz, wo sein Vater Pastor Primarius war, genoß, besuchte er die Fürstenschule zu Meißen bis 1746 und studirte dann in Leipzig und Wittenberg Theologie. Hauptsächlich aber pflegte er Literatur, ging später nach Berlin und machte daselbst die Bekanntschaften mit Ramler, Mendelsohn, Nicolai und andern Gelehrten. Dabei wurde er in der Vossischen Zeitung literarisch thätig, wechselte sodann mehrmals seinen Aufenthalt, so daß er unter andern auch in Breslau als Secretär des Generals Tauenzien, und später als Theaterdichter in Hamburg lebte, in welchem letztern Orte er sich auch verheirathete. 1770 erhielt er in Braunschweig die Anstellung als Bibliothekar und unternahm als solcher 5 Jahre darauf aus Liebe zu den Alterthümern eine Reise nach Italien. Bedeutend ist die Zahl seiner Schriften, die theilweise auch nach seinem Tode herauskamen. Was Lessing schrieb, muß den Lesern größtentheils bekannt sein, vielleicht auch die Thatsache, daß er sich durch die Veröffentlichung seiner Wolfenbütteler Fragmente viel geschadet hat. Genannte Schrift rief zahlreiche Gegenschriften, besonders von Seiten der

Theologen hervor. Anerkannt muß Lessings Verdienst um den Aufschwung der deutschen Literatur bleiben, zu dem er besonders auch durch seine „Hamburgische Dramaturgie" beigetragen.

Außer in manchen andern Schriften s. über Lessings Leben und geistige Productivität: Otto's Lexicon Oberlaus. Schriftsteller und Künstler. 2. S. 446 rc.

Ueber das Barmherzigkeitsstift, Lessings Denkmal zu Kamenz s. „Kurze Geschichte des Barmherzigkeits-Stifts, Lessings Denkmal zu Kamenz, von G. K. Camenz. 1846."

[83]) Hinsichtlich unsers Botanikers, Joachim Burscher's Geburtsjahr bin ich auf Widersprüche gestoßen. Otto setzt in seinem Lexicon Oberlausitzer Schriffsteller und Künstler (I. B. S. 190) als Geburtsjahr Burschers das Jahr 1614 fest, und damit stimmt auch nach dem Berichte eines Kamenzers (S. Budissiner Nachrichten 1854 No. 24) die Angabe im Kirchenbuch überein. Im Widerspruche damit erscheint das, was Gräve über Burscher mittheilt (Lausitzer Magazin 1832 S. 198), und selbst Ottos Angaben über die Druckzeit von Burschers Schriften. Gräve führt als Geburtsjahr das Jahr 1594 an.

[84]) Abriß der Oberlausitzischen Geschichte von Ch. Gottl. Kaüffer. 1. S. 9. rc. Versuch einer historischen Geographie Kursachsens und seiner Beilande, von Vollmächer. 2. S. 1. rc.

Engelhardts Erdbeschreibung der Markgrafthümer Ober- und Niederlausitz. 1. S 1. rc.

In seiner gekrönten Preisschrift: Waren germanische oder slavische Völker Ureinwohner der beiden Lausitzen? (Laus. Ma-

gazin. Neuer Folge siebenter Band; 3. Hft.) spricht sich Pastor Theodor Schelz in Zzschecheln, nach gewissenhafter Prüfung der darin einschlagenden geschichtlichen Nachrichten, dahin aus, daß die einzelnen Notizen, welche er angeführt, jede für sich betrachtet, umherschwimmen wie die Bruchstücke einer gescheiterten Vergangenheit, daß sie also mit Bestimmtheit die aufgestellte Frage nicht zu beantworten vermögen. Hinzu kommt nun noch die Aehnlichkeit in den Gebraüchen der Todtenbestattung bei Germanen und Slaven, weshalb man auch an den Grabstätten, die sich so zahlreich in den Lausitzen finden, kein untrügliches Kennzeichen aufzufinden vermochte, welches darthat, ob die Asche der Todten alten Slaven oder Germanen angehöre. Allerdings erscheint es glaubwürdiger, daß man Germanen als Ureinwohner des östlichen Deutschland, also auch der beiden Lausitzen annehme, da Tacitus in das weite Gebiet bis zur Ostsee Sueven versetzt, unter denen die Semnonen die angesehensten waren. Das baltische Meer hatte nach ihnen auch den Namen des suevischen (mare Suevicum). Es erscheint nach dieser Angabe das Land der Sueven sehr groß, und die Anhänger der Meinung, daß Slaven die Ureinwohner der Lausitzen seien, fühlen sich durch die Angaben des Tacitus noch nicht entkräftet, sondern fußen vielmehr noch darauf, daß die Römer mit den Gegenden Deutschlands, östlich von der Elbe ziemlich unbekannt waren, daß demnach unter einem großen Theile von Sueven Slaven zu verstehen seien. Sie führen nebenbei auch etymologische Nachweisungen an, z. B. Queiß von Kwicz, die Blume, Weichsel von Wisla, die Hohe, Herabhängende; und von der Elbe meint der Geschichtsforscher

Anton, der slavische Name Laba könne der ursprünglichere sein, obgleich die Römer Albis schreiben. Jedenfalls aber verdienen etymologische Nachweisungen nur die zweite Stelle, während ächte historische Zeugnisse den ersten Platz einnehmen müssen. Doch, wie schon gesagt, es haben die bisherigen Geschichtsforschungen mit völliger Sicherheit noch nicht festzustellen vermocht, ob Germanen oder Slaven als Ureinwohner der beiden Lausitzen zu betrachten seien. Noch eine dritte Meinung möge hier erwähnt werden, nach welcher weder Germanen noch Slaven, sondern vielmehr gallische Völker oder Kelten die Ober- und Niederlausitz am frühesten bewohnten.

Auch diese Annahme findet einige Berechtigung, wenn man bedenkt, daß die Kelten mitten unter germanischen, ja auch unter sarmatischen (slavischen) und thracischen Völkern wohnten.

[85]) Wendische Volkslieder, gesammelt von Haupt und Schmaler I. S. 32.

[86]) Wendische Volklieder 1. S. 245. Eine andere Melodie zu dem Hochzeitsliede findet sich in: Provinzialblätter, oder Sammlung zur Geschichte, Naturkunde 2c., herausgegeben von der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften. 1 B. 3 Stück. Leipzig und Dessau 1782.

Da ich die alte wendische Hochzeit beschrieben habe, so dürfte es nicht am unrechten Orte sein, auch über die Begräbnißsitten der alten Wenden, wie sie vielleicht noch vor 50 Jahren zu finden waren, Einiges anzugeben. Die Leiche ward im einfachen Sterbehemd in einen Sarg gelegt, der aus ungehobelten Bretern zusammengeschlagen war und auf

dessen Deckel man eine Axt legte, zum Zeichen, daß der Todte nun von aller Arbeit und Beschwerde ruhe. So lange die Leiche im Trauerhause lag, kamen daselbst des Abends die Nachbarn zusammen, um die Leidtragenden zu trösten und geistliche Lieder anzustimmen. Auch vermied man am Tage in der Nähe eines solchen Trauerhauses wo möglich jede lärmende Arbeit. Vor dem Begräbniß versammelten sich die Begleiter in dem Trauerhause, und wurden daselbst mit Speisen und Getränken bewirthet. Eigenthümlich war, oder ist vielleicht noch in einigen ächt wendischen Dörfern die Dobra Noz oder gute Nacht, die der Geistliche nach der Leichenpredigt und dem verlesenen Lebenslaufe des Verstorbenen auf dem Kirchhofe sagte und wobei er im Namen des Verstorbenen jedem Anverwandten, den Nachbarn, Freunden und Bekannten für Freundschaft, Wohlthaten, Besuche und dergleichen dankte und ihnen alles Gute wünschte.

Die Trauer der Wenden ist weiß. Man sieht noch heute in der Muskauer Gegend trauernde Frauen in große, weiße Tücher gehüllt zur Kirche wandern. Früher war diese Trauer allgemeiner. (Provinzialblätter, herausgegeben von der Oberlaus. Gesellschaft der Wissenschaften ꝛc. Drittes Stück.)

[87]) Haupt's und Schmalers Wendische Volkslieder. 1. S. 250.

[88] [89]) Wendische Volkslieder, 1. S. 88 u. 91.

[90]) Preußischer Volksfreund von Puttkammer. Berlin. 1842.

[91] [92] [93] } Wendische Volkslieder ꝛc. II. S. 149. 1. S. 96. II. Anhang S. 185.

Bemerkt mag zur Sage von Diter Bernhard oder Bern Diter noch werden, daß auch Luther derselben gedacht. Carl Vogt erzählt in seinem Buche: „Im Gebirg und auf den Gletschern", von irgend einem Heiligen der Schweiz eine ähnliche Sage. Dieselbe Erscheinung des Teufels spielt darin und der Heilige wird von Gott für sein Gelächter in der Kirche dadurch gestraft, daß der wunderthätige Mantel, welcher den frommen Mann sonst über den See zum Gotteshause trug, von dem Wasser verschlungen wird. Doch das Ende gestaltet sich freundlicher. Nicht wird der Heilige zu einem Widersacher Gottes, sondern er beugt sich unter den allmächtigen Willen und wird in der Todesstunde von dem Mantel, den eine unsichtbare Macht ihm plötzlich schenkt, hinauf in den Himmel getragen.

[94]) Ueber die Spinn- oder Rockenstuben schreibt Horczansky: „Noch eine Ergötzlichkeit der Wenden sind die Rockenstuben, welches sie mit dem Worten: na pschaśu hicz oder khodzicz — spinnen gehen — ausdrücken. Das Garnspinnen ist bei ihnen eins von den vorzüglichsten Erwerbsmitteln, indem sie nicht allein zum Verkauf, sondern auch zur Webe spinnen, zumal da das Gesinde nebst einer bestimmten Summe an Gelde, auch ein Ansehnliches an Leinwand bekommt. Es werden daher nicht nur Dienstboten und Kinder von ihren ersten Jahren an dazu angehalten, sondern es ist auch in einigen Gegenden eine gewisse Zeit, nämlich von dem Tage Burkhard (Mitte October) bis Mitt-

woch vor dem grünen Donnerstage dazu bestimmt. An beiden genannten Tagen ist bei den Wenden Folgendes gebraüchlich: Am Tage Burkhard gibt die Wirthin ihren Spinnern eine gebratene Gans oder doch ein Gerichte Fleisch mit Kraut und dazu eine Semmelmilch. Davon hat sie diesen Vortheil, daß sie von der Zeit an ihren Leuten nur frühmorgens, nicht aber des Abends Butter zum Brot reichen darf, da hingegen Andere, die den Burkhardsschmaus unterlassen, das Gesinde bis Martini auch des Abends mit Butter speisen müssen. Mittwochs vor dem grünen Donnerstage legen die Spinner Etwas zu Branntwein zusammen und trinken gleichsam zum Abschiede; Etliche aber peitschen den Leuchter, bei dem sie des Abends gesponnen haben (wenn nicht die Stube durch Kien erleuchtet ward), mit einem Besen zur Stube hinaus. Das Ergötzende nun in diesen Rockenstuben ist die Gesellschaft, die sich in mancher Stube zahlreich versammelt und sich mit mancherlei Gesprächen, mit Erzählungen und Singen beschäftiget." (Oberlaus. Provinzialblätter, 1. B. 4. Stück, S. 376.)

Wenn auch diese Rockenstuben noch hie und da bestehen, so sind doch die dabei beobachteten Gebraüche in jetziger Zeit verloren gegangen. So versicherten wenigstens Wenden, die ich darum befragte.

(Wendische Volkslieder von Haupt und Schmaler, II. Anhang. Seite 265 ꝛc.

[95]) Laus. Magazin. 3. B. 2. Hft. S. 237 ꝛc. — Engelhardt's Erdbeschreibung der Ober- und Niederlausitz. 2. B. S. 65 ꝛc.

Leske's Vater war früher wendischer Prediger in Mus-

kau, ging aber später als Prediger nach Warschau, von wo aus er über den Tod seines Sohnes Folgendes schrieb: „Wir Aeltern haben einen Sohn verloren, der uns in seinem Leben niemals betrübte, und dessen Verlust uns unersetzlich ist. Gott aber hat ihn zur wahren Ruhe gebracht, wohin wir auch bald zu kommen Hoffnung haben.“ Erstaunlich war der Fleiß Nathanael Leske's. Denn außer daß er sein Amt gewissenhaft verwaltete, schrieb und übersetzte er noch eine große Anzahl Abhandlungen und Bücher und recensirte die Geisteserzeugnisse anderer Männer. Es mögen hier noch angeführt werden:

1) J. G Wallerius Mineralsystem, worinnen die Fossilien nach Klassen, Abtheilungen, Gattungen, Arten u. Spielarten angeordnet, beschrieben und durch Abbildungen erlaütert worden; in einen Auszug gebracht und mit aüßern Beschreibungen und Zusätzen vermehrt. Berlin 1781.

2) Betrachtungen der Wunder Gottes in den am wenigsten geachteten Geschöpfen, oder niederländische Insecten, von Christ. Sepp; aus dem Holländischen. Leipzig 1783 bis 1786.

3) Sage, Anfangsgründe der Mineralogie, aus dem Französischen mit Zusätzen u. Anmerkungen. Leipzig 1775.

4) Abhandlung vom Drehen der Schafe und dem Blasenbandwurme im Gehirne derselben. Leipzig 1779 u. 1799.

In Ansehung seiner mannigfachen Verdienste um die Naturwissenschaften nahmen ihn mehrere, selbst ausländische gelehrte Gesellschaften als Mitglied auf.

(Lexicon oberlaus. Schriftsteller und Künstler von Otto. 2. S. 442—46. — Oberl. Provinzialblätter. 1. B. S. 54.)

[96]) Oberlauf. Reformationsgeschichte von Müller. S. 747 und 658.

[97]) Oberl. Reformazionsgesch. von Müller. S. 765.

[98]) Lauf. Magazin. Neue Folge. 3. B. S. 17 rc.

Ich füge noch Einiges über die, der Lausitz so eigenthümlichen Ringwälle an: Zu bemerken ist, daß sich dieselben nicht in dreifacher Reihe, wie Gustav Klemm schreibt, sondern unregelmäßig zerstreut, von Ost nach West durch das Land ziehen. Ihre Ausdehnung nach der Breite beträgt 1½ bis 5 Meilen, und sie liegen sämmtlich in dem Uebergange zwischen der sandigen Ebene und dem höhern Gebirge. Beobachtungen haben zu der Annahme geführt, daß sich dieser Lausitzer Schanzenzug an einen andern ähnlichen angeschlossen habe, der „von der Saale aus in der Richtung von Grimma, Oschatz, Mühlberg, Hain bis nach Kamenz bestanden." Preusker hat die Ringwälle, oder, wenn man sich der Volksausdrucksweise bedient, die „Schanzen" der Lausitz folgender Maßen eingetheilt: 1) in Landgräben, gewöhnlich ohne Wasser; 2) in Langwälle, die sich oft mehrere Stunden weit hinziehen, und wahrscheinlich weniger zur Befestigung, als vielmehr zur Grenzbezeichnung einzelner Gaue gedient haben mögen; 3) in Spitzwälle, die pyramidal aufgeführt, vielleicht in der germanisch-slavischen Periode unseres Vaterlandes zu Wachtposten und Feuersignalen benutzt wurden; 4) in Quadratwälle, die sich mehreckig erheben, aber wol schwerlich von den alten Germanen oder Slaven angelegt worden sind, da die natürlichste Schanzenform, deren sich uncultivirte Völker bedienten, gewiß die runde ist; und 5) in die eigentlichen Rund- oder Ring-

wälle, von denen besonders die Form in den Lausitzen zu beobachten ist, wo die Aufwürfe in der Mitte einen Kessel bilden und von oben gesehen selbst einem Ringe gleichen. Eigenthümlich ist bei unsern Lausitzer Ringwällen noch die Einrichtung, daß an dem Theile, wo ein Wall vielleicht durch einen Fluß oder Abgrund natürlich geschützt ist, die geringste Höhe bemerkt wird, während gegen das freie Feld hin, wo die Schanze eher zugänglich ist, auch die bedeutendste Höhe derselben, die sogenannte Stirn sich befindet.

Ueber den früheren Gebrauch der alten Schanzen und Ringwälle gibt es mancherlei Muthmaßungen. Preusker führt an, daß sie einst vielleicht zur Befestigung dienten, und zwar als Haupt- oder Bezirksfesten, die bewohnt und darum mit hölzernen Wohnungen versehen waren, oder als Grenzfesten, zur Bewachung der Straßen, Grenzen und Flußfurthe errichtet, oder endlich als Ortsfestungen, welche in Friedenszeiten unbewohnt waren, zur Zeit der Noth jedoch von den Einwohnern benutzt wurden, um sich gegen den eindringenden Feind besser vertheidigen zu können.

Andere Schanzen wurden vielleicht zu Wachtposten benutzt. Man zündete Warnungsfeuer auf ihnen an, sobald der Feind sich nahte, man rief durch Feuerzeichen, die von den Erdhügeln weit ins Land leuchteten, die Umwohnenden zu Volksversammlungen und Opferfesten auf. Ja man gebrauchte am Ende einzelne Ringwälle zu Opferplätzen und Grabstätten, wie ausgegrabene Kohlenreste und Aschenkrüge beweisen. — Folgende Ringwälle will ich noch speziell anführen: 1) der bei Prietitz unweit Elstra, 2) bei Ostra, 3) bei Kuckau (in der Vertiefung findet sich ein Garten

und Haus), 4) bei Göbau, 5) bei Doberschau, 6) an der weiten Bleiche unweit Preuschwitz, 7) bei Niedergurig, 8) bei Belgern, 9) bei Gröditz, 10) bei Kittlitz, 11) bei Georgewitz (die beiden letztern in den „Bildern" erwähnt), 12) bei Schöps, und mehrere andre. Außer diesen angeführten Wällen, welche sämmtlich nur von Erde aufgehäuft wurden, gibt es in der Oberlausitz auch noch Schlackenwälle, deren ich zum Theil bereits früher gedacht habe. Es sind dies erstens der Schlackenwall auf dem Stromberge, der mit geringer Biegung quer über den Berg laüft, so daß der östliche Theil desselben fast ringförmig abgeschlossen; zweitens der Schlackenwall auf dem Löbauer Berge, drittens ein ähnlicher auf dem Rothsteine, und geringe Spuren eines Walles auf der Landskrone. Die letzteren sind zwar sehr zweifelhaft, da sie eben so gut Ueberreste der alten Ritterburg sein können.

Erwähnt mag noch werden, daß auch in den kalmückisch-kirgisischen Steppen, längs der chinesisch-russischen Grenze sich künstliche Erdhügel erheben, die außerdem, daß sie dem Reisenden als Wegweiser dienen, hauptsächlich von den Nomadenvölkern dazu benutzt werden, feindliche Schaaren desto eher zu entdecken. Die eckigen Schanzen am Rhein wurden von den Römern angelegt, und sie unterscheiden sich durch ihre Form von den Wällen, welche aus der germanisch-slavischen, von den Geschichtsforschern so wenig erhellten Zeit bis in unsere Tage sich erhalten haben.

(Preuskers Blicke in die vaterländ. Vorzeit. 1. S. 100 rc. — Laus. Magazin. Neuer Folge vierter Band. 2. Heft. S. 116 rc.)

99) Grossers Merkwürdigkeiten 2c. Von den physikalischen Sachen. S. 6.

100) Das vollständige Lied Kauffers heißt:

Es liegt ein Gau in Deutschlands Grenzen,
Klein und doch unvergleichlich schön:
Die Ebnen ziert ein Schild von Kränzen,
Und Lust der Wälder schmückt die Höh'n.
Hier murmeln Bäche durch die Auen,
Dort strömen Flüsse durch den Sand ....
Hoch, liebster mir von allen Gauen,
Lusatia hoch, mein Heimathland!

Wohin das Schicksal mich getrieben,
Gleich stark im Kummer wie im Glück,
Zog mich zu dir ein brennend Lieben
Wie zur Geliebten still zurück.
Nur deinen Himmel sah ich blauen,
Wo über mir ein Himmel stand ....
Hoch, liebster mir von allen Gauen,
Lusatia hoch, mein Heimathland!

An deiner Brust ward ich geboren,
Die Vergtrift sang mein Wiegenlied,
Und tretend aus granitnen Thoren
Sang es die goldne Sage mit.
O Kinderzeit, o Märchengrauen,
Stets heilig bleibt mir euer Tand ...
Hoch, liebster mir von allen Gauen,
Lusatia hoch, mein Heimathland!

Durch deine Fluren will ich wandern,
Vertrau'n dir, was der Welt noch frommt,
Von einem Hause zieh'n zum andern —
Heil Dir, der mir entgegenkommt!

Den Männern allen und den Frauen,
Den Mädchen Gruß und Druck der Hand . . .
Hoch, liebster mir von allen Gauen,
Lusatia hoch, mein Heimathland!

Mir sagt der Geist, es nah'n einst Stunden,
Die in sich bergen rothes Weh —
O schützte dann dich Gott vor Wunden,
Ob auch dein treu'ster Sohn vergeh'!
Gebt ihm ein Grab nur, süße Auen,
Ein Grab, gefüllt mit eurem Sand . . .
Hoch, liebster mir von allen Gauen,
Lusatia hoch, mein Heimathland!

(Aus der Lausitz. Neuere Gedichte von Eduard Kauffer.)

Nachtrag.

Glück und Unglück hat die Lausitz im Laufe der Zeit betroffen. Es kamen Jahre, von denen man sagen konnte: Sie gefallen mir nicht! — Aber wie nach trüben Stunden der Sonnenschein wiederkommt, so folgen nach den Tagen der Trübsal auch Tage des Segens. Wer sollte d'rum zagen? — Doch muß ich noch angeben, was mich zu solcher Einleitung veranlasst hat. Da bei dem letzten Bogen Raum geblieben war, musste ich meine Feder noch einmal nehmen; und ich nehme sie um so lieber zur Hand und schreibe grade das Folgende nieder, da gar Manche jetzt in Tagen der Trübsal und Noth zu leben meinen und darum verzagen möchten. Wie böse Zeit sich immer wieder von der Lausitz gewendet, um guten Jahren Platz zu machen, das haben die Vorfahren uns niedergeschrieben. Wir wollen drum sehen, wie es vordem gewesen.

916 traf die Lausitz und Meißen ein großes Erdbeben.

990 herrschte den Sommer über eine so große Hitze, daß Garten- und Feldfrüchte verdorrten. Der Frühling dieses Jahres begann mit bedeutenden Stürmen ohne Gewittern. Der Winter aber von 990—91 währete 6 Monate und zeichnete sich durch große Kälte aus. Im folgenden Jahre

991 war ein allgemeines Sterben in Sachsen und Böhmen.

992 war große Hitze, großes Wasser und tiefer Schnee.

997 wurde wieder in der Lausitz und durch ganz Sachsen ein Erdbeben bemerkt.

1280 war nicht nur in der Lausitz, sondern in allen Ländern eine so wohlfeile Zeit, daß ein Scheffel Korn 22 Pfennige, ein Huhn 2 Pfennige und eine Mandel Eier einen Kreuzer galten.

1298 blühten schon am Drei-Königstage die Baüme.

1315—17 herrschte in der Lausitz eine große Theuerung.

1319 ward in der Zittauer Gegend das Loth Brot um einen Groschen verkauft. Rinde und Laub wurden zu Brod verbacken.

1336 war ein so gesegnetes Jahr, daß der Scheffel Korn nur einen böhmischen Groschen kostete.

1348 blühten den ersten März schon Korn und Wein.

1362 galt der Scheffel Korn einen halben Thaler; es war damals theuere Zeit.

1394 war ein Sommer mit großer Hitze und Dürre.

1395 war so wohlfeile Zeit, daß der Schffl. Korn 3 Groschen und Hafer einen Groschen, ja selbst 9 Pfennige galt.

1399 herrschte eine große Kälte. So war auch

1408 eine so große Kälte, daß in der Zittauer Gegend das Vieh in den Ställen erfror. Der Schnee drückte die Dächer ein.

1416 waren Korn und Mehl fast gar nicht zu bekommen. Man aß Eichenrinde, Stroh, Knospen. Es starben Viele vor Hunger.

1419 war so warme Witterung und zeitiger Frühling, daß die Baüme schon im März blühten.

1430 reifte das Korn schon zu Ostern.

1433 und 36 herrschte eine solche Kälte in der Lausitz und durch ganz Deutschland, daß selbst die größeren Ströme zufroren. Der Schneefall war in der Lausitz so bedeutend, daß die Communication gehemmt ward.

1438 war wohlfeile Zeit. Ein Scheffel Korn ward um 6 kleine Groschen gekauft.

1445 bekam man den Scheffel Weizen für 12 Groschen, Hafer für 6 Groschen.

1468 hatte man ungewöhnliche Frühlings- u. Sommerkälte. Ende Mai fiel noch eine bedeutende Menge Schnee.

1500, 1502 und 1513 wird erzählt, daß in den Wintern Wild und Vögel erfroren. Das Jahr

1522 hatte einen so schönen Herbst, daß die Rosen wieder blühten und reife Erdbeeren gefunden wurden.

1542, den Sonntag nach Egidi erschienen in der Löbauer und Rothenburger Gegend so viele Heuschrecken, daß die Sonne verfinstert ward. Aus der Rothenburger Gegend wird erzählt: „Dann sind sie vor Kälte alle gestorben, an etlichen Orten kniehoch gelegen, davon großer Gestank entstanden, wovon sehr viele Leute in der ganzen Umgegend vergiftet worden."

1545 und 46 gefror der Wein in den Fässern.

1548 war wohlfeile Zeit.

1551 war der Winter warm und ungesund. Um Weihnachten schrie noch der Kukuk und das Gras konnte gemäht werden.

1553 war ein strenger Winter mit vielem Schnee.

1554 entstand durch lange anhaltende Dürre eine solche Theuerung des Mehles, daß man in der Zittauer Gegend für zwei Schfl. Korn einen Schfl. Mehl gab.

1560 und 65 war große Kälte und viel Schnee.

1568 herrschte in verschiedenen Gegenden der Lausitz die Pest, so starben in Löbau allein gegen 1000 Menschen.

1577 war wohlfeile Zeit.

1581 herrschten wieder so große Schneefälle, daß Dächer und Baüme unter der Last des Schnees brachen (besonders in der Zittauer Gegend). Eine ähnliche Schneemenge fand sich

1583 in einzelnen Theilen der Lausitz.

1584 wüthete besonders in Budissin die Pest so heftig, daß die Oberamts-Canzlei nach Löbau verlegt werden musste.

1587 wurde es im Sommer plötzlich so kalt, daß sich die Arbeiter zur Zeit der Ernte in Pelze kleiden mussten.

1590 zeichnete sich durch kalten Februar und März aus. Darauf aber kamen an den Baümen sehr schnell die Knospen hervor und vom Juni bis August herrschte eine solche Trockenheit, daß das Gras auf den Wiesen verdorrte, die Feldfrüchte viel Schaden litten und, wie geschrieben wird, selbst die Fische im Wasser starben. Es regnete 38 Wochen nicht und meilenweit musste man in die Mühlen fahren. Die Elbe konnte man durchwaten (wo?) und die Neiße und Spree liefen so schwach, daß man sie mit den Händen schützen konnte. In demselben Jahre, es war in der Nacht des 15. September zwischen 11 und 12 Uhr, bemerkte man durch die ganze Lausitz ein bedeutendes Erdbeben. Einzelne Quellen versiechten in Folge dessen und es vergingen wol zwei Jahre, ehe sie sich wieder erholten.

1592 begann schon 14 Tage vor Martini eine heftige Kälte, die bis Pfingsten des folgenden Jahres währte.

1593 kam ein Frost zur Zeit der Kornblüthe.

1595 gab es wieder einen strengen Winter, so daß in der Zittauer Gegend die Brunnen erst gegen Pfingsten aufthauten.

1598 starben in Löbau an der Pest 530 Personen.

1606 war die Ernte so reichlich, daß die Früchte in den Scheunen nicht untergebracht werden konnten.

1608 herrschte ein strenger Winter. Man nannte ihn deshalb damals den großen Winter. Auch den Sommer über war es nicht besonders warm; so sollen noch um Johannis auf dem Felde bei Löbau Ziegen erfroren sein. Es fiel damals Hagel u. Schnee.

1611 wüthete in Budissin abermals die Pest. Der Landtag mußte deshalb in Löbau abgehalten werden

1616 war ein sehr dürrer Sommer.

1617 gab es theuere Zeit. Ein Scheffel Korn kostete 6—7 Thaler, Gerste und Hafer 4 Thaler. Die Preise sanken jedoch kurz darauf, so daß ein Scheffel Korn dann nur 2 Thaler und später sogar 6—7 Schillinge galt. Eine gleiche Klage über theure Zeit findet man im Jahre

1620, wo der Scheffel Korn 6—6½ Thaler kostete. In demselben Jahre, den 20. August war so starkes Eis, daß man darüber fahren und reiten konnte.

In den Jahren von 1620 bis 1622 war die Theuerung besonders durch die schlechten Münzsorten, welche sich in den Kriegsjahren eingeschlichen, hervorgerufen worden. Man bezahlte den Scheffel Korn mit 18—20 Thlr. solcher schlechten Münze. Im Jahre

1624 galt der Scheffel Korn nur noch 5 Thaler, der Weizen 4 Thaler, Gerste und Hafer 2 Thaler in gutem Gelde.

1626 starben in Löbau 800 Menschen an der Pest. Es fiel am 26 April so großer Schnee, daß man bis an die Knie darin ging.

1635 und 55 herrschte sehr strenge Kälte; man musste die Bier- und Weinfässer mit Äxten aufhauen.

1650 erschienen sehr viel Heuschrecken.

1654 galt der Scheffel Korn einen Thaler,

1656 dagegen nur 14 bis 16 Groschen.

1657 begann die Frühlingswitterung schon im Februar. Die Baüme blühten, die Leute zogen auf ihren Acker. Die Ernte war gut und erfolgte zeitig. Der Scheffel Korn galt nur 16 Groschen. In den Jahren

1659, 67 und 77 waren wieder strenge Winter.

1668 gab es einen warmen Winter. Im Januar blühte bereits **Primula veris.**

1680 herrschte in der ganzen Oberlausitz und in Meißen die Pest. Es starben damals in Dresden gegen 1000 Menschen. Besonders hart wurde Kamenz betroffen. Daselbst starben 1500 Menschen. Das Vieh im Stalle brüllte nach Futter und musste verhungern, weil Niemand da war, der es versorgte. Öffentliche Sitzungen wurden keine gehalten und die Todten wurden am Tage und in der Nacht in großen Pestgruben begraben, nachdem man sie vorher mit Kalk bestreut.

1682 im Sommer traten alle Flüsse der Lausitz, überhaupt Deutschlands aus ihren Ufern.

1684 war große Dürre. Die Baüme verdorrten.

1686 war ein sehr warmer Winter.

1690 spürte man in der Zittauer Gegend eine Erderschütterung. Darauf folgte

1691 eine hitzige Krankheit, so „daß viele Menschen im Kopfe verwirrt wurden.“ Einige starben auch, „weil die Winde keinen Ausgang hatten.“ In demselben Jahre traten im benachbarten Schlesien die Flüsse aus. Auch in der Löbauer Gegend war großes Wasser.

1709 zeigte sich in der Lausitz, wie im übrigen Deutschland eine ruhrartige Krankheit. Der Winter war einer der strengsten. Den 17. Mai fiel noch ein so großer Schnee, daß Äste unter seiner Last brachen, Obstbaüme erfroren, Vögel fielen todt nieder und viele Menschen kamen um. Dabei herrschte das Jahr über großer Wassermangel. Man musste das Wasser förmlich kaufen.

1715, den 10. Februar herrschte ein heftiger Orkan, mit Blitz, Donner und Erdstößen verbunden. Er währte acht Tage und richtete großen Schaden an. So warf er allein in Kottmarswalde, auf dem Löbauer Berge und im Mönchsbusche 20,000 Stämme nieder.

1716 verbreitete sich in der Oberlausitz die schon den Römern bekannte Kriebelkrankheit, wobei sich am ganzen Körper Blattern und ein Jucken auf der Haut zeigten. In demselben Jahre war es wieder sehr kalt.

1717 zeigte sich die Kriebelkrankheit außer in der Lausitz auch in Potsdam, im Hanöverschen, in Lüneburg, Fulda, Naumburg ꝛc.

1720 wurden die Bewohner der Lausitz von einer bösartigen Krankheit heimgesucht, so daß in Löbau allein während einer Woche nicht selten 16—20 Personen ihren Tod fanden. Man klagte in diesem Jahre über theure Zeit, obgleich der Scheffel Korn nur 6 bis 6½ Thaler galt.

1725 wurde der Scheffel Korn mit 9 Thalern und die Gerste mit 10 Thalern bezahlt. In der Muskauer Gegend aßen die Menschen in der Hungersnoth eine Mergelerde. Es wird aber von fünf Personen erzählt, welche daran starben.

1726 fielen bedeutende Schneemassen.

1729 erschienen große Heuschreckenschwärme in der Rothenburger Gegend und besonders bei Gröditz, eine Meile von Löbau. Die Löbauer Fluren blieben verschont. Der Winter desselben Jahres war sehr streng.

1750 war eine sehr reiche Ernte. Der Scheffel Korn wurde höchstens mit 1 Thlr 12 Groschen bezahlt. Die Gerste kostete 28—30 und der Hafer 16 – 18 Gr.

1754 im August musste man der Kälte halber einheizen.

1756, den 14. Februar herrschte ein großer Sturm, der besonders in der Löbauer Gegend Haüser und Wälder beschädigte.

1761 war großes Wasser.

1762 waren die Getreidepreise in Folge des siebenjährigen

Krieges gestiegen. Man bezahlte den Scheffel Korn mit 20 Thalern. Im Jahr darauf,

1763 gab es eine reiche Ernte. Dies, verbunden mit dem Friedensschluß, bewirkte, daß der Scheffel Korn nur noch zwei Thaler galt.

1771 und 76 war strenge Kälte.

1772 und 73 herrschte große Nässe. Auf den Feldern wuchs viel Trespe. Beide Jahre waren Jahre der Theuerung.

1779 blühten in den ersten Tages des April viele Baüme.

1782 wurde die Lausitz auch von der sogenannten russischen Krankheit, einem Schnupfen, mit Kopfschmerz verbunden, heimgesucht. Nur Wenige starben an dieser Krankheit. Im Jahr

1786 gab's wohlfeile Zeit. Der Scheffel Korn wurde mit 1⅓ Thaler und Hafer mit 16 Gr. bezahlt.

1788 und 89 war so starke Kälte, daß des Nachts das Wasser in den geheizten Stuben gefror.

1795, 97 und 99 waren die Winter streng.

1802 fiel im Mai noch ein bedeutender Schnee. Die Baüme standen bereits in Blüthe, litten aber nichts, da der Schnee bald schmolz. Merkwürdig war

1805 das Erscheinen großer Züge von Schmetterlingen, die, wie man in der Rothenburger Gegend beobachtet, von Westen herzukommen schienen, sich zuletzt in Haufen sammelten und starben. Da es in diesem Jahre in die Ernte geregnet hatte, so galt der Scheffel Korn 17 Thaler 20 Groschen, Weizen 18 Thlr. Hafer 7 Thlr. 8 Groschen. Doch gab es damals Verdienst und der Arbeiter brauchte nicht gerade zu hungern. In den Jahren

1811 und 22 gab es heiße Sommer. Von

1812—16 waren die Sommer regnerig. Der Scheffel Korn wurde mit 8 Thlrn. bezahlt. Jahrs darauf,

1817 fiel er auf 6 Thaler.
1822 sah man am Weihnachtsfeste und Neujahrstage die Mücken spielen. Im März jedoch kam starker Frost und Schnee.
1825 galt der Scheffel Korn nur 2 Thaler.
1829 war ein harter Winter.
1834 war in unserer Lausitz und ganz Deutschland ein wunderschöner Januar. Die Schneeglöckchen und Cornus mascula blühten. Auch im November war es so mild wie im Frühling.
1836 und Anfang 37 herrschte durch die ganze Lausitz die sogenannte Grippe.
1842 ist noch wegen seiner großen Trockenheit im Gedächtniß.
1846 wurden besonders durch die überall ausbrechende Kartoffelkrankheit die Getreidepreise und somit die Noth der Armen gesteigert. Im Jahr darauf
1847 gab es eine reiche Ernte und der Scheffel Korn sank bis auf vier Thaler.

Die Quellen, welche ich zur vorhergehenden Zusammenstellung benutzte, sind hauptsächlich folgende:

1. Geschichte des Fleckens Hirschfelde in der königl. sächs. Oberlausitz, von Dr. Herm. Friedr. Knothe. Dresden, in Commission b. R. Kuntze. 1851.
2. Oberlausitzer Kirchengallerie.
3. Ortsgeschichte von Berthelsdorf und Herrnhut, von G. Korschelt, Schullehrer in Berthelsdorf. Berthelsdorf und Leipzig. 1852.
4. Die merkwürdigsten Schicksale der Oberlausitz, von Aug. Böhland, Lehrer an der Bürgerschule in Budissin. Budissin 1831.
5. Geschichte von Jonsdorf bei Zittau. Verfasst von einem Jonsdorfer. Zittau 1835.
6. Etwas über das Dorf Nieder-Neundorf, von K. Friedr. Schön, Schullehrer und Schiedsmann zu Nieder-Neundorf. Görlitz 1837.

Druck von E. G. Hiecke in Bautzen.





